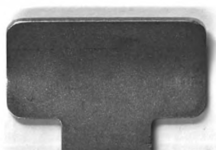
ZUR ORIENTIRUNG ÜBER DIE BISMARCK'SCHE ÄRA

Bruno Bauer





<36620290870011

Zur Orientirung

über die

Bismarck'sche Ära

von

Bruno Bauer.

CHEMNITZ 1880.

Verlag von Ernst Schmeitzner.



Zur Orientirung

über die

Bismarck'sche Ära

von

Bruno Bauer.

CHEMNITZ 1880.

Verlag von Ernst Schmeitzner.

PARIS
SANDOZ & FISCHBACHER
33 Rue de Seine.

ST. PETERSBURG
H. SCHMITZDORFF
(C. ROETTGER.)
Kais. Hof-Buchhandlung.
5 Newsky Prospekt.

TURIN, ROM
ERMANNO LOESCHER
Via di Po 19.

NEW-YORK
E. STEIGER
22 & 24 Frankfort Street.

LONDON
WILLIAMS & NORGATE
14 Henrietta-Street,
Covent Garden.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.



Vorwort.

Dem Verfasser der vorliegenden Blätter schwebten bei der Beschäftigung mit dem Thema seiner Schrift „Christus und die Cäsaren" seine Anschauungen über unser Zeitalter und dessen Verwandtschaft mit der Zeit des aufsteigenden römischen Imperatorenthums vor Augen. Neben den römischen, die ganze damalige Welt umfassenden Bürgerkriegen, stand ihm der britisch-amerikanische Bürgerkrieg, der gleichzeitige innere Kriegszustand der europäischen Gesellschaft und die Kriegsflamme, welche die französische Republik in ganz Europa anfachte. Ebenbilder der ersten römischen Kaiser waren ihm in der Gegenwart Napoleon I. und die Fortsetzer seines Werks. Wie die Imperatoren des julischen und claudischen Hauses aus den Ruinen der Bürgerkriege die Volksämter und Volksrechte aufrafften, sie in ihrer Hand zusammenfassten und sich zum obersten Kriegsherrn, Träger des Tribunals, Besitzer der Initiative im Senat und zum Herrn der Gesetzgebung machten, so hat auch Napoleon die Kunst der Centralisation geübt und den Spätern die Fortbildung dieser Kunst zur äussersten Virtuosität überlassen.

Neben dem bürgerlichen und militärischen Absolutismus formte sich in der religiösen Welt der ersten römischen Kaiserzeit eine ähnliche Centralisation. Als die Bürgerkriege rings um das Mittelmeer das Werk des republikanischen Schwerts an den Nationen und Aristokratieen vollendeten, fanden sich die mit den Völkern und adligen Zwischenständen erniedrigten

Götter in ihrer alten Heimath nicht mehr zu Hause, verliessen sie ihre Altäre, flohen unstät in der Welt umher und änderten und vermischten im Exil ihre Gestalten und Umrisse. Endlich verschmolzen sie in eine unbestimmte gasartige Einheit. Dieselbe Vermischung der religiösen Bilder, das gleiche Verdunsten in eine gestaltlose Einheit hat bei uns stattgefunden und augenblicklich schwebt noch der Krieg, in welchem diese gasartige Centralisation den Rest der alten und farbenreichen Götterbilder sich zu unterwerfen und zu assimiliren sucht.

Da ich aber kein Freund von historischen Anspielungen bin und in meiner „Christus- und Cäsaren"-Schrift nach dem Gleichmaass der Darstellung strebte, so habe ich es vermieden, in dieselbe meine schon vor Jahrzehnten ausgesprochene und bekannt gewordene Überzeugung von der Parallele der Gegenwart und der römischen Imperatorenzeit hineinzuziehen und die Aufmerksamkeit unnöthigerweise zu zerstreuen. Der Plan zur „Bismarck"-Schrift und der Entschluss, sie der Schilderung der Christen-Anfänge folgen zu lassen, standen mir schon fest, als ich mich an die Ausarbeitung meiner Deutung des christlichen Mysteriums machte. Jetzt also kann ich über den Zusammenklang zweier grosser Zeitalter ex professo handeln.

Die Bewunderer der heutigen Ära, wie die Männer, die in der Hast und fieberhaften Unruhe einer neuen Organisation ihre Lebenskraft aufgewandt haben, hören es nicht gern, dass ihre Leiden und Freuden der Wiederholung eines früheren Schauspiels dienen und am Ende, gleich der der römischen Imperatorenzeit, zu einer unerwarteten geistigen Katastrophe führen sollen. Rastlos und mit der eiligen Reform ihrer Umgebung beschäftigt, übersehen sie es, dass ihr Arbeitsfeld nur der Teil eines Bodens ist, der seit dem Schluss des vorigen Jahrhunderts von den republikanischen und kaiserlichen Heeren Frankreichs vom Nil und Tajo an bis zur Moskwa beackert und mit Blut gedüngt ist und dass aus den gelockerten Furchen Städtefreiheit, Emancipation von zahllosen kleinen Herren, Centralisation der Action und die Berufung der bisherigen Leibeigenen in die Volksheere aufgegangen sind, — also ein Schatz von Gütern und Mitteln, die auf etwas mehr als eine jährlich wechselnde und revisionsbedürftige Gesetzgebung hinweisen.

Und selbst die scheinbar Glücklichen, auf deren Haupt alles zusammengehäuft und in die strahlende Glorie verwandelt ist,

was sonst Zweck und Recht, Belohnung und Genuss der Volksthätigkeit war, können gleich den römischen Vorgängern ihren Triumph nicht in Ruhe geniessen. Inmitten ihrer gereizten Anspannung vergessen sie, wenn Unzufriedenheit und Widerstand sie kränkt, dass jede neue Anfachung des Streits zwischen populären und imperatorischen Ansprüchen nur dazu dient, ihren Machtzuwachs zu steigern und ihnen ein Centralisationsprojekt nach dem andern in den Schooss zu werfen.

Allein neben der militärisch-absolutistischen Centralisation und neben dem Zusammenfallen der früheren Götterbilder in den unbestimmten Schimmer eines allgemeinen höchsten Wesens erhebt sich in den imperatorischen Zeiten immer eine dritte Macht, welche die immateriellen Güter ihrer jedesmaligen Welt in das persönlichste Gefühl zusammenfasst und den Ausgang zu einer neuen Zukunft öffnet.

Zur Seite der römischen Imperatoren war der Sitz dieser dritten Macht das Gemüth, welches aus den Sätzen der alten Denkerschulen und Forscher alles für die Seele Heilsame und Rettende zusammenballte, in Stimmungen verwandelte und zu Motiven und Forderungen zuspitzte. Und aus der Tiefe eines so bereicherten und gestärkten Gemüths erhob sich als der mächtigste Centralisator der Stifter der neuen Weltreligion, berief im Sklaventode am Kreuz alle Gefesselten und Geplagten zu seiner Gemeinde und sammelte sie zu einem Reich der Freiheit, welches den Glanz der römischen Pracht überleben sollte.

Eine Orientirung über die neue Ära würde ein vergebliches Unternehmen sein, wenn sie nicht die Leuchte der Geschichte zur Hilfe nähme und beim Vorschreiten in den scheinbar verwickelten Wegen der Bismarck'schen Schöpfung die parallelen Erscheinungen des Alterthums, besonders der römischen Imperatorenzeit im Auge behielte. Da aber gerade die Verehrer und Diener dieser Schöpfung den Vergleich mit dem Werk der Cäsaren und Octavianen zurückweisen, überhaupt für die Beurtheilung des alten Vorgangs das verwerfende Urtheil des Tacidus die Oberherrschaft behauptet, so werde ich meiner Arbeit als Einleitung eine Uebersicht der bisherigen Deutungen des Imperialismus und eine Skizze der grundlegenden Arbeit Macchiavell's voranschicken.

I.

Macchiavell's
und seiner Nachfolger Deutung des Imperialismus.

Dem Imperialismus soll hiermit keine Rettung widerfahren, wie sie die menschenfreundliche und weltbürgerliche Gesinnung der modernen Litteratur schon mancher historischen Person gewidmet hat. Die Armen, die verwundet von der Nachrede und Feindschaft ihrer Zeitgenossen am Wege der Geschichte lagen, hatten zuweilen das Glück, dass sie die Theilnahme vorübergehender Samariter erweckten und ihre Wunden, unter der pflegenden Hand ihrer Retter gereinigt, sich wieder schliessen konnten. Die imperialistischen Perioden unserer Geschichte stehen aber hoch über persönlicher Feindschaft wie Freundschaft und haben so tief und befruchtend in unsere Geschicke eingegriffen, dass ihnen gegenüber von Rettung und Samariterthum nicht die Rede sein kann.

Dreimal haben sie, wie ein leuchtender und brennender Gürtel, die ganze Culturwelt ihrer Zeit umschlossen, mit Schauern und Gewittern das Alterthum, welches sie vorfanden, zerschmolzen und in Fluss gebracht und dem edeln Kern für seine Triebkraft einen freien Raum bereitet.

Die erste Erscheinung, unter dem vorbereitenden Vortritt der macedonischen Phalanx, pflanzte die griechische Cultur an die Ufer des Euphrat, Nil und Jordan und vermählte die ordnende Kraft der hellenischen Weisheitsschulen mit den Wundern der vorderasiatischen Religionsbilder.

Cäsar's Schwert und des Augustus Friedenswerk, die zweite Erscheinung des gewaltigen Weltgestirns, ergänzten die orientalische Arbeit des Macedoniers. Sie öffneten das Abendland der im geistigen Centralpunkt des Ostens, Alexandria, unter mysti-

schen Feiern der egyptischen Asceten vollendeten Verschmelzung des Orients und der griechischen Philosophie; römischer Ernst aber, römische auf persönliche Concentration ausgehende Kraft verwebte die orientalisch-griechischen Elemente und Fäden zum historischen Gewand des Christenthums.

Als Gallien, die Stätte für die spätere Erneuerung des macedonischen und römischen Imperialismus genügend mit dem geistigen Nachlass des Alterthums gesättigt war, konnte das römische Reich zur Ruhe eingehen. Indessen zogen die aus der Halle der griechischen Philosophen und aus dem Verein der Jordan- und Nil-Asceten hervorgegangenen Christenboten nach dem Norden, vertauschten den Philosophenmantel mit dem Priestergewand, stritten unter kirchlicher Tiara für ein geistliches Imperium, räumten aber den Vordergrund der Scene, als in der Renaissancezeit die weltliche Geschichtsforschung und die Naturwissenschaft sich meldete.

Die erste Frage der erwachenden Forschung war auf die Bedeutung des römischen Imperialismus gerichtet und seitdem beschäftigte sich die historische Wissenschaft mit der Aufstellung des Gesetzes, welches den Lauf dieses Gestirns, seine Phasen und seine unausbleibliche Wiederkehr bestimmt. Niccolo Macchiavelli, der Bahnbrecher für diese Forschung, fühlte das Nahen einer Umwandlung, welche der cäsarischen Zeit der Römer entsprechen würde, und verband das Geschäft der historischen Untersuchung mit dem Wagniss der Weissagung und des politischen Neuerers. Für die ganze romanische Welt erkannte er die Nothwendigkeit eines Retters und Verjüngers; Italien sollte sich zunächst mit einem fürstlichen Dictator begnügen.

Die Studien dieses epochemachenden Mannes wurden in den nächsten Jahrhunderten auf romanischer Seite fortgesetzt, seine Lichtblicke durch neue Beleuchtungen des geschichtlichen Mysteriums erweitert, während an der Seite dieser Forscher eine Schaar von Entdeckern an der Formulirung der Naturgesetze arbeitete.

In dem Kreis von selbständigen Forschern und Entdeckern, der sich nach der napoleonischen Erneuerung der griechischen und römischen Dictatur noch erweiterte, wiederholte sich das Schauspiel, welches unter den Imperatoren des Alterthums die Welt belebte und mit leuchtenden Genien erfüllte. Die imperialistischen Zeitalter üben ihre Kraft der Centralisation nicht

nur an Einem Punkte; nicht allein die Häupter der militärisch-politischen Sieger haben sie dazu erkoren, um auf ihnen die Ämter, Rechte und Regierungsmittel, die sonst an Corporationen und deren Beauftragte vertheilt waren, zu vereinigen und dem Einen, was sonst als Zierde selbständiger Rechte und Ehren galt, zu Mitteln der persönlichen Herrschaft zu verwandeln. Sondern sie stärken auch das Gemüth isolirter Privaten zur Centralisation der geistigen Güter, zur Zusammenfassung der Erwerbnisse und Versuche vorhergehender Zeiten und zur Umwandlung dieser immateriellen Güter in inneren Besitz und persönliche Kraft.

Die imperialistischen Zeitalter haben den unscheinbaren Geburtsstätten einer neuen Geistesverfassung und Gemüthsstimmung immer eine besondere Zärtlichkeit erwiesen, als sie den militärischen Siegern den Reiz dazu eingaben, den Trägern der veralteten Ehren und Ämter den Schein der früheren strotzenden Kraft zu entziehen und deren Ansprüchen und Verhandlungen den Stempel der Altersschwäche und der Langweiligkeit aufzudrücken.

Als die geistigen Sieger der macedonischen und römischen Weltkrisis unscheinbar und anfangs wenig beachtet ihr Wort erhoben, gab es neben den Diktatoren, von denen sie nichts verlangten, nichts, was durch eigne Bedeutung sie hätte in den Hintergrund bannen können, und widersprach der Reichthum und die Schwungkraft ihrer Seele der Klage über eine allgemeine Herabdrückung der Geister. Die griechischen Moralphilosophen würden gelächelt haben, wenn man sie als Zeugen des Verfalls von Griechenlands Macht und Grösse hätte blosstellen oder bemitleiden wollen. Auch die ersten Christen der Cäsarenzeit hätten sich im Genuss ihrer Seelenkraft und in ihrer Siegesgewissheit sicherlich nicht stören lassen, wenn man ihre Einkehr zu den Gütern des Glaubens als ein blosses Zeugniss vom Unglück der Welt bedauern wollte.

Macchiavell hatte im Studium des römischen Alterthums zugleich seine persönliche Begabung für Organisation, sein Verständniss für die Geschichtsgesetze und den Blick für seine Gegenwart gestärkt und sich dazu vorgebildet, die Pforte der beginnenden Politik zu öffnen. Den Aufgang des neuen Gestirns, welches die neuere Zeit beherrscht, entdeckte er im revolutionären Gewirr seiner Umgebung, wo kühne, auf die eigene Kraft vertrauende Gewaltmenschen sich mit List und geschickter

Politik, wenn nöthig, durch rücksichtslose Gewaltstreiche Throne eroberten und nur in einer beständigen Anspannung gegen die Nachstellungen von Mitbewerbern und gegen die Verschwörungen der Gebildeten und Gelehrten sich behaupten konnten. Er nannte diese gährenden Elemente der Zersetzung und Neubildung die Verderbniss seiner Zeit, erkannte dieselbe Gährung in den letzten Auflehnungen der adligen Häuser Spaniens und Frankreichs gegen die centralisirenden Arbeiten des Königthums und erwies Italien die Ehre, es an die Spitze dieser, für ihn nur in den romanischen Völkern erkennbaren „corruptela" zu stellen.

Was er Verderbniss und Auflösung nannte, war die Herausschälung und der Hervorgang des modernen, reinen und demokratischen Menschen aus der Umkleidung, die ihn während des Mittelalters als Volksnatur, Standespflicht, Corporationsrecht, Kirchengebot und Familiengesetz umhüllte. Der Mensch, auf eigene Füsse gestellt, machte sich zum Werk seiner selbst, das Mündel der früheren ständischen, städtischen und kirchlichen Corporationen ward sein eignes Kunstproduct und glänzte entweder als Meister der Renaissance, meistens zu gleicher Zeit auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft, oder griff mit List und Gewalt in die, durch die allgemeine Auflösung frei gestellte Beute.

Macchiavelli, selbst eines jener vielseitigen Genies, epochemachender Dichter, bahnbrechender Erklärer der römischen Staatsentwicklung, klassischer Geschichtsschreiber, militärischer Theoretiker, Staatsmann als Secretär der von 1499 bis 1512 triumphirenden Republik von Florenz, Rathgeber der wiederzurückgekehrten Familie Medici, vollendete seine Deutung der herrschenden Auflösung durch die Entdeckung seines „Fürsten".

Bekanntlich kam dieser Retter, welcher die Geister der Anarchie und Verderbniss mit Hilfe des Beelzebub, mit List und Gewalt, mit der Stärke des Löwen und Klugheit des Fuchses bannen und Italiens Einheit schaffen sollte, erst viertehalb Jahrhunderte später in dem Savoyer, nachdem in dieser Zwischenzeit Frankreich, Spanien und Oesterreich sich um die Stücke dieses Landes gestritten hatten.

Aber der Entdecker des Geschichtsgesetzes, wonach dem Untergang des Corporationsstaats und der absolutistischen Anspannung der Demokratie die persönliche Centralisation der

Gewalt kommen muss, klärte, während er vergebens auf den Schöpfer des einigen Italiens wartete, das Mysterium des geheimnissvollen Fürsten noch weiter auf. Bis jetzt hatte er es nur halb gelöst.

Persönlich von der Nothwendigkeit der Gewalt überzeugt, gehörte er doch selbst dem Element der demokratischen Corruptela an und regte sich in ihm das im Studium des Livius gekräftigte Gefühl der Freiheit zu lebendig, als dass er sich dem Löwen bedingungslos hätte preisgeben können. Vielseitig war er nach der Anlage seiner Zeitgenossen auch darin, dass er, während sein Buch vom Fürsten im Hausarchiv der Medicis ruhte, mit den Gegnern derselben in Verbindung blieb und in den Gärten des Rucellai den dortigen freigesinnten Kreis, aus welchem die verunglückte Verschwörung des Jahres 1522 hervorging, in der Freiheit der alten Römer unterrichtete. Ihm schwebte ein Compromiss zwischen der demokratischen Freiheit und der Autorität der fürstlichen Centralisation vor, — eine Bundesgenossenschaft, deren Vertrag er auch in dem für den Papst Leo X. ausgearbeiteten Plan einer Reform des florentinischen Staatswesens, seiner reifsten Schrift, entwarf. Sein letztes Wort war demnach der Satz, dass die durch die Corruptela nothwendig gewordene Gewalt die Revolution, ihre Mutter, zwar entwaffnen, aber nicht tödten darf, da sie sich sonst überflüssig machen und ihres werthvollsten Materials sich selbst berauben würde. Die Revolution ist nach diesem Schlusswort des ersten helldenkenden und umfassenden Gesetzgebers in Sachen des Imperialismus nicht nur der Gegner des ordnenden Fürsten, sondern auch sein Verbündeter und Mitarbeiter.

So enthüllte der geistvolle Florentiner den Sinn jener Combination, mit welcher Augustus zu seinen zahlreichen Würden und Ehren auch die Unverletzlichkeit der Volkstribunen und ihre Verpflichtung zum Schutz des Volkes gegen Überwältigung durch Senat und Patricier hinzufügte.

Es war persönliche Leidenschaft für die Freiheit und patriotische Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Centralmacht für die Einigung Italiens, was Macchiavell für die Sprache und Lehre der Historie empfänglich machte und ihn trieb, in den Werken der Römer die Kräftigung für seine Empfindungen und die Bürgschaft für seine Hoffnungen zu suchen. Wir können seine Sätze auch eine jener Inspirationen nennen;

die den Bahnbrechern eines ganzen Zeitalters in dem Ringen mit den kämpfenden und noch zerstreuten Elementen ihrer Gegenwart entgegenkommt. Zweihundert Jahre später trat aber der Mann auf, welcher die Gesetze der historischen Entwicklung in ihrer reinen Nothwendigkeit aufzustellen suchte. Es war der Neapolitaner Giovanni Battista Vico. Derselbe gebot noch über einen grösseren Schatz von historischen Stützen und Belegen für seine bedeutungsvolle Entdeckung als Macchiavell, war in der alten und neueren Philosophie erfahren und für die Fortbildung der Rechtswissenschaft thätig gewesen. Nach diesen grossen universellen Vorbereitungen trat er in seinem 58. Jahr (1725) mit den „Principien einer neuen Wissenschaft" auf, die nach dem Titel des Werks „die gemeinsame Natur der Nationen" deuten sollen. Er knüpft zwar, indem er die Reihenfolge der Gesellschaftsformen schildert, die sich in dem Leben der Völker wiederholt, an das Schema des Plato und Aristoteles an, wonach das theokratische, aristokratische (er selbst nennt dasselbe das heroische) und das demokratische aufeinanderfolgen, aber seine schönste Leistung besteht darin, dass er dieses dritte Stufenalter das „menschliche" nennt. Nach seiner Darstellung fällt in diese gemein-menschliche Periode zugleich die allmähliche Auflösung der vorhergehenden Lebensform, das heisst der heroischen, in welcher die ständischen Corporationen mit ihren adlichen Häuptern das Staatswesen darstellten und in ihrem Zusammenwirken ausmachten. In diesem Uebergange zum menschlichen Zeitalter erlöschen zugleich die theokratischen Erinnerungen, welche durch die von den Göttern begünstigten Familien im ständischen Rechtstaat und in dessen Corporationen noch erhalten waren. Das menschliche Zeitalter löst die Corporationen in die Volksversammlung auf, setzt an die Stelle des ständischen Herkommens den freien, gemeinschaftlichen Vertrag, beseitigt das Adelsrecht der Geburt durch den persönlichen Beitrag, welchen der Bürger in der Steuer entrichtet, und berichtigt das geheiligte Herkommen durch das eigene Urtheil. Die absolutistische Anspannung, mit welcher der freie Verein der menschlichen Periode die Reminiscenzen der theokratischen und heroischen Zeit bekämpft, bahnt dann dem Autokraten, Imperator die Wege, der nach Vico die allgemeine Gleichheit sicherstellt.

Vico hat uns mit seiner Gruppirung des Rechtsstaats und

der Volksgemeinde des menschlichen Zeitalters ein neues Verständnis der entsprechenden Periode des alten Griechenlands möglich gemacht. Die Reibung, in welcher die adliche Corporation von der Demokratie zersplittert wurde, schlug Funken und entzündete einen Feuerheerd, an dem sich die Musen, die bildenden Künste erwärmten und die Denker die Seelenkraft ihres Ideals des zukünftigen siegreichen Menschen stärkten. Die gesteigerte Erregtheit der Dichter schuf die dramatischen Gruppen der Gottheiten und Heroen der theokratischen Urzeit und deutete die Geheimnisse des Alterthums, während die Denker den neuen Menschen formten und die Volksversammlung durch die Mittel der Politik und des Kriegs den Einfluss der städtischen Hegemonie nach aussen hin erweiterte. Ein ähnliches Wachsthum der Seele ging vor sich, als Lucretius beim Herannahen der römischen Bürgerkriege das Bild einer neuen und vom Joch des Alten unabhängigen Welt entwarf und Cicero mitten in den Bürgerkriegen die universale Menschengemeinde aus den nationalen Schranken herausführte.

Und wieder kommt ein Romane und führt den Grund zum Gebäude der Geschichtswissenschaft noch tiefer und breiter aus. Nicolas Caritat, Marquis von Condorcet, der Geächtete des Convents, schreibt in einer Pariser Vorstadt, so lange ihm dieser verborgene Winkel noch sechs Monate bis zum März 1794 für die Abfassung seiner „historischen Skizze vom Fortschritt des menschlichen Geistes" gewährte, — ohne Bibliothek und nur aus dem Schatz seines Wissens. Als er dieses grossartige Gemälde von der Entwicklung und dem Zusammenwirken der politischen Freiheit und der wissenschaftlichen Entdeckungen entwarf, wusste er zwar noch nicht, dass der Imperialismus schon draussen stand und an der Thüre klopfte, aber in der Schwüle dieser nahenden Krisis hat er in seinem Werk in voraus die Garantieen für die persönliche Freiheit unter allen Phasen der Kaiserzeit zusammengestellt; ausserdem ist seine Arbeit die Grundlage aller späteren historischen Übersichten der naturwissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen geblieben.

Und von neuem führten die Romanen den Reigen und verarbeiteten nach der napoleonischen Dictatur für die historische Kunst und Forschung die Offenbarungen und Anregungen, welche der Imperialismus mit seiner Erschütterung und blutigen Anatomie der alten Gesellschaft der Geschichtschreibung seit

dem Buche Daniel der Seleucidenzeit, seit des Thucydides Grabschrift auf Griechenland nach des Perikles absolutistischer Dictatur und seit Lucan's und des Tacitus Hoffnungsblick auf Germaniens Wälder und Sümpfe immer geboten hat. Nach Napoleons Gericht über die Feudalität und Hierarchie konnte Guizot (1828) in der Vermischung der Barbaren mit der alten Cultur, im System der Kirche und der Lehensherrschaft wie in deren gegenseitigen Kampf sammt der Erhebung des Bürgerthums den Ursprung der „Civilisation in Europa" und die Keime des modernen „menschlichen Zeitalters" nachweisen. Vor ihm zeigte Augustin Thierry in seiner Eroberung Englands durch die Normannen (1825), wie ein Volk, namentlich ein Volk entstand, welches in diesem Zeitalter der menschlichen Cultur in allen Welttheilen die Bahn brechen sollte. Und zum Beweis der genialen Gründlichkeit, mit welcher die Franzosen der Restaurations-Pause zusammenwirkten und zusammentrafen, vollendete Amédée Thierry auf den Vorarbeiten seines Bruders das Gemälde der keltischen, römischen und germanischen Völkermischung in der „Geschichte der Gallier" und lieferte für Guizot das Material, aus welchem dieser Historiker der Civilisation die Blüthe des achtzehnten Jahrhunderts hervorgehen lassen konnte.

Die neuesten Versuche der Franzosen in der historischen Ergründung der Ursprünge des Christenthums entsprechen noch nicht der Anlage des Condorcet'schen Werks und den kühnen Andeutungen, welche dasselbe über die christliche Urzeit schon aufstellt. Sie leiden alle an dem Fehler, dass sie zur Erklärung des Mysteriums den massiven historischen Leib des Judenthums Palästinas zur Zeugung der neuen Geburt mit der griechischen Philosophie zusammenbringen, und übersehen, dass zu dieser Verschmelzung mit dem griechischen Ideal nur die Alexandrinische Vergeistigung des Judenthums geeignet war und auch genügte.

Ehe wir diese Einleitung schliessen, dürfen wir es nicht versäumen, des Imperialismus zu gedenken, der sich auch in England mit einer Reihe wuchtiger Staatsstreiche angekündigt und die Keime der Forschung befruchtet hat. Ehe das Inselreich mit dem romanischen Imperialismus kämpfte und die Kräfte desselben in seinen eigenen Leib hinüberzog, stärkte einer seiner Bürger, Adam Smith, die gründlichen volkswirthschaftlichen Versuche seiner Landsleute im Verkehr mit den Pariser

Physiokraten und mit Turgot und schuf (1776) das System der Production, aus welcher der Wohlstand der Nationen hervorgeht. Ihm hat Vico's Bild des menschlichen Zeitalters die ökonomische Ausfüllung zu verdanken.

Als dann England mit der romanischen Republik und mit dem ersten Kaiserreiche rang, erfüllte es sich selbst mit dem Feuer der bekämpften Revolution und that es das Wunder, dass es der Corporation der Bank verbot, ihre Scheine mit Gold einzulösen, und diesen Scheinen den Werth des edeln Metalls octroyirte. Auf dem Abhang von Waterloo hob es die im Kaiser gefallene Revolution auf, brachte sie in die siegreiche Heimath, bewahrte sie zum Hausgebrauch und entzog nach ihrer Eingebung zu Gunsten der Katholiken der Corporation der anglikanischen Kirche das Vorrecht, sich im Unterhause vertreten zu sehen, worauf bald darauf durch die Reformbill der stehenden Wähler-Corporation der verrotteten Burgen ihre gemüthliche Existenz verkümmert wurde. Späterhin verzehrte es die ostindische Compagnie, die ihm ein Weltreich zugebracht hatte; endlich schlug Gladstone 1868 seinen Gegner Disraeli mit dem Schlachtruf: „Entstaatlichung der irischen Kirche“ aus dem Felde und schon warten neue Gladstone auf den Augenblick, wo sie die mächtigste kirchlich-politische Corporation, die anglikanische Kirche, aus dem Verband mit dem Staat entlassen und ihrem eigenen Schicksal anheimgeben können.

Der germanische Charakter dieser englischen Entscheidungen über die alten Rechtsformen hat ihre Verwandtschaft mit dem Imperialismus verhüllt. Das Parlament hat die Verhandlung in seiner Gewalt und erhält der Angelegenheit ihre friedliche Haltung, während der romanische Imperialismus gemäss seiner italienischen Herkunft mit dem Schrecken wirkt und zuletzt mit dem Schwert den Knoten durchhaut. Der Napoleonismus hängt durch Macchiavell mit der Renaissance zusammen und beruft sich für seinen leidenschaftlichen und energischen Entschluss auf das Recht des reinen Menschen; der englische, vom Parlament temperirte Imperialismus hat dagegen das Quäkergewissen, diese feinste Quintessenz des Protestantismus, zu seinem Führer erkoren.

Die wuchtigen Entscheidungen des englischen Imperialismus gegen die Corporationen, vor allem gegen die kirchlichen, waren die Losung für die Stiftung privater Unterrichtsanstalten

und vom Staat unabhängiger Universitäten. Private, allein auf sich beruhende Forscher, wie Darwin, versuchten die Einheit in der Entwicklung der Naturformen aufzudecken. Andere vertieften sich in die Anfänge der menschlichen Verbände und Institutionen; jedoch hat England keinen Mann aufzuweisen, der sich mit den romanischen Entdeckern der Grundgesetze in der Entwicklung der Völkerfamilien und Weltreiche messen könnte. Und während die Franzosen in dem Gegensatz ihrer Revolution gegen die christliche Kirche noch zu befangen sind, um den Zusammenhang des Christenthums mit seiner griechisch-römischen Vorstufe zu erfassen, sehen sich die englischen Forscher durch die Rücksicht auf eine scheue Beklommenheit ihrer gesellschaftlichen Umgebung von demselben Vorhaben zurückgehalten.

Wir werden nun in den folgenden Bogen die Entwicklung eines Imperialismus schildern, der sich auf einem slavischen, aber germanisirten Boden erhoben hat, und schon öfters auf dem Sprunge war, sich mit seinem slavischen imperialistischen Nachbar auf dem Schlachtfelde zu messen.*)

II.

Der „märkische Junker" Franz Ziegler's und der „märkische Vasall" Georg Hesekiel's.

Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck" ward bei seinem Erscheinen (1868 bis 1869) mit Unrecht über die Achsel angesehen. Es ist immer noch die einzige eigenthümliche Biographie des Mannes, der Preussens Separation von Oesterreich durchgesetzt hat, und für alle späteren Biographien des Grafen oder Fürsten ist es im Punkte der Charakteristik und der ersten Entwickelung desselben das Grundbuch geblieben. Auch Cherbuliez ist Hesekiel verpflichtet, wenn er in seinem Ende 1869 in der „Revue des deux Mondes" erschienenen Aufsatz „Preussen und Deutschland" einen Berliner Alt-Liberalen den Staatsmann als eine Persönlichkeit schildern lässt, die „ein Stück Corps-

*) Wir bemerken hier, dass die folgenden Abschnitte bis Abschnitt XXII: „Stillstand der Geschichte in der neuen Ära" in ihrem ersten Entwurf in der von Dr. Guido Weiss redigirten „Wage" vom 14. Juni 1878 bis zum 21. Februar 1879 veröffentlicht sind.

bursche von der Hochschule, ein Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, dazu noch Diplomat, Autokrat und Revolutionär, alle diese Ingredienzien mit so viel Humor und Phantasie würzt, dass aus ihnen manchmal ein Dichter wird.“

Die Berliner officiösen Journalisten, die nach Hesekiel's am 26. Februar 1874 erfolgtem Tode die Nachricht verbreiteten, der von ihm gefeierte Kanzler habe die Nachricht vom Abscheiden seines Virgil theilnahmlos aufgenommen, weil er durch sein Buch compromittirt worden sei, mögen nicht ganz Unrecht haben. Man kennt die Kälte, mit welcher der stürmische und immer neue Projecte verfolgende Denker auf seine ausgedienten Helfer zurücksieht und ihnen seinen Scheidegruss widmet. Wie alle diese höher gestellten Diener, von einem von der Heydt an bis zu den neuesten gefallenen Grössen, nur deshalb in Ungnade geriethen, weil er sie der Ausführung seiner Inspirationen nicht gewachsen fand, so auch Hesekiel, an dessen Buch er trotzdem Mitarbeiter gewesen ist.

Bismarck selbst hat dem Dichter seine Jugendgeschichte erzählt und von Andern einprägen lassen, — er hat ihm seine wichtige, die Emancipation Brandenburgs von Habsburg erläuternde Correspondenz zusammengestellt, hat auch eine Reihe erklärender Sätze beigesteuert. Ziegler endlich, neben Hesekiel und nach dem Verfasser des „Cabanis“ der Romancier der Mark, ihrer Kieferwälder und dürren, nach Eroberungen lechzenden Haiden, war scharfsichtig genug, um in dem gemeinsamen Werk des Dichters und des Staatsmanns die rechten Materialien zur Ausfüllung seines eigenen Bildes vom Kanzler zu erkennen. Aber er begnügte sich, er selbst ein wahrer Märker und als Oberbürgermeister von Brandenburg im intimen Verkehr mit den dortigen adligen Reisigen in die Natur des brandenburgischen Adels eingeweiht, seinen Collegen von der Fortschrittspartei mit aphoristischen Anspielungen auf das Märkerthum des Kanzlers Funken in die Augen zu sprühen.

Im Jahr 1848 mit seinen brandenburger Adligen zerfallen, fühlte er doch in sich selbst etwas von ihrer Natur und liebte es, in seinen Abendgesprächen mit parlamentarischen Waffengefährten auszuführen, dass das verwegene, durchschlagende und thatkräftige Gewächs der märkischen Junker den Königen von Preussen das Material zur Vergrösserung ihres Landes lieferte. Ein Nachruf nach seinem Tode (in einem Berliner Blatt vom

12. November 1876) erinnerte an seine Humoreske, in der er einen Engländer, der Bismarck's Nonchalance beleidigend und empörend fand, fragte, ob er denn diese Eigenschaft für eine Besonderheit Bismarck's, ihn selbst für ein Unicum halte? Er klärte den Fremden darüber auf, dass, wie die Corsen zu Napoleon's Zeiten in allem Ernst behaupteten, sie könnten allenfalls noch ein paar Hundert solcher Männer stellen, so auch alle diese Märker, die dem preussischen Staat seine Richtung gegeben haben, besonders die Junker, überzeugt seien, sie würden die Sache ganz so gut machen wie Bismarck. Zuletzt betritt er den Boden der Poesie und zeigt dem Engländer in jener ihm unerträglichen Nonchalance die Wurzel der „politischen Haupttugenden" der Preussen, — der zähen, allenfalls bis zur Verachtung gehenden Geduld in einem Augenblick der Nothlage und des „holden Leichtsinns und fröhlichen, rücksichtslosen Dreinschlagens" in einer günstigen Stunde.

Aehnlich ruft er am 4. Februar 1873, als sich die Fortschrittspartei und einige Vertreter der national-liberalen Partei zur Feier seines 70. Geburtstages versammelt hatten, den jungen Freunden zu: „Erfüllen Sie sich etwas mit dem wilden Muth und Selbstvertrauen des Junkerthums!"

Man kannte in Ziegler's Umgebung seine Eigenheit im Urtheil über Bismarck, sah sie ihm aber als Dichter und Fabulist und wegen einiger Kraftstücke auf der parlamentarischen Rednerbühne nach. Jedoch fehlte es an jener Geburtstagstafel auch nicht an einigen Reprimanden und Kirchmann gab, indem er, wie eine Berliner Zeitung sich ausdrückt, Ziegler's Neigung zum Pessimismus und eine gewisse mephistophelische Ader als Linderungsgrund geltend machen wollte, zu einem freundschaftlichen Witzturnier mit dem Gefeierten Anlass.

Betreten wir jedoch den Boden der Prosa! Hier kommt uns der geistvolle und kritische Kenner des preussischen Staats, Georg Heinrich von Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, Leopold, entgegen und erklärt uns, in seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst" (1795—96) das Compagniegeschäft von König und Junker, indem er das Muster von Friedrich Wilhelm's I. Preussen die „ökonomische Verfassung eines ehemaligen Fehderitters auf seiner von Knappen und reisigen Knechten vollgepfropften Burg" nannte.

Dieser Stifter der preussischen Armee war in der Genossen-

schaft der bewehrten Adligen Gleicher unter Gleichen, führte wie sie als Oberster und Hauptmann selbst sein Regiment und seine Compagnie, war Kamerad der Offiziere gleichen Rangs und Vater der Lieutenants und Fähndrichs, die zu jener adligen Kameradschaft wie auf das höchste Ziel ihres Strebens hinaufsahen.

Der Oberst- und Hauptmann-König banquettirte mit Junker-Obersten und -Hauptleuten nach den Potsdamer Uebungen und Revuen und war glücklich, wenn sie sich beim Weinglase vermaassen, mit ihrem Bataillon oder gar mit ihrer Compagnie ein ganzes feindliches Regiment in die Pfanne zu hauen.

Der wilde, von der Disciplin dressirte Verein war eine bewaffnete Vehme, die sich zum Richter über die Nachbaren berufen glaubte. Zum ersten Kreuz- und Gerichts-Zug ging die militärische Genossenschaft aus, als der König wie sein Vetter Georg von Hannover aufbrachen, um sich von den deutschen Besitzungen ihres Bruders Karl XII., der in der Türkei die Lösung der orientalischen Frage in der südlichen Flanke Russlands studirte, einige Fetzen loszureissen.

Das waren in ihren Anfängen die Nonchalance und der „holde Leichtsinn“, welche Ziegler am märkischen Blute bewunderte.

Hesekiel erzählt mit behaglicher Ausführlichkeit, wie sich in Bismarck schon frühzeitig dieselben Tugenden des Blutes hervorthaten. So überrascht er als angehender Student in Göttingen den dortigen Universitätsrichter, vor den er wegen der lärmenden Feier seines Einzugs geladen war, in einer Phantasietracht, deren Zierde ein geblümter Berliner Schlafrock war. Als Auscultator am Berliner Stadtgericht fühlte er sich gereizt und wurmt es ihn, dass der Gerichtsrath ihm seine Drohung gegen einen allzu dreisten Vorgeladenen, er würde ihn sofort hinauswerfen, verwies und dies Geschäft für sein Urtheil und Ressort in Anspruch nahm; augenblicklich übt er Revanche und droht dem Vorgeladenen, da derselbe wieder übermüthig ward, er würde ihn durch den Herrn Rath hinauswerfen lassen. Als Referendar bei der Regierung in Potsdam vergilt er dem Chef, der ihn beim Eintritt in seine Behausung nicht bemerken wollte und fortfuhr, an seinem Fenster zu trommeln, diesen Mangel an Rücksicht durch gleiche Nichtbeachtung und stellt sich neben ihn, um an demselben Fenster den Dessauer Marsch aufzuspielen.

Mit derselben Ungeniertheit holt er auf der Tribüne des Vereinigten Landtags, in der Sitzung vom 17. Mai 1847, als das Murren der Versammlung seine royalistische Deutung der Erhebung des Jahres 1813 übertäubte, das neueste Zeitungsblatt aus der Tasche und las nachlässig hingelehnt in demselben, bis ein Augenblick der Ruhe ihm die Wiederholung seines Satzes erlaubte.

So regte sich damals der Bismarck der späteren Conflictszeit.

Von seiner Frankfurter That, wie er den Grafen Thun für die Familiarität seines Empfanges damit straft, dass er aus seiner Tasche eine Cigarre nimmt und Se. Excellenz um Feuer bittet, sagt zwar Hesekiel, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein. Sie ist aber als Vorandeutung der antiösterreichischen Erfolge des Staatsmanns in die Volksbücher übergegangen und zum Range jenes Bravourstücks erhoben, in welchem der Brandenburgische Gesandte in Regensburg, Herr von Plotho, beim Beginn des siebenjährigen Krieges die Reichsverfassung als altes Eisen behandelte und den Dr. April, der ihm im Auftrage des kaiserlichen Reichshofraths die Reichsachtserklärung gegen seinen Herrn überbrachte, die Treppe hinunterwarf.

Das Gefühl ihrer eigenen Kraft erfüllte die gekrönten Junker des vorigen Jahrhunderts mit einem Uebermuth, der sich oft in burlesken Streichen Luft machte. Bei Peter dem Grossen näherten sich diese Geniestreiche zuweilen dem Humor, z. B. in den Maskeraden und possenhaften Aufzügen, in denen er die alte Zeit seines Volks und dessen Kirche dem Spotte preisgab. Friedrich Wilhelm dem Ersten ward seine Kraftfülle für ihn selbst wie für seine Umgebung zur Plage. Virtuos des spanischen Rohrs, mit dem er, wie sein Bruder in Russland, der Trägheit der damaligen Justizübung eigenhändig abhalf, vergnügte er sich als Kronprinz damit, auf seinen Pagen und Lakaien im Zimmer umherzureiten und sie nach dieser Motion zur Thüre hinauszuprügeln. Der Stock war nach seinem Regierungsantritt das patriarchalische Scepter, mit dem er in den Strassen der Hauptstadt Ordnung hielt, die nach seiner Ansicht müssigen Passanten vertrieb und die Ausreisser, die sich vor seiner Annäherung flüchteten, also die Unterthanenliebe verleugneten, einholen liess und je nach Laune abstrafte

oder in der Liebe zum Landesherrn unterrichtete. Morgenstern erzählt in seiner classischen Schrift „über Friedrich Wilhelm I.“ (Berlin 1793), wie er einen Tanzmeister als solchen lieblosen Ausreisser aus dem Hause, in welches er sich rettete, herausholen und nach einem strengen Examen auf der Stelle eine Sarabande tanzen liess. Voltaire schmückt den Eingang zu seiner Schrift über das Privatleben Friedrich's II. mit einigen Zügen der Derbheit, welche der Vater seines Helden bei dieser Revision der Strassen an den Tag legte. Auch der ständige Secretair der Berliner Akademie der Wissenschaften, Formey, erzählt in seinen „Souvenirs d'un citoyen“, wie der königliche Herr in seinem Tabakscollegium sich des „Spasses“ rühmte, wenn er einen der französischen Geistlichen, die er insgesammt nicht leiden konnte, auf der Strasse recht jagdgemäss gestellt und attaquirt hatte.

In dem genannten Tabakscollegium, einer Art Offiziers-Casino in dem königlichen Gemach und unter Vorsitz des Königs, war, wie Morgenstern sich ausdrückt, „das wenige Wissen, welches die königliche Gesellschaft zusammenbrachte, bald erschöpft und obwohl der herrliche Abschluss schon gemacht war, dass alle Menschen, die was wüssten, Narren seien, fiel dem König doch bei, dass man einen haben müsste, der ihnen vorplauderte und Anlass zum Sprechen gab.“ Der Kunstausdruck für das Geschäft dieser Aushelfer war das „Haseliren,“ — im activen Sinne des Wortes, gelehrter Vortrag im Kleide der Narrheit, — im passiven, das Erdulden der übermüthigen Einfälle der Herren, selbst auf Kosten von Gesundheit und Leben. Entweder wurden sie, wie Gundling, zu Tode gehetzt oder entzogen sich den Strapatzen durch die Flucht. Morgenstern, der zuletzt an die Reihe kam und sich durch einige Behauptung seiner persönlichen Würde aufrecht erhielt, musste sich doch dazu hergeben, 1735 in der Aula der Universität Frankfurt an der Oder, in Gegenwart des Königs und nach militärischer Herbeiholung der Professoren den Satz des gleichfalls anwesenden Tabakscollegiums von der Narrheit der Gelehrten zu verteidigen.

Friedrich II. verstand sich nicht weniger auf den muthwilligen Schabernack und seine Meisterschaft in dieser Kunst war hauptsächlich daran schuld, dass seine französischen Tischgenossen ihren Gott segneten, wenn sie wieder weit aus dem Schuss waren. Männer wie Zieten und Seydlitz verstanden es

jedoch durch einen Blick des Auges ihren Kriegsherrn dahin zu bringen, dass er die Geschosse seines Übermuths im Köcher behielt. Der General von Kleist, welcher, im siebenjährigen Krieg von Leipzig aus zum Brandschatzen ins Reich beordert, eine anzügliche Anspielung des Auftraggebers auf sein einträgliches Geschäft nicht mit auf die Reise nehmen wollte, legte die Hand an den Säbel und zog ihn etwas heraus, als der König im Laufe des Disputs den Stock erhoben hatte. „Ich setze mich nur in Bereitschaft gegen etwas, was ich nie werde geschehen lassen,“ rief der General, als ihn der König anfuhr: „Herr, was macht er da?“ Indessen wurde er nach einem Arrest von drei Tagen zum Marsche ins Reich losgelassen. (Siehe von Kaltenborn „Briefe eines preussischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrich's des Einzigen betreffend,“ Hohenzollern. 1790.)

Die ersten Jugendübungen Bismarck's im Fach der Courage und des Übermuths gingen für ihn noch ungeahndet vorüber, da die Betroffenen es nicht der Mühe für werth hielten, sich ihm gegenüber mit gleicher oder grösserer Courage zur Geltung zu bringen. Am Sitz des Bundestags traten ihm aber Menschen und Dinge mit einer Schwerfälligkeit und Massenhaftigkeit entgegen, wie er nicht erwartet hatte. Er war mit einem feurigen Thätigkeitstrieb und mit grossen Vorsätzen nach Frankfurt gekommen. Für das Zusammenwirken mit Oesterreich ernsthaft gestimmt, wollte er zugleich Preussen eine, der Macht und den Interessen desselben entsprechende Stellung innerhalb der deutschen Verhältnisse verschaffen. Sehr bald sah er aber, dass im laufenden Tagesgeschäft für seine auf's Grosse gehende Arbeitslust kein Raum und auch die herrschende Vorstellung, welcher Preussen nur als das fünfte Rad am Bundeswagen galt, so leicht und einfach, wie er anfangs dachte, nicht zu erschüttern war. Schon zur Zeit von Kalafat und Sinope steht er dem Frankfurter Treiben (bei Hesekiel p. 384) mit dem Gefühl „gähnender Unschuld und in der Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit“ gegenüber und hofft er, dass „das bekannte Lied Heine's „o Bund, Du Hund“ bald durch allgemeinen Beschluss zum Nationallied der Deutschen erhoben werden wird.“ Das Gefühl, mit dem er seinen österreichischen Collegen am Bundestage gegenüberstand, schilderte er nach mehr als zwanzig Jahren in seiner Reichstagsrede vom 19. Februar 1878 mit der freundlichen Erinnerung, er habe ihnen gesagt: „es ist mir

gleichgültig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht; ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen.“

Eine Enttäuschung treibt ihn sogleich an das Ende aller Dinge und verleidet ihm den ganzen Boden, den er soeben erst mit grossen Vorsätzen betreten hatte. Eine so natürliche Sache wie die, dass Oesterreich die reservirte Haltung Preussens im österreichisch-italienischen Krieg für den Fall eines damals nicht unwahrscheinlichen französisch-preussischen Kriegs mit derselben reservirten und nur auf das eigene Interesse bedachten Haltung vergelten werde, stimmt ihn weltschmerzlich und macht ihm das ganze Menschenmaterial, welches er in seinen Calculs ordnen wollte, von Herzen gleichgültig. So schreibt er in seiner, auf den Ton „gänzlicher Wurschtigkeit“ gestimmten Betrachtung aus Petersburg, wohin er von Frankfurt aus versetzt war, den 2. Juli 1859: „Wie Gott will. Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreisst, fallen muss sie doch über kurz oder lang und dann wird zwischen einem Preussen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich gross sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; den specifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.“

Wer so leichtherzig zum Extrem der Vaterlandlosigkeit übergeht, ist auch eben so schnell mit dem Entschluss fertig, dem öffentlichen Leben Valet zu sagen. So schreibt unser philosophischer Denker, als ihm beim Beginn der neuen Ära auf seiner Frankfurter Warte die Aussichten für seine persönliche Stellung ungewiss erschienen, den 12. November 1858: „wenn ich die Rolle eines Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu dispensiren, keine Minute in der Wahl beirren. Nach dreissig Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele. Nach Neune ist Alles vorbei, sagt der Schauspieler.“

In gleicher Stimmung schreibt er in demselben Briefe wegen eines Andern, an dem er Interesse nimmt: „Grüsse ihn; er soll nur nicht die Ohren hängen lassen. Es ist doch Alles nur Kaff.“

Gerade in solchen Augenblicken aber, wo er am Ende der Welt und im Leeren steht, auch nichts mehr von der laufenden Welt haben und Allem den Abschied geben will, ist er am beschäftigtsten und sucht er den Punkt, wo er das Eigentliche leisten will. Indem er stille hält und dem Lauf der Welt uninteressirt zusieht, lässt er es vielmehr darauf ankommen, welches Band sie ihm in die Hand gleiten lassen will, an dem er sie fester als vorher fassen kann.

Jener Brief vom 12. November 1858 ist voll von Andeutungen solcher List und Hoffnung mitten in der Entsagung. Nur „ruhig Blut,“ schreibt er denen die vom Wirrwarr des Räthsels, welches auch ihnen noch ungelöst gegenübersteht, erschreckt werden, „die Sache wird sich schon machen.“ Sein Spruch lautet (ebendaselbst) „vogue la galère.“ Was kann er in Schönhausen, „unter dessen Kanonen er sich nöthigenfalls zurückziehen will,“ anders thun, als sich hinstrecken und in die Luft sehen und erwarten, welchen Leitfaden sie ihm zutragen wird? Freund des Farniente und immer im Sinnen und Trachten begriffen, träge und beständig angespannt, für die Unabhängigkeit gestimmt und gleichwohl darauf aus, alles um ihn herum zur Abhängigkeit zu beugen, würde er vom Erker Schönhausens nur ausschauen, ob der Wirrwarr draussen ihm die Handhabe zum Eingreifen bietet.

Friedrich II. hatte zuletzt Augenblicke, in denen er es satt hatte, „über Sklaven zu herrschen,“ aber er selbst ein Sklave des Mechanismus, drehte bis zum letzten Augenblick seines Lebens an der Kurbel seiner Staatsmaschine fort. Sein jovialerer Vater, Friedrich Wilhelm I., malte während der beiden letzten Jahre seiner Regierung in den vertrauten Gesprächen und Punktationen mit Morgernstern den Plan und festen Entschluss aus, wie er sich nach Holland zurückziehen, dort im braunen Bürgerrock und in Zwickelstrümpfen, frei mit freien Leuten sich unterhalten und die holländische Pfeife auf ihrem heimischen Boden rauchen wird. In der dortigen Ruhe und Einsamkeit wollte er aber eigentlich erst von vorne anfangen, den Traum seiner Jugend sich erfüllen sehen, den Lieblingsposten

seiner Wünsche, die Stelle des Generalcapitäns der niederländischen Union erringen und endlich wie Wilhelm III., der Gönner seiner Knabenzeit, die vereinigten Armeen Europa's commandiren.

Commandiren, — ja, wenn man commandiren könnte, klingt es in Bismarck's Seele auch in dem Augenblicke, wo er schon dicht am Erfolg steht. „Ich wollte schon fertig werden mit den Parisern, ruft er am 4. December 1870 nach des Dr. Busch Tagebuch, als es ihm mit dem Beginn der Beschiessung von Paris zu lange währte, aber das, was hinter mir steht, hinter meinem Rücken, oder vielmehr, was mir auf der Brust liegt, dass ich nicht athmen kann, — — ja wenn man Landgraf wäre. Das Hartsein, traue ich mir zu. Aber Landgraf ist man nicht.“ Der fortwährende Druck derselben Situation entpresst ihm am 24. December den Ausruf: „Wenn ich Officier geworden wäre, — ich wollte, ich wäre es, — so hätte ich eine Armee und da ständen wir nicht vor Paris.“

Auf einem Durchfluge durch Westfriesland (im August 1853) erweckt in Bismarck der Anblick des flachen Landes, wo alles „buschig, grün, um jedes Bauernhaus ein Wäldchen“ ist, die Sehnsucht nach der „stillen Unabhängigkeit.“ Die Träume des stillen Landhauses würden ihm doch immer nur die rechte Idee und das Stichwort zum Aufspringen und Commandiren bringen.

Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Übermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intrigue, sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes.

Das Schlimmste für ihn ist nur, dass er sich nicht ganz ausruhen und die Pfeile seines Geistes sammeln und bereit legen kann. Als er mit dem Erfolg des Friedens aus Frankreich gekommen war und ihm am 19. April 1871 eine Deputation das Ehrenbürgerrecht der Stadt Görlitz brachte, klagte er, nach einem Bericht des „Görlitzer Anzeigers,“ „wie angegriffen seine Nerven seien, wie er übersatt sei und wie es auch schwer halte, Allen es recht zu machen; er würde sich gerne pensioniren lassen und nach Görlitz ziehen, denn er wisse, dass es sich da gut lebe.“ Für die guten Görlitzer kam die Nutzanwendung dieser Rede in der Mahnung, es werde sich alles

noch ausgleichen und organisiren, es gehöre nur Zeit dazu, man müsse nicht zu viel auf einmal verlangen; sein Gedanke war: Ruhe — Ruhe, — dann lässt sich noch alles machen.

Als Hesekiel sein Buch abschloss, waren ihm bereits einige Zweifel an der preussischen Correctheit seines Helden aufgestiegen. Er nennt das Misstrauen der alten conservativen Partei gegen die Ungethüme des Liberalismus und Parlamentarismus, welche der Kanzler in seine Mitstreiter verwandelt hatte, ein gerechtfertigtes, und tröstete sich nur noch damit, dass seine Partei die „grossen Opfer, die sie dargebracht hat, und täglich bringt, doch dem glorreichen Königthum von Preussen“ widme. Allmählich gingen ihm aber die Augen darüber auf, dass auch diese Partei wie jene verhassten Ungethüme nur im Dienst des Kanzlers und als Gespann an seinem Triumphwagen ein dürftiges Dasein fristen könne und schon dem Untergange bestimmt sei. Die Verkündigung des deutschen Kaiserthums stimmte ihn endlich völlig um und er sah in demselben, wie der ihm einige Wochen nach seinem Tode gewidmete Nachruf der Kreuzzeitung berichtete, den Untergang Preussens und dessen Königthums. Es ging ihm wie dem Dichter Virgil und er hätte wie dieser sein prosaisches Epos von dem Stifter des neuen Bundes gern verbrannt, wenn solch' ein Opfer des Missmuths über ein verfehltes Unternehmen bei der weiten Verbreitung seiner Arbeit möglich gewesen wäre. Am schmerzhaftesten wird ihm die Gewissheit gewesen sein, dass sein Held das unglückliche Epos keineswegs, als ein zweiter Augustus, dem Flammentode entrissen hätte.

Wenden wir uns nun zu einem national-liberalen Virgil.

III.

Ludwig Bamberger's „Herr von Bismarck.“

Die Menschengruppen und -Schichten sind seit den letzten Jahren so durcheinander geworfen und gerüttelt worden, dass uns Hesekiel's Auffassung des Mannes, welcher zu diesem Wirrwarr den letzten Anstoss gegeben hat, fast den Eindruck des Urweltlichen macht. Es kommt uns wie die Reliquie einer verschütteten historischen Schicht vor, wenn wir in diesem, neben anderen Biographieen des Staatsmanns immer noch als das ein-

zige „denkende" Wesen dastehenden Bilderbuch von Anfang bis zum Schluss dem Junker begegnen, der als „treuer Lehnsmann" gegen die Feinde des Königthums in den Kampf gezogen ist.

Ebenso altväterlich präsentirt sich uns das Beispiel, welches Ziegler in der erwähnten Humoreske von der Macht des preussischen Königthums und von der Fähigkeit seines Gefolges zur Ausführung jedes beliebigen Auftrags uns vor Augen führt. Nur ist dieses Bild, wie der Junker, der noch keine Note verstände, wenn ihn der König zum Musikdirector berufen wollte, sogleich Folge leisten und sich im Amte tüchtig zeigen würde, die romantische Übertreibung einer Causerie, welche der Kanzler in einer seiner parlamentarischen Sonnabendsunterhaltungen während der Blüthezeit des norddeutschen Bundes seinen Verehrern zum Besten gegeben hatte. Bismarck hatte als Geschäftsmann den verständlichen Beleg für den magischen Zusammenhang zwischen König und Gefolge angeführt, dass ein General, den Friedrich Wilhelm IV. in der nachmärzlichen Zeit der Kammer auf den Leib schicken und der sich wegen seines Mangels an Redebegabung dem Rufe entziehen wollte, auf Gebot sich zur Verfügung stellte und an dem Ministertisch auch als Redner seine Schuldigkeit that.

Bismarck selbst hat sich in Übereinstimmung mit Hesekiel's Auffassung sowohl den Conflict-Kammern gegenüber wie in den constitutionellen Vertretungen seiner späteren deutschen Stiftungen jederzeit als den Mann des Königs vorgestellt, die Armee-Reorganisation als des Königs „eigenstes Werk" vertheidigt und jeden Versuch der Abgeordneten, sich in die auswärtigen Angelegenheiten einzumischen, mit dem Satz zurückgewiesen, dass die Könige von Preussen ihre eigenen Minister des Auswärtigen sind.

Indessen circulirten schon während der Conflictszeit Phrasen, die auf eine Differenz zwischen ihm und der Krone hindeuteten und dem Glauben Eingang verschaffen sollten, dass er über einem Conflicte stehe, dessen Folgen für die Presspolizei und für die Unabhängigkeit des Richterstandes das Publikum aller Länder gegen ihn eingenommen hatten. Eine Pariser Correspondenz der „Augsburger Allgem. Zeitung" vom 16. October 1865 führte während der damaligen Biarritzer Tage seine Nothlage gegenüber einem König und einer Kammer, die beide

fest auf ihrer Meinung beharren, als eine bekannte Situation an, deren bisherige Beherrschung von seinen Freunden zur Unterstützung des Vertrauens auf seine persönliche Kraft und des Glaubens an seine umfassenden deutschen Pläne benutzt wurde.

Ein halbes Jahr später eröffneten die Verhandlungen des italienischen Militärbevollmächtigten Govone in Berlin die Aussichten zu einer Unternehmung, die über den Gesichtskreis des Kammer-Conflicts hinausführte. Das Berliner Blatt, welches seit dem Beginn des Conflicts an der Spitze der Opposition stand, deutete in den letzten Tagen des April 1866 an, dass der Minister „durch ein keineswegs beneidenswerthes Geschick dazu getrieben sein mag," einen von ihm selbst nicht gewollten und nicht beabsichtigten Weg zu gehen, und um sich selbst für seine grossen liberalen Absichten zu erhalten, sich zu manchem hergeben musste, was mit denselben in Widerspruch zu stehen scheine. In den folgenden Tagen des Mai schwang sich dasselbe Blatt zur Vermuthung auf, dass zwischen dem Minister und der „Kreuzzeitung" eine Kluft liege und der erstere die Conservativen nur hinter das Licht führen wollte; endlich wagte es in einer poetisch gehaltenen Ansprache den Wunsch, er möge sich nur offen und rücksichtslos dem Liberalismus zuwenden.

Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, geradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflussreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte, zweiseelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward.

Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusicherung ihrer Unterstützung, — selbst für den Fall, dass das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Bamberger in dem Bericht über diese Besprechung (in seiner Schrift: „Herr von Bismarck," der deutschen Übersetzung seiner im Februar 1868 in der Pariser „Revue Moderne" erschienenen Abhandlung, Breslau 1868) sich ausdrückt, sein Herz aus. „Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander," dass er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem, „den modernen Ideen widerstrebenden, von aristokratischen Einflüssen umgebenen Herrn und Meister," nur durch unversöhnliche Behauptung der Armee-Reorganisation erreichen konnte. Fragen Sie

nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch (also seit seiner Übersiedelung nach Petersburg) verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen und alles demselben zu opfern.

„Mein grösster Triumph," rief er mehrmals in dieser Unterredung aus, „ist, vom König von Preussen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des deutschen Parlaments erlangt zu haben."

Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später in der Schrift über seine „Mission" mittheilte: „es ist mir geglückt, einen König von Preussen zu bestimmen, dass er die engen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserthron brach, dass er ein Bündniss mit dem revolutionären Italien schloss, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Volksvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniss."

Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Vilbort, der ihn beim Ausbruch des Kriegs in Berlin aufsuchte und ihm sodann nach Böhmen folgte. Als ihn dieser (siehe sein 1870 erschienenes „Oeuvre de M. Bismarck") fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Princips, zu bewegen, triumphirte er: „das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe." In demselben Gespräch nennt er es wiederholt „seinen Gedanken," Deutschland oder wenigstens Norddeutschland dem österreichischen Druck zu entreissen, und den Krieg gegen diesen Widersacher Deutschlands einen Plan, den er in „stündlichem Kampf" gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe.

Selbst in den Nöthen der Nikolsburger Verhandlungen, als Napoleon III. den preussischen Territorialgewinn in Norddeutschland mit Kargheit abmessen wollte, sucht er, wie aus seiner, von den Verfassern des österreichischen Generalstabswerks zur Erläuternng jener Situation (im April 1869) veröffentlichten Depesche vom 20. Juli 1866 an den preussischen Gesandten in Paris hervorgeht, diesen durch die Erläuterung der Differenz

zwischen seiner und der königlichen Ansicht zu einer dringlichen Bearbeitung des Kaisers der Franzosen anzuspornen. Er schreibt demselben, dass der König „die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer anschlage als er selbst, demnach auf Annexionen vor allem Werth lege, während er dieselben nur neben der Bundesreform als Bedürfnis ansehe, weil sonst Sachsen und Hannover für ein intimes Verhältnis zu gross blieben."

Trotz des geharnischten Telegramms, welches der Kanzler des norddeutschen Bundes aus dem Hauptquartier der Armee unterm 6. August 1870 dem Türr'schen, an ihn gerichteten und damals von den Wiener Blättern veröffentlichten offenen Brief entgegensetzte, sind wir durch den Gleichklang der ihm von Türr zugeschriebenen Äusserungen mit der Melodie seiner soeben angeführten Herzensergüsse, dazu berechtigt, jene Äusserungen im vorliegenden Zusammenhange wenigstens einzufügen. Auf Türr's Bemerkungen über die ausschliesslich preussische Färbung des norddeutschen Bundes in der Zusammenkunft mit dem Minister, im Februar 1867, soll dieser geantwortet haben: „das sei allerdings wahr und das Prussificationsgelüste, welches die Regierung des Königs auszeichne, beklagenswerth, er selbst aber habe nicht die Macht, das wieder gut zu machen, was die grosspreussische Partei verschuldet habe."

Es liegen uns jedoch nicht wenige, nicht unbeträchtliche Documente vor, die uns in der von Bismarck vor Botschaftern und Privatpersonen selbst angeregten Frage, wie weit er*) in der auswärtigen Politik nur den „bestimmten, genauen und speciellen Anweisungen des Königs" folgte, oder auf diesen selbst einen Druck ausübte, einiges Licht verbreiten. Ein schlagendes Document ist die beim Beginn der neuen Ära, von welcher Bismarck selbst laut seinen Frankfurter Privatbriefen keine besondere Befestigung seiner Stellung erwartete, beschlossene und 1860 auch durch die Weihe der neuen Fahnen vollzogene Reorganisation der Armee. Das Heer wurde um 118 Bataillone und 50 Schwadronen vermehrt, das erste Aufgebot der Landwehr zum stehenden Heere gezogen; der Minister von der Heydt nannte in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 11. September 1862 diese Reorganisation zur „Vervollständigung zur Kriegs-

*) Nach seiner eigenen Angabe im Abgeordnetenhause, Sitzung vom 13. Juni 1865.

bereitschaft" schlechthin nothwendig, der Minister von Roon bezeichnete im Abgeordnetenhause (am 16. September 1862) als das Ziel der Maassregel „die verstärkte Kriegsbereitschaft." Aus dem Stamm des Werks vom Jahr 1860 konnte, nachdem das Königgrätzer Jahr mit leichter Mühe die Reorganisation der norddeutschen Contingente und die Militärverträge mit den süddeutschen Staaten herbeigeführt hatte, die Invasionsarmee des Kriegs vom Jahr 1870 und seit dem bis zu den jetzigen Gesetzesvorlagen die schlachtbereite Armee zu einem Weltkrieg geschaffen werden, — ist es demnach denkbar, dass die von einer Reihe von Steuererhöhungen begleitete Schöpfung des Jahres 1860 nicht in der Aussicht auf einen Krieg ins Leben gerufen sei. Allerdings sagte Graf Moltke in der Sitzung des Reichstags vom 24. April 1877, als die Opposition Officiere, die erst im Kriege nothwendig sind, für die Friedenszeit nicht bewilligen wollte, dass alle Officierstellen im Frieden nur bestehen, weil die Officiere im Krieg nothwendig sind. So besteht auch jede Armee im Frieden, weil sie im Krieg nothwendig ist. So erklärte auch sach- und naturgemäss der Schöpfer der neuen, im Laufe der letzten zwanzig Jahre von allen Staaten unseres Festlandes als Muster betrachteten und nachgeahmten Armee als Prinz-Regent in seiner Anrede an das Staatsministerium am 8. November 1858: „Preussens Heer muss mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes Gewicht in die politische Wagschale legen zu können." Schwerwiegend war für Preussen auch die Frage, die seit den Olmützer Tagen über ihm schwebte, und es kann daher mit Sicherheit angenommen werden, dass das entsprechende schwerwiegende Gewicht der Armee im Frieden für den Fall, wenn es nach Moltke's Ausdrucke im Krieg nothwendig werden sollte, in Bereitschaft gestellt wurde.

Bismarck's Aufgabe, nachdem er im September 1862 als Minister des Auswärtigen an die Spitze des Staatsministeriums berufen war, bestand nur in der Eröffnung der Wege, die zum Krieg oder Frieden, — jedenfalls zur Lösung der zwischen Preussen und Österreich schwebenden Frage führten. Das Verhältniss zu Frankreich und Österreich war schon eingeleitet, wie im Mai 1862 seine Abberufung von Petersburg und Sendung nach Paris beweist. Kaum vier Monate war er im Amte, als er laut seiner Circulardepesche vom 24. Januar 1863 den

österreichischen Gesandten in Berlin dringend bat, der von demselben ausgesprochenen Voraussetzung, dass in einem für Österreich gefährlichen Kriege beide Grossstaaten sich trotz der gegenwärtigen Spannung als Bundesgenossen wieder zusammenfinden würden, in Wien nach Kräften entgegenzutreten. Er eröffnete demselben vielmehr, dass im Fall, wenn die früheren intimen Verhältnisse sich nicht neu beleben lassen sollten, unter ähnlichen Verhältnissen wie im Jahr 1859 ein Bündnis Preussens mit einem Gegner nicht ausgeschlossen sein würde. Damals hatte er sich auch dem Gesandten gegenüber dahin ausgesprochen, dass es für Österreich am rathsamsten sei, seinen Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen. Gleichzeitig hatte er für die Sitzung des Bundestags vom 22. Januar 1863 gegen das österreichische Project, den Bundestag durch eine Delegirten-Deputation der deutschen Landtage anzufrischen, das Votum Preussens dahin formulirt, dass die deutsche Nation nur in einer Vertretung, welche nach Maassgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden kann. Nehmen wir dazu die Sicherheit seines Rückhalts an Frankreich und Russland, so waren die Hauptmaschen des Gewebes für die letzte Katastrophe schon im Anfang des Jahres 1863 angelegt und nur der Aufwand von täglicher Wachsamkeit, Arbeit und Erfindung neuer Wendungen zur Benutzung glücklicher, auch von ihm oft vorbereiteter Glücksfälle kann den Triumph allenfalls erklären, mit dem er auf den letzten Erfolg des Jahres 1866 zurückblickte. Das bei aller seiner Offenheit und durchschlagenden Rücksichtslosigkeit künstliche Gewebe seiner Operationen brachte es mit sich, dass er den Monarchen zum Theil als von ihm gebunden betrachtete; in den späteren Jahren, als seine Projecte sich von Monat zu Monat steigerten und erweiterten, konnte im Publicum sich die Überzeugung bilden, dass er unersetzlich, absolut nothwendig und allein der Mann sei, der den Faden aus dem Labyrinth in der Hand habe.

Was die Angelegenheit der Annexionen betrifft, so kann es sein, dass die Mühe und Noth, die er bei der Abgränzung derselben in der täglichen Reibung mit der europäischen Diplomatie hatte, ihn gegen allzugrosse Erwartungen etwas gereizt stimmten. Das Verlangen nach Elsass und Lothringen nannte

er, während er nur Metz und Strassburg haben wollte, (nach der Mitteilung des Dr. Busch) eine „Professorenidee." Dass es ganz ohne Annexionen abgehen würde, erklärte er am 12. September 1866 im Abgeordnetenhause, habe ich nie geglaubt, aber das Maass hing (nicht nur vom Maass der Siege, sondern auch) von der Constellation der europäischen Mächte im Augenblick der Entscheidung ab."

So gab es nach seiner Mittheilung in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 1. Februar 1868 nach der Schlacht bei Königgrätz einen Augenblick, „wo es als ein erheblicher Gewinn betrachtet wurde, wenn das Resultat jener Schlacht gewesen wäre, (von Hannover) Ostfriesland zu erwerben und die Verbindung zwischen den östlichen und westlichen Provinzen des preussischen Staats herzustellen."

Wir wenden uns nun zu der zweiten Frage, ob Bismarck in der That nur einem äusseren Zwange ausgesetzt war, der ihm keine andere Wahl übrig liess, als durch Gewaltübung gegen Kammer und Presse die Zustimmung des Monarchen in der Kriegsfrage zu gewinnen.

In den Oppositionsmännern, die er in jener Herzenseröffnung vom Juni 1866 gewonnen hatte, stiegen, ehe das Jahr 1867 abgelaufen war, Bedenken auf, ob die letzte Ursache seiner reactionären Massregeln wirklich nur in einer höheren, allen Erörterungen unzugänglichen Sphäre zu suchen sei. Es wollte ihnen bei reiflicher Überlegung nicht einleuchten, dass ein Mann, der so grosse Dienste geleistet und so wichtige Proben seiner Kraft abgelegt hatte, auch jetzt noch an massgebender Stelle auf so wenig Autorität, ja, auf so wenig Selbstgefühl beschränkt sein sollte, dass die Unterwerfung des norddeutschen Bundes unter eiserne Budgets und die Beschränkung des parlamentarischen Aufsichtsrechts über die Bundesfinanzen einem andern als ihm „in die Schuhe geschoben werden könne." Bamberger scheut sich sogar nicht davor, der gedrückten Stimmung seiner Partei in dem Gleichnis Ausdruck zu geben, dass „der siegbeladene Mann, wenn er in der parlamentarischen Verfassung auch nur seine Magd geheirathet zu haben glaube, welche ihm zu Hause im Kleinen Dienste leisten solle, damit er draussen im Grossen erobere, nicht vergessen sollte, dass selbst derjenige, der seine Magd zum Weibe nimmt, ihr von Rechts- und Naturwegen um seiner selbst willen ebenbürtige Achtung gelobt und

dass die Nachkommenschaft dieser Ehe nur verwildern und verwahrlost werden kann, wenn die Mutter im Hause nicht geehrt wird."

Während diese kummervolle Ehe bis auf diesen Augenblick in dem ewigen Kreislauf von Misshandlungen und Empörungen und Versöhnungsscenen sich abspinnt, lagen schon seit Jahren in der Schrift des französischen Botschafters Benedetti über seine „Mission en Prusse" die gewichtigsten Zeugnisse für die Thatsache vor, dass der Gebieter in dem Moment, als er sich mit dem Plan einer grossen Wirthschaftseinrichtung trug und auf die militärische Freiung ging, dem Weibe der Zukunft kein besseres Schicksal als der preussischen Kammer zugedacht hatte.

Der Minister malt dem Botschafter in dem kriegsschwangeren April des Jahres 1866 mit einer an Muthwillen gränzenden Offenheit sein Bild der deutschen Einheit vor. Er zeichnet ihm den vollständigen Abriss seiner Bundesreform, welche die Leitung des deutschen Heeres, die diplomatische Vertretung, den Consulardienst und den Gränz- und Küstenschutz in die Hände Preussens bringen soll. Er entwickelt sogar die Idee der Main-Linie und deutet ihm an, dass er bei aller Beschränkung auf die Herrschaft in Norddeutschland seinem Lande noch weitere Perspectiven eröffnen könne, welche für die Kette seiner Vergrösserungen über den Main hinüber nützliche Anknüpfungspunkte liefern müssen. Aber der Botschafter bleibt bei seinem Unglauben an die Möglichkeit der deutschen Einheit und rechtfertigt der französischen Regierung gegenüber diesen Unglauben mit dem Bedenken, dass es „verwegen, wenn nicht kindisch sein würde, anzunehmen, dass eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Versammlung, wie sie Bismarck projectire, nicht alsbald die ihr gesteckten Grenzen überschreiten und mehr als die ihr bewilligten Vollmachten sich erobern würde."

In den täglichen Rapporten an seine Regierung unterlässt es der Botschafter nicht, hinzuzufügen, dass er es nicht versäumt habe, den preussischen Minister vor den unausbleiblichen Folgen seines parlamentarischen Planes zu warnen, dass ihn aber Bismarck immer mit der ruhigen und furchtlosen Aufnahme seiner väterlichen Besorgnisse überrascht habe. Alle Gemälde, welche der Botschafter von den „Stürmen" entwarf, die man von dem Geschöpf des allgemeinen Stimmrechts zu erwarten habe, wollten den Minister nicht aus seiner Ruhe herauslocken;

vollkommen rathlos stand: aber der Franzose da, als ihm der Preusse auf seine Warnung, dass die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts es sich gewiss nicht würden nehmen lassen, sich die Macht einer Constituante beizulegen, wie immer ruhig und sicher antwortete, das Parlament könne ihn nur in dem Falle in Verlegenheit setzen, wenn es bloss mittelmässig liberal wäre und sich auf eine Geschäftsauffassung einschränken wollte, die der preussischen Regierung nicht Genüge leisten könnte und mit welcher dieselbe sich doch zufrieden geben müsste. Eine rein revolutionäre Versammlung, schloss der Minister, würde man zur Raison bringen und bei alle dem zu seinen Zwecken benutzen können.

Mit gleicher Ruhe und mit demselben Wohlgefallen sah er schon mitten in der Conflictszeit auf Forderungen des Abgeordnetenhauses, die er in seiner Person und im Namen der Regierung nicht selbst stellen konnte, die ihm aber in seinen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gute Dienste leisteten. Jener Adressentwurf des am 25. Januar 1864 verabschiedeten Abgeordnetenhauses, welcher wegen seiner drohenden Haltung gegen Dänemark einen seiner Freunde erschreckt hatte, nannte er in einem Briefe an denselben (vom 16. Mai 1864) eine wahre Unterstützung für die Regierung, da er auf die damals schwebenden Unterhandlungen der Londoner Conferenz einen Druck ausübte. Er wünschte sich auch recht lebhafte Stimmführer dieser Art und erweist ihnen die Ehre, sie für die dänische Angelegenheit unter dem Bilde von Hunden zu empfehlen, die man so viel ihrer „nur bellen wollen," loslassen müsste, damit das „gesammte Geläute der Meute" den rechten Eindruck mache.

Die Genossen Bambergers hätten aus dieser Herzensergiessung die Lücken, die sie allmählich in derjenigen des Juni entdeckten, schon frühzeitig ausfüllen und sich sagen können, welche Dienste man von ihnen erwartete. Dann aber, wenn sie die Feinde der deutschen Einheit jagdgemäss „stellten" und dem grossen Nimrod zum Schuss lieferten, spricht es nicht für ihre Urtheilskraft, dass sie die Verwendung der von ihnen unterstützten Centralisation und erhöhten Machtvollkommenheit des Herrn gegen ihre eigenen Ansprüche bitter beklagen.

„Krieg und die Aufregungen einer Nationalvertretung" nennt Benedetti die Hilfsmittel, die Bismarck in Bewegung setzen wolle, deren Tragweite derselbe aber nicht berechnen könne.

Bamberger, der in trüber Stimmung das Ergebniss und das Gelingen betrachtet, findet dagegen eine „tiefe Ironie" darin, dass „der Minister, der sich nur die Begabung für die auswärtige Politik zutraute, auch den Beruf für die Schaffung der deutschen Einheit in sich fühle." Die seit zwei Jahrhunderten, nach Bismarck's bekannter Rede seit 600 Jahren über Deutschland „lastende Zerrissenheit und die dadurch heimisch gewordene Einmischung der auswärtigen Mächte" wird wieder vor Gericht gezogen und ihr die Schuld dafür zugewälzt, dass die „Wiedergeburt" Deutschlands „unter den Auspicien des persönlichen Königthums anheben musste."

Das Ideal der Nationalliberalen ist und bleibt ein, wie Fichte's Handelsstaat, „geschlossenes" Kleindeutschland, — eine Insel der Seligen, die sich von selbst aus dem Meer der Zwietracht erhoben hat und von reiner Liebe und Freundschaft lebt. So wenig sie angeben können, wie das ihnen erwünschte Nivellement ohne die Gewalt der Waffen bewirkt werden konnte, so wenig können sie sich in den Ernst finden, mit dem sich dieses Nivellement und die mit demselben verbundene Centralisation fortwährend erweitert und sich zuweilen auch gegen die Eingebungen ihrer „edeln Seele" richtet.

Ludwig Bamberger kennt den Imperialismus, in dessen Gewand sich dieses Nivellement vollzieht, nur als Stichwort des französischen Spotts, dem es Vergnügen macht, sich darüber zu kitzeln, dass die siegestrunkenen Deutschen nun auch in die Fesseln des Napoleonismus gerathen sind, oder als Ausgeburt des heimischen Hypochonders, der sich mit „Sterbegedanken" trägt und von „gefälligen Doktoren und Quacksalbern" genährt wird. Er bedenkt nicht, dass es auch andre gibt, die sich die Früchte dieses neuen Gewächses recht wohl bekommen lassen und sich den Ruhm beilegen, sie schon vor dem Waffengeräusch gepflegt zu haben.

Nennen wir aber dieses von der Gegenwart geborene und von Bamberger mit stolzer Missachtung zurückgewiesene Kind mit dem rechten Namen, denn der Imperialismus ist noch nicht vollkommen und unbestritten stabilirt! Was Bismarck in der Indemnitätsrede vom 1. September 1866 sagte: „Die Aufgaben der auswärtigen Politik sind noch ungelöst. Die Erfolge der Armeen haben nur unsern auf dem Spiele stehenden Einsatz erhöht, wir haben mehr zu verlieren als vorher, aber gewonnen

ist noch nichts," — das gilt noch im gegenwärtigen Augenblick, auch nach dem Sieg des Jahres 1870.

Damals (1870) stand schon der österreichische Mitspieler auf dem Sprunge, seinen Wurf zu wagen, und ward nur durch die Unfertigkeit seiner Armee und durch die zurückhaltende und auf den Besitz von Rom gerichtete Politik seines südlichen Nachbarn daran gehindert, rechtzeitig sein Wort in den Kampf zu werfen. Jetzt befindet sich der, durch Düppel, Königgrätz und Sedan gross gewordene östliche Concurrent (Russland) auf dem Platze und will seinen Antheil an jenen Siegen für Central-Europa geltend machen.

Wir befinden uns noch in den Anfängen des römischen Triumvirats. Die grossen Macht-Centren, Wien, Berlin und Petersburg streiten um den Rang.

Den rechten Namen für das Kind der Gegenwart liefert uns aber erst die griechische Vorbereitung des macedonischen Imperialismus. Das ist der territoriale nationale Absolutismus, der sich in Rom nur im Bundesgenossenkriege regte und bald wieder erlosch, — in Griechenland aber der Reihe nach Athen, Sparta und Theben befeuerte, die Dictaturen des Perikles, Lysander und zuletzt des Epaminondas ins Leben rief, sich im militärischen Absolutismus der Hegemonie, in Militärorganisationen und in der Überwachung und Ausnutzung der Bundesgenossen sich selbst und die letzteren erschöpfte und ausbeutelte.

Den Terrorismus, den Bismarck zu seinem Schlag gegen den Nebenbuhler Österreich brauchte, fand er weder bei der conservativen noch bei der liberalen Partei, da beide darin übereinkamen, das Stichwort der neuen Ära von den moralischen Eroberungen ernst zu nehmen und Preussen zu einem Musterstaat der ständischen oder constitutionellen Ordnung zu machen und für Deutschland an die Spitze zu bringen. Die Musterwirthschaft der Reaction genügte und behagte ihm so wenig, wie er den revolutionären Anwandlungen und Drohungen der liberalen Partei Kraft und Nachhaltigkeit zutraute. Er nahm, wie ihn seine Unterhaltungen mit Benedetti malerisch darstellen, an dem Orte Posto, den er durch seine Vertheidigung der Militärorganisation sich verpflichtete und gegen Neider und Feinde zu behaupten wusste. Die elektrischen Schläge, die von seinen böhmischen Erfolgen ausgingen und aus seinen heimischen Gegnern begeisterte Anhänger machten, gaben erst den nationalen

Schwingungen der deutschen Vereinsmänner die terroristische Spannung, die er für seine Bundesorganisation und neue Steuerordnung nöthig hatte.

Mit Sterbegedanken wollen wir uns wegen seiner Erfolge nicht tragen, so wenig wir uns für alle Leiden, welche den Genossen Bamberger's von ihrem Meister täglich bereitet werden, zum Mitgefühl erwärmen können. Das Wort, mit welchem Bismarck seine Stimmung gegenüber dem Bundestag im Anfang des Jahres 1854 bezeichnete, wollen wir für uns auch nicht gebrauchen. Wir sind bei dem, was er geleistet hat, zu activ und persönlich betheiligt.

Als die nationalen Terrorismen Griechenlands mit einander stritten, fiel unter ihren Streichen manches der alten Heiligthümer, mancher Bau der ständischen Ordnungen, manches von den Gerüsten der bürgerlichen Klassenreihen und diejenigen, welche diese Heiligthümer und Ordnungen mit ihrer Kritik entwerthet hatten, sahen ihre Arbeiten durch den äussern Erfolg bestätigt und begrüssten mit Entzücken den Anbruch einer neuen Zeit und Geistessammlung, deren Nahen sie selbst schon angekündigt und vorbereitet hatten.

So athmen wir, wenn Ähnliches wie in jenen Gerichtstagen Griechenlands und Roms vor unsern Augen geschieht, gleichfalls auf und denken nicht, wie L. Bamberger meint, an's Sterben, weil das Gericht der Kriege und das allgemeine Nivellement unser Urtheil über das moderne Alterthum bestätigt und unserer Arbeit ein erweitertes Feld schafft. Die Organisation einer neuen Welt wird auch nur gefördert werden, wenn die angeblichen Sieger fortfahren, durch ihre gegenseitigen Verstimmungen und Zerwürfnisse für ihre Erschöpfung zu sorgen.

IV.

Vilbort und das Glück Bismarck's.

An den Namen Vilbort knüpft sich die Geschichte von ein paar Glückszufällen, welche Bismarck in zwei der bedeutendsten Augenblicke seines Lebens begegneten.

Der erstere, der nach dem böhmischen Feldzuge spielte und in welchem der arme Vilbort vom Glück gemissbraucht wurde, ist zwar nicht gerade gross zu nennen, war aber doch ein

seltener Streich des Glücks. Denn Vilbort, statt über die Antwort Bismarck's auf seine Gewissensfrage innerlich selbst aufzulachen, ward durch das Lächeln, welches er bei den Worten des Meisters um die Lippen des anwesenden Herrn v. Keudell spielen sah, um die Ruhe einer Nacht gebracht und kam erst wieder zu sich selbst, als er den Mann dieses „seltsamen" Lächelns am folgenden Tag aufsuchte und ihm den Anlass bot, ihm einen wahren Urias-Auftrag an Napoleon III. nach Paris mitzugeben.

Der reisende Franzose befand sich, wie er in seinem „Oeuvre" erzählt, am 7. August 1866 in Berlin und wollte sich bei Bismarck verabschieden. Im Augenblick des Aufbruchs bat er diesen um die Erlaubniss, ihm die „höchst indiscrete Frage vorzulegen, ob er den Frieden oder Krieg nach Paris mitbringe." Ausweichend antwortete der Minister: „Freundschaft, dauernde Freundschaft mit Frankreich. Ich lebe der festen Hoffnung, dass Frankreich und Preussen künftighin den Dualismus der Intelligenz und des Fortschritts bilden werden."

Die Antwort war eine geschickte Abfertigung und doch überladen. Herr von Keudell aber packte dem armen Reisenden, der bei ihm Tags darauf Erleichterung für sein beunruhigtes Gemüth suchte, eine Bestellung an den Kaiser auf, wofür ihm dieser, wenn er sie wörtlich ausgeführt hat, nur mit einem infernalischen Lächeln danken konnte. „Sie reisen heut Abend nach Paris ab, sagte der lächelnde Vertraute Bismarck's, nun wohl, verpflichten Sie sich auf Ehrenwort, was ich Ihnen jetzt mittheilen will, bis Paris geheim zu halten. Ehe vierzehn Tage um sind, werden wir Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf seinen Gebietsforderungen besteht."

Der Autor des zweiten Glücksfalls, welcher noch kurz vor Thorschluss, ehe die deutschen Armeen 1870 Paris einschlossen, dem Lobredner Friedrich's II. und dem Herold des preussischen Ruhms in der Hauptstadt Frankreichs ein Standbild aufrichtete, war nicht eigentlich Vilbort, sondern Havin, der Director des „Siècle", der Vilbort 1866 als Kriegscorrespondent dieses Blattes nach Böhmen geschickt hatte. Dieser so prosaische und sonst auch so ziemlich glückliche Rechner befand sich im Anfange des Jahres 1867 in grosser Noth. Er sah, dass er sich mit der Sendung seines Berichterstatters doch verrechnet hatte. Sein Journal verlor an Abonnenten. Die Vertrautheit, deren sich

Herr Vilbort in seinen Beziehungen zu Bismarck und selbst in seinem Umgang mit den Wagenmeistern des königlichen Trosses rühmte, verleidete den Lesern des Blattes ihren Genuss. Die patriotischen Beklemmungen des Jahres 1866, denen Rouher in der Kammer einen beredten Ausdruck gab, wirkten auch im Publikum nach.

Um sich zu retten, stellte sich der speculative Journalist unter den Schutz Voltaire's und eröffnete zur Errichtung eines Standbildes für diesen Meister des französischen Geistes eine National-Subscription, für welche keine Gabe über einen halben Franc angenommen werden sollte. Im Ausgang des Jahres 1867 ward die Subscription geschlossen; die Zahl der Unterzeichner belief sich auf mehr als zweimalhunderttausend; die für die Nationalsache gebildete Commission beschloss eine colossale Copie des bekannten Houdon'schen Werks und die Regierung um die Überweisung eines schicklichen Platzes für das Monument in Paris zu ersuchen.

Im Juni 1870 war der Guss der Statue gelungen und nur noch das Fussgestell mit der Inschrift: „A Voltaire, souscription populaire," zu vollenden. Eine kaiserliche Verfügung hatte für das Standbild die Place de Rennes bestimmt, da aber dieselbe, als es am 14. August zur Aufstellung kam, noch nicht fertig war, wies der damalige Seinepräfekt dem Nationaldenkmal den Square Monge als provisorischen Platz an.

Hätte der Seher des achtzehnten Jahrhunderts durch seine, auch in der Bronze brennenden Augen blinzeln können, welchen Eindruck mussten dann die wechselnden Scenen auf ihn machen, die sich seit jenem Tage zu seinen Füssen einander drängten. Schon am Tage der Aufstellung waren die Herzen derjenigen, die ihm huldigen wollten, durch die Niederlagen von Weissenburg und Wörth erschüttert; bald darauf kam die Nachricht von den unglücklichen Schlachten bei Metz und durchfuhr die Herzen der Hauptstadt. Als die versprengten Flüchtlinge von Sedan heimkeuchten, konnte der Houdon'sche Seher erkennen, dass die Tage des Imperators vorbei waren, und nachdem die Haufen des neuen Babylon vor seinen Füssen mit Hochrufen auf die Republik sich hin und her gewälzt hatten, bot sich ihm das unerwartete und für ihn seltsame Schauspiel, dass die Landbewohner der Vendée und Bretagne unter der Führung ihrer Pfarrer, mit wehenden Heiligenbildern und Psalmen singend in

die Hauptstadt einzogen, um sie unter dem Beistand der heiligen Jungfrau zu vertheidigen. Kaum war die Hauptstadt von dem katholischen Aufgebot angefüllt, so konnte er an dem Waffenlager auf den Plätzen und Strassen merken, dass sie von seinen alten Bekannten und Freunden von Potsdam und Berlin her und deren deutschen Bundesgenossen eingeschlossen war. Bald überzeugte ihn der Kanonendonner vor den Mauern, dass der Kampf zwischen Berlin und Paris, den Stätten seiner Triumphe, begonnen hatte.

Was dachte er sich wohl bei diesem Schauspiele? Aber hatte er die Zeit dazu, einen Gedanken zu verfolgen? Seine Stelle auf dem Square Monge war kein Ruheposten. Nicht genug, dass sich über ihn sofort nach seiner Aufstellung die Schale des Zorns ergoss, mit dem ihn das „Univers" verfolgte, störten ihn seine Verehrer mit dem Streit über seinen rechten Standort. Obwohl keine Reiterstatue, ward er doch ein wanderndes und irrendes Wesen und liess ihn während der Belagerung der Stadt ein Maire des eilften Arrondissements nach einer geräumigen Strassenecke des Boulevard Eugène, der fortan seinen Namen tragen sollte, hinrollen.

Schon im Jahre 1869 wurde der Senat mit Petitionen bestürmt, welche um die Zurücknahme der Erlaubniss zur öffentlichen Aufstellung seines Standbildes anhielten. Sie sprachen im Namen der Nationalinteressen, die er mit seiner Bewunderung der Theilung Polens, und im Namen der militärischen Ehre des Landes, die er mit seiner Feier von Friedrich's Sieg bei Rossbach beleidigt, — im Namen der „reinsten Glorie" Frankreichs, die der Dichter der Pucelle in der Jungfrau befleckt, — endlich im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die der Fürstendiener und Volksverräther verrathen habe. Der Berichterstatter, Silvestre de Sacy, brachte es zwar in der Sitzung vor den Weihnachtsferien 1869 dahin, dass der Senat im Hinblick auf die angeblichen Meisterwerke der Henriade, Merope, Zaire und der Historien Peter's und Karl's XII. über die Petitionen zur Tagesordnung überging. Aber Veuillot setzte den Kampf im „Univers" fort und führte seine entscheidendsten Schläge, als die Aufstellung des Standbildes am 14. August 1870 in der äussersten Nothlage des Landes vollzogen war.

Der gefährliche Streiter hielt sich nur an den Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich, an dieses wichtige Erzeugniss,

eines Bureau d'Esprit oder königlichen Pressbureaus, welches in Potsdam, Ferney und Paris etablirt war und den Ruhm des Königs an den Höfen und unter den Grossen des Festlandes verbreitete.

Von den Versen der Henriade, der Pucelle, der Zaire wollte man damals schon nichts mehr wissen; man las sie kaum noch. Desto schmerzlicher empfand es der gallische Stolz, wenn der Gegner Voltaire's in die immer noch offene Wunde, welche die Theilung Polens in der Erinnerung Frankreichs zurückgelassen hatte, von neuem das ätzende Salz des Spottes streute, mit welchem Voltaire der unsicheren Politik Ludwig's XV. und den Abenteuern der militärischen Sendlinge, die derselbe seinen Schützlingen, den Conföderirten ohne ausreichende Mittel geschickt hatte, das „Geschick" entgegensetzte, mit welchem Friedrich seinen Antheil an Polen in die Tasche steckte. Veuillot rief ferner den Franzosen die Briefe ins Gedächtnis, in denen Voltaire diese Abenteurer „wälsche" Don Quixotes und „Gelbschnäbel" nannte, welche die Impertinenz hatten, dem König von Preussen den Krieg zu erklären. Er erinnerte daran, wie der Dichter der Pucelle Friedrich als dem Mächtigen gehuldigt hatte, der „über die Geschicke Europa's entscheiden wird, der einen Arm der Wage Europa's schon hält und dessen Adler sehr weit gehen wird."

Die deutsche Armee befand sich bereits auf dem Marsch nach Paris, als Veuillot die Franzosen daran erinnerte, dass Voltaire diesen Flug des preussischen Adlers schon vorausbestimmt hatte. „Sire, schreibt er an Friedrich, da bin ich in Paris, es ist, davon bin ich überzeugt, Ihre Hauptstadt." „Paris, redet er diese Hauptstadt des künftigen Triumphators an, sei, wenn du kannst, des Siegers, den du in deine unregelmässige und kothige Umwallung (enceinte) aufnehmen wirst, würdig." Und lange nach dem Tage von Rossbach schrieb er im Mai 1775 nach Potsdam, „die preussische Uniform muss nur dazu dienen, die Wälschen auf die Kniee zu bringen."

Auch andern Kreisen der Hauptstadt fuhren damals die Weissagungen Voltaire's in die Gebeine. So erinnerte kurz vor der Schlacht vor Sedan, am 30. August, das „Journal de Paris" an den Voltaire'schen Satz: „die Vielheit der Staaten dient zur Erhaltung des Gleichgewichts, bis sich eine Macht, gross genug, um die andern zu absorbiren, in Deutschland bildet."

Havin meinte gegen die Verdächtigung seines Blattes, es habe sich dem Bismarck-Cultus ergeben, eine recht entscheidende Diversion zu machen, als er sich unter den Schutz Voltaire's stellte, und er lief dem Unheil geradezu in den Rachen. Er wollte das neue Troja der Seine mit dem ächtesten und eigensten Palladium beglücken und beschwichtigen und seine Feinde riefen, als dies Heiligthum auf dem Square Monge aufgerichtet stand, er habe vielmehr das trojanische Pferd, angefüllt mit Preussengeist, in die Hauptstadt eingeschmuggelt.

Die Beschiessung von Paris hatte kaum begonnen, als ein neu entstandenes, in Berlin erscheinendes Blatt, die „Germania", ihre erste Nummer vom 1. Januar 1871 mit einem Leitartikel eröffnete, in welchem sie den wirklichen Einzug des Preussengeistes und seine Herrschaft in der Hauptstadt Frankreichs als die grosse Thatsache der Gegenwart und Zukunft feierte. Sie sah das Reich Karl's des Grossen in seiner Blüthe, die das Frankenreich und Deutschland vereinigte, wieder hergestellt, nur dass der Herrschersitz nach Berlin verlegt war und zu Paris ein Stellvertreter der deutschen Macht in ihrem Namen walten würde. Jedoch schien diese Vision den Stiftern und Freunden des Blattes so gewagt, dass in den nächsten Tagen die Redaction eine gründliche Änderung erfuhr. Und bald darauf sollte die Partei, welche das Blatt ins Leben gerufen hatte, erfahren, dass der Imperialismus, welchen der Sieger beim Zusammenbruch der französischen Herrlichkeit aufgehoben hatte und mit nach Deutschland brachte, an ihr selbst die Probe seiner Stärkung bestehen würde.

Sedan und die Demüthigung von Paris hatten den Imperator der Franzosen von der Höhe gestürzt, die er fast zwanzig Jahre hindurch als Oberaufseher der europäischen Ordnung und zugleich als anregender Neuerer und Revisor der politischen Landkarte von Europa behauptet hatte. Auch dieser Posten war die natürliche Siegesbeute des Triumphators und die späteren Abschnitte unserer Arbeit werden zu schildern haben, ob seine Interventionen in die Gesetzgebung der Nachbarstaaten und die „kalten Wasserstrahlen", mit denen er sie zuweilen bedachte, glücklicher und erfolgreicher als die Inspirationen des dritten Napoleon waren.

Als die deutschen Truppen das Herz Frankreichs einschnürten, flog ein kühner Luftschiffer aus Paris nach dem

Süden und organisirte den nationalen Krieg, während in der Hauptstadt die socialistische Commune sich organisirte. Gegenüber dem Aufstand, welchen dieselbe während der Friedensverhandlungen in Scene setzte, fühlte sich Bismarck als Erbe des Napoleoniden und erklärte am 7. Mai dem französischen Bevollmächtigten, dass er gegebenen Falles Deutschland das Recht vorbehalten müsse, gegen die in Paris herrschenden Zustände Schritte zu thun. Später aber, als die Flammen der Commune auch nach Deutschland leuchteten und der Aschenregen von Paris die Berliner Lassalle'sche Pflanzung der Jahre 1864 und 1865 befruchtete, zog er es vor, die friedliche Seite des Napoleon'schen Nachlasses sich anzueignen. Er schuf, wie wir erfahren werden, Beschäftigung für die Arbeiter in colossalen Staatswerkstätten.

Den goldenen Gewinn, den er als Frucht des Sieges aus dem Feindesland nach Hause brachte, die fünf Milliarden, erwähnen wir nur kurz; sie werden uns in den späteren Jahren oft beschäftigen.

Endlich beruhigte er die Volksstimme, die nicht genug bekommen konnte, mit Elsass und Lothringen.

Ein tiefdurchdachtes, unter der Aufsicht des Grafen von Broglie, von Favier verfertigtes und Ludwig XV. in den letzten Monaten seiner Regierung zugestelltes Werk, eine Rundschau über die Politik Frankreichs, zu den geheimen Staatspapieren gehörig, die in den Tuilerieen nach dem 10. August 1792 gefunden waren, — verurtheilt die Reunions-Kammern Ludwig XIV., die Frankreich nur den allgemeinen Hass zu Wege brachten, — nennt es ferner eine traurige Erinnerung, dass nach Louvois Rathschlägen die Pfalz verheert und Frankreich dadurch mehr der Abscheu als der Schrecken von Deutschland und Europa wurde.

Während die linksrheinischen Länder Deutschlands 1794 und 1795 in französische Departements verwandelt wurden, erinnerten Pariser royalistische Blätter daran, dass die Unterwerfung von Elsass unter die Krone Frankreich einen immerwährenden Krieg zwischen derselben und dem deutschen Reich einleitete, und weissagten als Folge jenes Gewinnes der Revolution die gleiche anhaltende Feindschaft zwischen diesen beiden Mächten.

Die jetzige Einziehung von Elsass und Lothringen erklärt den beständig wachsenden Heeresstand Deutschlands. „Darüber,

sagte Graf Moltke in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 zur Vertheidigung des Reichsmilitärgesetzes, dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stossen wir auf das Misstrauen, dass Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar werden könne." In derselben Rede sprach derselbe militärische Sprecher die Hoffnung aus, „Deutschland werde eine Reihe von Jahren nicht nur Frieden halten, sondern auch Frieden gebieten." Seit den letzten Jahren haben aber mehrfache Regungen von Coalitionen auch diese Hoffnung, den Frieden zu gebieten, zerstört, neue Anstalten, die Heeresmacht zu vergrössern, sind nothwendig geworden und der frühere hoffnungsvolle Sprecher, der nur eine Anspannung der Kriegsmittel für fünfzig Jahre forderte, vergisst in dem neulichen Schreiben an einen trostbedürftigen Landmann die Friedenskraft der Waffen und erwartete den holden Frieden nur erst nach ein paar Jahrhunderten, wenn mit dem Volk eine religiöse und moralische Umwandlung vor sich gegangen ist.

Das ist die Siegesbeute, die aus den Ruinen des französischen Imperialismus aufgelesen ist. Doch kehren wir noch einmal zu unserm Berliner in der Pariser Verwüstung zurück.

Es hatte sich zufällig so getroffen, dass in den ersten Tagen nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unter dem Titel: „Voltaire", sechs Vorträge von D. F. Strauss erschienen, — eine ängstlich-zimperliche Untersuchung der Natur dieses Mannes, in welcher der Bibelerklärer mit theologischem Horror den „nicht reinlichen Erdenrest" betrachtet, der ihm bei der Anatomie seines Wesens „in der Hand bleibt." Eine wahre Erfrischung ist es dagegen, wenn man in Condorcet's Vermächtnis „über die Fortschritte des menschlichen Geistes" das meisterhafte Gemälde der Männer liest, welche die Wahrheit zwar nicht entdeckten, aber verbreiteten, „des Despotismus schonten, wenn sie die religiösen Irrungen bekämpften, und der Religion, wenn sie sich gegen die Tyrannei erhoben." Voltaire war in der Reihe dieser Männer derjenige, der die Spuren des nahenden Imperalismus am eifrigsten aufsuchte und im Geist eines Zeitalters, welches für die Trajane und Marc Aurele schwärmte, sich für Friedrich II. interessirte, weil er in ihm die Vorzeichen dieser Zukunftsgestalt am schönsten ausgedrückt

zu finden glaubte. Wer übrigens den rechtschaffnen lustigen Humor kennen lernen will, mit dem sich Voltaire 1750 und 51 in Potsdam und Berlin bewegte, lese seine Briefe an den Schleicher Formey in der 1788 zu Paris erschienenen Schrift: „Frédéric II, Voltaire, ... vengés du sécrétaire . . . Formey.“

Voltaire hat die Belagerung von Paris nicht ohne Beschädigung bestanden. Das Stück einer preussischen Granate riss ihm den linken Fuss weg. Der Samariter Thiers liess ihn aber kuriren und im Juni 1872 von neuem nach dem Square Monge rollen. Hypochondrische Gemüther fürchteten damals, dass diese Wanderung das Vorspiel für die letzte in irgend einen versteckten Schuppen sein könne. Eine solche Versetzung des Aufklärers und Imperatorensuchers in ein dunkles Verliess würde auch der Verdüsterung entsprechen, welche der Druck der französischen Siegesbeute über die Gemüther in Berlin gebracht hat.

V.

Napoleon III. als Gehilfe Bismarck's.

„Er ist unser Cavour, ganz Cavour, wie er leibt und lebt“, soll General Govone bei seiner Rückkehr von seiner Berliner Mission im April 1866 gesagt haben, als man ihn in Florenz nach dem Wesen und Gethue des preussischen Ministerpräsidenten fragte.

Bei den ersten Wahlen für den Norddeutschen Reichstag war der Vergleich Bismarck's mit dem Gründer der italienischen Einheit ein Lieblingsthema der Candidatenreden und in den Zeitungen stritt man sich über die Grenzen, in denen eine Zusammenstellung beider Männer zulässig sei. Aber auch schon vor der Berufung Bismarck's an die Spitze des preussischen Ministeriums wurde die Bedeutung eines Mannes, auf den sich die Hoffnungen der Gegner Oesterreichs richteten, danach abgemessen, ob man in ihm den deutschen Cavour haben wird.

So galt z. B. Graf Albert Pourtales, der im Jahre 1861 als der künftige Minister des Auswärtigen ins Auge gefasst war, aber Ende desselben Jahres als preussischer Gesandter in Paris starb, im Kreis seiner Freunde (vergleiche die 1862 zu Berlin und vor der Berufung Bismarck's erschienene Schrift: „Graf Pourtales“ von Fr. von Thielau) als der Mann, der die deutsche

Frage im rechten Sinne lösen würde. Aber vielen, die ihn kannten, erschien er doch auch wieder, wie derselbe Thielau erzählt, „für die höchste politische Leistung der Zukunft zu gewissenhaft, offen und gerade und sie sagten wohl nach seinem Tode: „der deutsche Cavour wäre er doch nicht geworden".

Geboren im Jahre 1812 zu Paris, als Neuenburger zugleich Schweizer und Preusse, brachte er seine Jugend in beiden Ländern zu. Durch Reisen und diplomatische Sendungen gebildet, war er ein Gegner der Abmachungen von Ollmütz und gründete und leitete mit seinem Schwiegervater Bethmann-Hollweg das preussische Wochenblatt, um welches sich auch die späteren Mitarbeiter Bismarck's, die Herren von der Goltz und Usedom und der Freiherr von Werthern sammelten. Er gehörte zu denen, welche den Gedanken einer Verständigung mit Österreich am zähesten und längsten festgehalten haben, und hoffte durch freundschaftliches, auch in Thaten bewiesenes Entgegenkommen für alle Pläne des Kaiserstaats an der Donau und am Schwarzen Meer, denselben zum freiwilligen Verzicht auf seine Positionen in Deutschland und Italien bewegen zu können. Operiren musste nach seiner Ansicht der Mann, der sich zur Rettung Preussens und Deutschlands berufen glaubte, an der Spitze der demokratischen Kräfte der deutschen Bewegung und zugleich als Disponent über die Mittel des preussischen Staatsorganismus wie über das Junkermaterial der Kreuzzeitung.

Er wollte nichts von einem Bündniss mit Frankreich und Russland wissen, in welchem Manteuffel gegen die Geburtswehen der neuen Ära seine Rettung gesucht hatte, und nannte es vielmehr die Aufgabe der preussischen Politik, die Lösung der brennenden Fragen der Zeit, auch die Einigung Italiens, Frankreich aus der Hand zu nehmen. Er sprach mit Schauder von den „Cavour'schen Händeln", welche das neue Italien in die Abhängigkeit von Frankreich gebracht hätten. Als er 1859 seinen Gesandtschaftsposten in Paris antrat, glaubte er dessen gewiss zu sein, dass der Kaiser der Franzosen in den Hohenzollern die künftige deutsche Dynastie erkannt hatte und die Bundesgenossenschaft mit der deutschen Nation suchte; aber er wollte dieselbe umsonst haben und um sie ohne Gegenlohn zu erhalten, Preussen so stark sehen, dass es auch eine rein passive Hilfe von Seiten Frankreichs entbehren konnte.

Bismarck hatte dagegen das Einvernehmen mit Frankreich und Russland zugleich aufgenommen und pflegte in letzterem den Rückhalt, auf den er sich, falls ihm aus dem Verständniss mit Frankreich Gefahren erwüchsen, zurückziehen könnte. Das unterschied ihn von Pourtales und andern Häuptern der neuen Ära, unterschied ihn ebenfalls von Cavour, dem während des Spiels mit Napoleon eine alte Freundschaft seines Landes mit der nordischen Macht nicht zur Seite stand.

Diese Doppelallianz Bismarck's machte es ihm auch möglich, sich durch eine Aufsehen und Erstaunen erregende Offenheit von Cavour zu unterscheiden. Während dieser im Geheimniss eines französischen Bades seinen Plan zur Reife bringen musste, konnte Bismarck zwei Höfe und Cabinette mit seinen Entwürfen unterhalten, welche diesen für ihre Pläne gegen Österreich, der Verranntheit Napoleon's, seiner Fortsetzung der alten königlichen, republikanischen und altkaiserlichen Politik Frankreichs gegen das Haus Habsburg, und dem Revanchedurst Russlands für Österreichs Abfall vom Haupt der heiligen Allianz (im Krimkrieg), die lachendsten Aussichten eröffneten.

Bereits in den letzten Jahren seiner Frankfurter Amtsthätigkeit hatte er den Collegen am Bundestage mit seiner Ankündigung eines Bruchs mit Österreich und mit seinen Belehrungen über Deutschlands Interesse an den italienischen Leistungen Napoleons Räthsel aufgegeben und dazu die Lösung geschenkt. Kaum war er jedoch als Nachfolger des verstorbenen Pourtales und zur Recognoscirung des französischen Terrains seit Ende des Mai 1862 in Paris und im Kreise Napoleon's mit dem ungewöhnlichen unterm Schein tollkühner Wagehalsigkeit vorgetragenen Offenbarungen seiner Pläne familiär und für Napoleon ein brauchbarer Gehilfe geworden, als die Nachricht von der Bescheerung, die er Deutschland zugedacht hatte, sich in die weite Welt verbreitete. Seine eigene Eingebung stand schwerlich dem Artikel fern, mit dem ihn das „Journal des Débats" als ein Gestirn der Zukunft dem politischen Publikum ankündigte. Zwar bemerkt die „Kreuzzeitung", die am 19. Juni den Aufsatz in vollständiger Übersetzung brachte, dass „einzelne Unrichtigkeiten und falsche Äusserungen den französischen Ursprung verrathen", allein, abgesehen von den pflichtschuldigen Schmeicheleien für den Kaiser der Franzosen, ist der Hauptinhalt mit Bismarck's damaliger Situation und Absicht, die Änderung der deutschen Verhältnisse

unter die Auspicien Napoleon's zu stellen, so übereinstimmend, dass wir das Schriftstück als einen Beitrag zu seiner Autobiographie betrachten dürfen. Nachdem dieses Schriftstück daran erinnert hat, dass Bismarck seit dem März 1859 in Petersburg die Achtung sowohl des Zaren als des Fürsten Gortschakoff, dessen Ansichten sich den seinigen in vielen Beziehungen nähern, erworben hatte, weist es, um seine jetzige Mission zu erklären, auf die Bedeutung Frankreichs und das Gewicht der jetzt schwankenden Fragen hin. Frankreich, erklärt es, ist der Mittelpunkt für die Politik Europa's geworden und Preussen ist durch seine Stellung und seine Eigenschaft berufen, an der Lösung jener Fragen und an den Beschlüssen, welche man zur Sicherung des Erfolges fassen wird, theilzunehmen."

Seitdem brachten deutsche Blätter Umrisse der grossen Umänderung, welcher Bismarck mit Hilfe Frankreichs und Russlands Deutschland unterwerfen wolle. Die „Grenzboten" vom 22. August sprachen sogar von einem, Anfangs des Juni aus Berlin nach München gerichteten Privatschreiben, welches von der Mediatisirung Deutschlands sprach. Am eingehendsten glaubte eine Correspondenz der „Berliner Allgemeinen Zeitung" (vom Main, den 31. Juli) das Werk der Zukunft zu enthüllen, indem sie folgende sichere Anhaltspunkte gibt, wonach „der König" entschlossen ist, in der deutschen Frage eine That zu thun, ernstlich, entschieden und plötzlich, alle Sonderinteressen niederzuwerfen und den Sitz der Action von Frankfurt nach Berlin zu verlegen, sodann, dass Preussen eine Allianz mit Frankreich und Russland zwar nicht eingegangen ist, wohl aber sich über seine Schritte mit diesen Mächten vereinbart.

Cavour hatte im April 1861 den Herrn von Ideville, wie dieser in seinem 1871 erschienenen „Journal d'un Diplomate" erzählt, über seine eigne und des Kaisers Napoleon Verschwörer-Natur unterhalten. Seine persönliche Verschwörer-Rolle erklärte er aus dem Zwange, dass er sich anfangs vor Österreich hatte verstecken müssen. Aber der Kaiser, sagte er, ist ein unverbesserlicher Verschwörer, ein Dilettant und Künstler in diesem Fache, obwohl er es als absoluter Gebieter eines mächtigen Landes und Herr einer grossen Armee nicht mehr nöthig und bei der friedlichen Stimmung Europa's nichts zu fürchten hätte. Gleichwohl immer unruhig, sinnt er zu jeder Stunde auf einen neuen Streich, verkleidet er seine Gedanken und verstellt er

seine Schritte. „Ha, was gibt er für einen wunderbaren Verschwörer ab!"

Die Sache war die. Der kaiserliche Verschwörer hielt Österreich noch nicht für hinlänglich heruntergebracht, als er seine Bomben des Nationalitätsprinzips, des allgemeinen Stimmrechts und der Annexionen gegen dasselbe in Italien geschleudert hatte. Er wollte diese Maschinerie der Centralisation gegen den alten Feind Frankreichs auch in Deutschland spielen lassen. Er arbeitete für Bismarck.

Seine plötzliche Erscheinung auf dem deutschen Fürstentag zu Baden (1860), die nach langem Drängen erreichte Zusammenkunft mit König Wilhelm zu Compiègne (1861) allarmirten die deutschen Fürsten durch das Gerücht, dass besonders an letzterem Ort der Gedanke einer Theilung Deutschlands zur Sprache gebracht sei. Gleichviel, ob überhaupt, oder wie weit das Gerücht begründet war, so fühlte sich doch Deutschland seitdem wie von einem Alp bedrückt.

Bismarck war der Erbe des von Napoleon eingeleiteten deutsch-französischen Handelsvertrages und er hütete sich sehr wohl, wie er sich in der Sitzung des Reichstags vom 21. Februar 1879 ausdrückte, sich auf eine Prüfung der Tarifpositionen einzulassen oder sich ein theoretisches Urtheil über einen Vertrag zu erlauben, der ihm in praktischer Hinsicht die werthvollsten Dienste leistete, den Kaiser der Franzosen bis zur Krisis von 1866 für Preussen verpflichtete und letzteres in seinen deutschen Unternehmungen unterstützte. Derselbe Vertrag, der Frankreichs „Wohlwollen" sicherte, hatte durch seine Bestimmungen den Zutritt Österreichs unmöglich gemacht, erhob Preussen durch seine vor der Zustimmung der Zollvereins-Regierungen erfolgte Unterzeichnung zum Haupt von Kleindeutschland und verwies die widerstrebenden süddeutschen Regierungen an die Verhandlung mit Berlin. Ihr Flehen in Paris, man möge sie doch auch als Contrahenten berücksichtigen und sich ihrer bedrohten Souveränetät erbarmen, ward dort mit der Bemerkung abgefertigt, der Vertrag habe mit Politik nichts zu thun.

Die erste Rede, die Bismarck nach seiner Berufung zum Vorsitz in einem der beiden Häuser des Landtags, im Herrenhause am 2. Oktober 1862, hielt, betraf den am 2. August von Preussen unterzeichneten Handelsvertrag. Er sprach schon als

Meister der deutschen Nation und erklärte, dass die Erneuerung des Zollvereins und die Aufnahme der noch widerstrebenden Regierungen in die Wohlthaten desselben von der vollständigen Ausführung des Programms, zu dem sich Preussen durch Abschluss des Vertrags bekannt habe, abhängig und auf Nachgiebigkeit, so lange die gegenwärtige Regierung am Ruder bleibe, nicht zu rechnen sei.

Elf Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages hatte Preussen das Werk Victor Emanuel's und wiederum elf Tage vor diesem preussischen Schritt hatte Russland das Königreich Italien anerkannt, — ein Zeugniss von der combinirten Wirksamkeit Bismarck's in Paris und Petersburg.

Es war ein Glück für Bismarck, dass Napoleon, während der preussische Conflict wegen der Durchführung der Militär-Organisation tobte, seine geistigen und militärischen Kräfte in dem mexikanischen Abenteuer und in dem Depeschenwechsel wegen der polnischen Autonomie verzettelte, also den politischen Markt, auf dem er mit dem preussischen Minister handeln und ihn womöglich überlisten wollte, nicht mehr beherrschen konnte, — auch ein Glück, dass der Ritter des Nationalitätsprinzips sich den Anträgen Englands zur Unterstützung Dänemark's in der schleswig-holsteinischen Sache entzog.

Nach dem Anbruch der mexikanischen Katastrophe blieb ihm nur noch die Hoffnung auf das Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Österreich versprach. Sein Grimm und Unwille waren daher gross, als 1865 die August-Convention von Gastein zwischen den beiden Nebenbuhlern, auf deren baldigen Krieg er rechnete, noch einmal eine Verständigung herbeizuführen schien. Der unglückliche Drouin de Lhuys, den er so wenig wie den Grafen Benedetti auf seinem gefährlichen Posten in Berlin über die geheimen Fäden seiner Politik im Laufenden erhielt, der also auch nicht wissen konnte, dass jener Friede wegen der diplomatischen Unfertigkeit Preussens, welches die Unterhandlungen mit Italien erst leise angeknüpft hatte, und wegen der militärischen Nichtbereitschaft Österreichs nur ein Waffenstillstand war, musste für die Verlegenheit seines Herrn schwer büssen. Er sah sich gezwungen, die Rolle des diplomatischen Biedermannes zu spielen und in seinem Cirkular an die Vertreter Frankreichs ein klägliches Lamentoso über die Nichtbeachtung des Nachfolgerechts (des Augustenburgers) in

Schleswig-Holstein, über die Zertheilung der „untrennbaren" Herzogthümer und die Nichtbeachtung der deutschen Interessen anzustimmen.

Je näher im April und Mai 1866 die Katastrophe heranrückte, um so mehr konnte Graf von der Goltz in seinem täglichen Verkehr mit dem Kaiser erkennen, dass derselbe nur eine Furcht kannte, — die, dass es nicht zum Krieg kommen würde.

Wenn Bismarck in derselben Zeit noch die Besorgniss hegte, dass Napoleon zufolge seiner Leidenschaft für eine geheime Beschäftigung zwischen Italien und Österreich hin und her handle, so brauchte er nur in seinen Unterhaltungen mit Benedetti die Bemerkung fallen zu lassen, dass er noch nicht so weit engagirt sei, um nicht durch einen Ministerwechsel einen Rückzug Preussens in Scene setzen zu dürfen, und er konnte sicher sein, dass Napoleon, damit es ja zum Kriege komme, sein geheimes Spiel nicht zu weit trieb.

Benedetti war ein fleissiger Beobachter und Berichterstatter, aber er verstand nichts von der Seele, die in dem täglichen Verlauf der Ereignisse ihr Spiel hatte. So schreibt er am 10. April 1866, er habe „nicht ohne Ueberraschung die Gleichgültigkeit bemerkt, mit welcher das Cabinet von Petersburg von Anfang an die Ansprüche Preussens und die Eventualität eines Bruchs zwischen den beiden deutschen Grossmächten zu betrachten schien, er sei nicht weniger von der Sicherheit, welche Bismarck wegen der Haltung und Absichten der nordischen Macht zu erkennen gab, betroffen gewesen."

Erst in der Berufung des Generals Manteuffel aus seinem so eben erst bezogenen Hauptquartier zu Frankfurt nach Berlin, sowie in dessen ebenso schleuniger Fahrt nach Petersburg sah Benedetti „das Vorspiel einer Uebereinkunft, die zwischen den beiden Höfen Russlands und Preussens zu Stande kommen könnte." Die Mobilmachung des General Manteuffel war sofort erfolgt, als der französische Botschafter am 5. August 1866, also nachdem Preussen auf den Schlachtfeldern gesiegt hatte und Österreich tödtlich getroffen war, den Vertragsentwurf, in welchem sein Herr zum Lohn für seine Hilfsleistung einen Theil des deutschen Rheinufers verlangte, Bismarck vorgelegt hatte.

Das Einverständniss zwischen Berlin und Petersburg hatte aber längst bestanden. Es kündigte sich in der gleichzeitigen Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten beider Mächte

an; es erhielt seine Bestätigung in dem Beistand, welchen Bismarck Russland in den polnischen Unruhen des Jahres 1863 gegen den Bund der Westmächte und Österreichs leistete, es stand in voller Kraft, als der Kaiser Alexander dem Abgesandten des Königs Georg, der im August 1866 um Fürsprache für Hannover flehte, mit Thränen im Augen erklärte, er sei gebunden und könne nicht helfen; Napoleon lebte nach dem Tage von Sedan noch lange genug, um zu erkennen, dass Russland seinen Fall haben wollte, um in Bezug auf seine Einschliessung im Schwarzen Meer eine Revision des Pariser Vertrags vom Jahr 1856 durchzusetzen. Das spätere Unternehmen Russlands im Orient wirft endlich, so zu sagen, ein elektrisches Licht über die Absichten, die Russland bei seiner Begünstigung des Bruchs zwischen beiden deutschen Grossmächten von Anfang an verfolgt hatte.

VI.

Sybel's und Bismarck's Gegnerschaft und Harmonie.

Wir haben bisher von Georg Hesekiel an bis auf den Kaiser Napoleon über Bismarck eine Reihe von Männern gehört, die nur einzelne Seiten des Kanzlers zu ihrem biographischen Bilde desselben verarbeitet haben, uns jedoch Gelegenheit gaben, diese Einseitigkeiten zu einer umfassenderen Auffassung des Staatsmannes zu benutzen. Jetzt werden wir die Stimme eines Mannes vernehmen, der, als er dem Stifter der deutschen Einheit die Hand reichte, ihm mit dem historischen Beweis, dass er den schönsten, seit mehr als acht Jahrhunderten verschwundenen Lichtblick der deutschen Geschichte erneuert habe, seine Aufwartung machte.

Es hat bis jetzt noch Keinem von der Partei, welche Bismarck als Meute für seinen politischen Jagdzug benutzte, gelingen wollen, sich zum Range eines oberen Führers aufzuschwingen. Ein neuerer Versuch des obersten Gebieters, einige betriebsame Mitglieder der Meute zu den nächsten Ehrenposten neben seinem imperatorischen Sessel heranzuziehen, scheiterte, weil es sich in den letzten bangen Stunden der Entscheidung zeigte, dass den Auserwählten doch noch die rechte kommandirende Stimme und der eiserne Handschuh für Alles fehlte.

Heinrich von Sybel hatte vor seinen Parteigenossen den

Vortheil, dass er es allein verstand, sich eine eigene Meute zu schaffen und mit Hilfe ihres Geläutes wenigstens eine halbamtliche Ober-Stellung zu erringen. Sein 1874 gegründeter „Deutscher Verein" umspannte von Bonn aus die Rheinprovinz; dessen in Dorf und Stadt ansässige Mitglieder beobachteten die klerikalen Reichsfeinde und erforschten die Gesinnungen der Landräthe, Bürgermeister, Ortsvorsteher, Schulinspektoren, Geistlichen und Lehrer; Emissäre durchreisten das Land und brachten das Ergebniss ihrer Forschungen zu dem Bonner Archiv. Im Besitz dieser geheimen Conduitenlisten ward Sybel zum gefürchteten „Vicekönig" der Rheinprovinz und intimen Mitglied des Berliner Ministerraths. Seinem Einfluss auf Bismarck hatte es die Rheinprovinz zu verdanken, dass ihr trotz der wiederholten, beinahe einstimmigen Anträge des preussischen Abgeordnetenhauses die Einführung der neuen Kreisordnung versagt blieb. Nach seiner Uebersiedlung nach der Hauptstadt blieb er die Seele des Bonner Vereins und in seinem Berliner Schreiben an denselben (vom 20. Mai 1877) ersah man, dass er über die Häupter der Oberbeamten der Rheinprovinz hinweg mit Bismarck derselben Meinung sei, es könne dem Landtage keine rheinische Kreisordnung vorgelegt werden, in welcher nicht der Regierung die Ernennung der Landbürgermeister und Ortsvorsteher vorbehalten sei.

Auch die später über den Verein hereingebrochene Katastrophe konnte die Leiter desselben noch nicht zur Besinnung bringen und die Redner, die im Frühjahr 1878 zu Köln und Bonn unter den Trümmern ihres Bundes auftraten, stimmten in dem Stichwort überein, dass man mit eiserner Faust gegen die Reichsfeinde der Provinz arbeiten müsse.

Sybel, im Jahre 1817, also zwei Jahre nach seinem künftigen Gebieter geboren, brauchte nach seinem ersten öffentlichen Auftreten fünfundzwanzig Jahre, ehe er sich diesem zu Gebote stellte. Erst wusste er von ihm so wenig, wie die übrige Welt; im Jahr 1850 ihm als Widerpart gegenüberstehend, beachtete er ihn kaum; sein Grundwerk: „Geschichte der Revolutionszeit", welches dem Künftigen den Weg bereitete, erschien seit 1853, als derselbe in der Verborgenheit des deutschen Bundespalais zu Frankfurt noch von der Zukunft träumte.

Seine erste namhafte Schrift, mit der er sich zu Bonn habilitirte (1841), die kritische Geschichte des ersten Kreuz-

zuges, schlug den Ton seiner spätern Arbeiten an und suchte nachzuweisen, dass die auswärtigen Unternehmungen der bisher bewunderten Kaiser die nationalen Interessen der Deutschen beschädigten. Als Deputirter der Universität Marburg ins Staatenhaus des Erfurter Unionsparlaments geschickt, vertheidigte er daselbst das Gagern'sche Programm vom deutschen nationalen Kaiserthum unter Preussens Krone und dessen weiterem Bund mit Österreich, während Bismarck in demselben Parlament die neue Unionsverfassung des Herrn von Radowitz bekämpfte und den strengen Zusammenhalt des alten Preussenthums forderte. Bismarck lobte sich darauf den Tag von Ollmütz und begrüsste in demselben die Bürgschaft für die Erfüllung seines Herzenswunsches, dass Preussen und Österreich sich zum gemeinsamen Kampf gegen die Demokratie vereinigen werden. Sybel rettete sich dagegen in die Geschichte und arbeitete an dem genannten Werke, in welchem er über die „Falschheit" Oesterreichs gegen Preussen Gericht hielt und die Vorzeichen für die künftige Grösse des letzteren aufleuchten liess.

Diese Arbeit verschaffte ihm 1856 den Ruf nach München und wenn er auch im Juli 1861 vor der Antipathie des Bayernthums dieser Stadt gegen seine norddeutsche Propaganda weichen musste, so trug er doch zur Stärkung der preussisch-gesinnten Gelehrten-Colonie in München bei und schuf für Bismarck einen Stützpunkt, welcher diesem für seine späteren Operationen nützliche Dienste leistete.

Vor Allem aber bezeichnete er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt Baierns durch eine Leistung, die für Preussen nachhaltig wirkte. Es ist dies seine in der dortigen Akademie der Wissenschaften gehaltene Rede über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit. Diese Proklamation des nationalen Kaiserthums hatte ein ausserordentliches Glück. Der Satz, dass die grossen sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser mit ihren Unternehmungen nach Italien und in die romanischen Nachbarländer die nationalen Interessen beeinträchtigt hätten, schlug in die deutschen Kreise ordentlich ein. Man sah darin die Rechtfertigung derjenigen, die einen Römerzug der deutschen Fürsten zur Unterstützung Österreichs im Krieg mit Piemont und Frankreich verhindert hatten. Diesmal traf er, ohne eine Ahnung zu haben, mit seinem früheren Erfurter Gegner, Bismarck, zusammen.

Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreichte er durch seine Berufung zur Professur in Bonn. Die Erweiterung seiner Münchener Rede zu der Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ war ihm vorausgegangen und hatte in den deutschnationalen Kreisen wieder gezündet. Die grossbürgerlichen Vertreter der constitutionellen Partei, die ihm am 17. November 1861 zu Köln ein Festmahl gaben, feierten ihn bei dieser Gelegenheit als den „hervorragendsten Vertreter der deutschen Kaiseridee und als den Mann, welcher durch die gelehrte Forschung der Partei einen Triumph der Rechtfertigung gegeben habe, wie ihn glänzender nie eine politische Partei durch die Gelehrsamkeit genommen habe.“

Es folgte sofort, durch einen rheinischen Wahlkreis, seine Sendung ins Abgeordnetenhaus, dem er bis ins Jahr 1864 angehörte. Allmälig ward er daselbst einer der Vordersten in der Reihe der Opposition, welche gegen die ministerielle Armee-Reorganisation ihr Budgetrecht im Namen der Verfassung vertheidigte; daneben trieb er durch seine Agitation für den Rechtszustand im Kurfürstenthum Hessen und für Einziehung der Elbherzogthümer in Deutschland dem Confliktminister die zukünftige Beute ins Garn. Nach dem böhmischen Siege stellte er als Mitglied des constituirenden Reichstags dem bisher heftig bekämpften Minister das Zeugniss aus, dass er in der Armee das rechte Mittel zur Gründung des nationalen Kaiserthums bereitet und besser als der Historiker die Zwischenglieder der Geschichte erkannt habe. Nach dem Schluss des constituirenden Reichstags zog er sich vom politischen Schauplatz zurück und bereitete seit 1871 seine zukünftige Wirksamkeit durch Agitation für Döllinger und dessen altkatholische Gemeinde vor.

Erst 1874 erschien er wieder auf der parlamentarischen Bühne, um den Triumph seines gegen Rom gerichteten deutschen Vereins zu feiern und endlich im Winter von 1877 auf 1878 dessen und seinen eigenen Sturz zu erleben.

Das Urtheil über seine Geschichtschreibung wird zum Theil auch das Bismarck'sche Werk treffen, mit welchem sie eng zusammenhängt. Wir werden, da es sich um wichtige Angelegenheiten handelt, langsam vorwärtsschreiten und in den drei folgenden Artikeln seine Darstellung der revolutionären Parthie der Regierung Friedrich Wilhelms II., des Vorspiels der heutigen Ära, seine Deutung der französischen Revolution

und seine Auffassung von Preussens Verhältniss zu Russland und zur polnischen Theilung beurtheilen. Bei dieser Gelegenheit werden wir auch seinen Gegnern, dem archivalischen Sammlerfleiss Vivenot's und der historischen Kritik Hermann Hüffer's die schuldige Gerechtigkeit erweisen.

Zunächst werden wir seine Anklagen der grossen deutschen Kaiser wegen ihrer unnationalen Politik untersuchen.

Seine Arbeiten sind keine historischen Werke, sondern Parteischriften für das Gagern'sche Programm. Sie geben dem Publikum nichts Neues und Originales, sondern genau, was es haben wollte. Er nennt es in seiner Schrift vom Jahre 1861 „einen grossen Fortschritt der deutschen politischen Parteien, wenn sie auf historische Begründung ihrer Tendenzen ausgingen," und erregte ein allgemeines Entzücken, als sie seine Strafruthe auf Österreich niederfallen sahen. So triumphirte bei dem Erscheinen dieser Schrift ein leitendes Berliner Blatt im Januar 1862: „ein ungünstiges Urtheil über die deutsche Kaiserpolitik berührt auch das heutige Österreich, es wird daher der grossdeutschen Partei ebenso widerwärtig sein, wie der sogenannten Kleindeutschen angenehm."

Die Sprache Sybel's ist zwar nicht ganz so grob-sinnlich, aber sie ist erregt; er will wirken, das Nützliche mit dem Belehrenden vereinigen, den Gegner, das Österreich Metternich's, auch in der Zeit des Mittelalters treffen und herabdrücken, aber verfehlt in dieser Jagd auf den Feind der Gegenwart die Thatsachen der Vergangenheit.

Hätte er sich damit begnügt, die Ansicht, welcher die Universalmonarchie Karl's des Grossen und das Streben der Ottonen und Hohenstaufen nach einer gleichen Macht des Kaiserthums als der Höhepunkt der nationalen Entwickelung Deutschlands gilt, zu bestreiten, so hätte er vielleicht den rechten Weg finden und etwas leisten können. Wenn er statt auf unmittelbare politische Wirksamkeit auszugehen, untersucht hätte, ob zur Zeit jener Herrscher überhaupt eine nationale Gestaltung der Obermacht möglich war, so wäre er nahe daran gewesen, sich ein Verdienst zu erwerben.

Ohne eine Demokratie und deren Ruf nach allgemeiner Gleichberechtigung giebt es, wie das klassische Imperatorenthum Roms beweist, kein mächtiges Kaiserthum. Den sächsischen Ottonen fehlte aber diese Hilfsmacht, welche ihren Terrorismus

gegen die Zwischenmächte richtet und die nationale Einheit bewacht. Ohnmächtig gegen den Trotz und die Autonomie der Vasallen, mussten jene Kaiser zur theokratischen Monarchie Karl's des Grossen zurückgreifen und sich an die einzige damalige demokratische, über den Stände- und Stammesunterschieden stehende Organisation, die Kirche, wenden und deren Bund suchen.

Um die bewegtesten Jahrhunderte des deutschen Mittelalters zu verstehen, wird man den Stolz auf die schöpferische Originalität der Deutschen etwas mässigen müssen. Die italienischen Städte waren längst in Cultur und demokratischer Verfassung vorgeschritten, ehe die deutschen Städte sich von der Aufsicht der Bischöfe und deren Vögte emancipirten. Die Anregungen der Kunst und Wissenschaft kamen aus Italien und Frankreich. Paris war der Mittelpunkt des Universalstudiums; aus dem Seine-Thal kamen die Muster der sogenannten gothischen Baukunst. Weder auf die Städte, noch auf die Ritterschaft konnten sich die Kaiser in ihrem Kampf mit den grossen Vasallen stützen. Jene zeigten noch die Spuren der Dienstbarkeit in Gesinnung und Verfassung; die Ritterschaft trug noch den Makel der Dienstmannschaft an sich und war so schwach wie in ihrem Verscheiden und Verarmen, als sie Sickingen gegen die aufsteigenden Landesfürsten aufrufen wollte.

Man darf ferner die Spanne Zeit, welche das Deutschthum seit Beginn des Mittelalters bis in das achtzehnte Jahrhundert eingenommen hat, nicht als eine eigne Ewigkeit, noch seine Production als etwas ganz Neues überschätzen. Seine Arbeit war doch nur eine Wiederaufnahme und Modification der römisch-griechischen, mit dem Judenthum verquickten Bildung. Gemüth, Selbstgefühl, Werthschätzung der eignen Persönlichkeit und des Nächsten waren die Summa in welcher das Alterthum seine Erfahrungen und Arbeiten als Christenthum zusammenfasste. Das Kaiserthum war nicht todt; es lebte noch in der allgemeinen Erinnerung und hatte sogar in der geistlichen Form der Kirche seine Fortsetzung erhalten.

Es war auch ganz im Geiste dieses unsterblichen Imperiums, wenn die deutschen Kaiser die Kirche, nachdem sie dieselbe zur Organisation ihrer Herrschaft benutzt hatten, in ihre Gewalt bekommen wollten. Der Cäsareopapismus liegt in der Centralisirung des Imperialismus. Cäsar und seine Nachfolger ver-

banden mit ihrer bürgerlichen und militärischen Oberhoheit die Würde des Pontifex Maximus; Constantin der Grosse nahm als civiler Oberbischof für die weltlichen Angelegenheiten der Kirche seinen Ehrenplatz neben dem geistlichen Episkopat seines Reichs.

Nach Sybel's Ansicht haben die Deutschen den nationalen Staat nur wie in einem flüchtigen Lichtblick in der Regierung Heinrich's I., des Städtegründers genossen und dann wie das Paradies der Jugend mehr als acht Jahrhunderte hindurch durch die auswärtigen Abenteuer der folgenden Kaiser und durch die Hausmachtspolitik Österreichs verloren. Der nationale Staat ist vielmehr die Lebensstufe, welche die Völker erst in der letzten Zeit vor dem Eintritt in die cäsarische Centralisation erreichen, und die Vorbedingung ist die demokratische Auflehnung gegen die corporative Gliederung des alten Rechtsstaats. Deutschland hat diese Vorbedingung nicht selbst erzeugt, sondern durch die Revolution und Heereskraft der Franzosen importirt erhalten. Nach dem Ereigniss von Jena bekam Preussen eine nationale Armee und neben einer Städteordnung nach dem Schema der französischen Constituante wenigstens die lockenden Bilder einer provinziellen Selbstverwaltung und einer ständischen Gesammtvertretung.

Auch nach diesem ersten republikanisch-cäsarischen Mahnruf bedurfte es noch der erneuerten französischen Einwirkungen von 1830 und 1848, damit die Deutschen endlich eine National-Versammlung erhielten. Der Anstoss des ersteren Jahres wurde in den deutschen Kleinstaaten verarbeitet, welche der natürliche Sitz der Revolution gegen den corporativen Verband der Bundesverfassung waren und zunächst den Ruf erhoben, sich durch dieselbe nicht majorisiren lassen zu wollen. Erst nachdem unter dem Einfluss des französisch-österreichischen Krieges von 1859 der deutsche National-Verein ins Leben gerufen, trat Preussen in die Scene — Preussen, als der mächtigste Territorialstaat, seit Friedrich II. der Sitz der Revolution gegen den Reichsverband — und warf seine militärische Macht ins Spiel, um sich von der Majorisirung durch den Bund zu befreien.

Zur Reife der nationalen und imperialistischen Geburt gehört aber noch das Schauspiel, dass die geborenen Vertreter der conservativen Interessen sich in Angeboten und Geschenken an die Demokratie überbieten. So hat Aristides, der conservative Vertreter der griechischen Gesammtbundes-Idee, um den imperia-

listischen Umtrieben des Themistokles Waffen und Schlagworte zu entziehen, die letzten Reste der Stände- und Klassen-Unterschiede in Athen gelöscht und damit den nationalen Absolutismus des Perikles vorbereitet. Die römischen Patrizier schickten ihren Livius Drusus auf das Forum, damit er die Gracchische Revolution übertreibe und für den, der fernerhin noch theilen wolle, Nichts als „coelum et coenum" übrig bleibe. So wetteiferten vor dem Tage von Königgrätz auch Preussen und Österreich mit ihren Anerbietungen gegen die Demokratie, bis ersteres mit dem Geschenk des allgemeinen Stimmrechts für die Bildung einer National-Vertretung den Sieg davon trug.

So ist nach den Registern der Geschichte das neue nationale Reich entstanden und müsste nun Sybel, nachdem man das widerwärtige Österreich mit seinen excentrischen Kreuz- und Querzügen los geworden ist, endlich die Freude haben, das Friedensreich Heinrich's I. und die Wiederkehr dieses „Sterns vom reinsten Licht", der einstens am Firmament der deutschen Vergangenheit geglänzt hat, begrüssen zu können.

Die Stimme der wirklichen Geschichte lautet wieder ganz anders.

Der Meister des Krieges, Graf Moltke, hat offen im Reichstag die permanente Kriegsbereitschaft des neuen Reichs für die nächsten fünfzig Jahre mit der Thatsache begründet, dass es nirgends in Europa Anklang und „Liebe" gefunden hat. Sybel's Vertröstung seiner Kölner Verehrer (im November 1861) auf die Zukunft des einigen Deutschlands, als dessen Hort Preussen die Last seines Militärbudgets erleichtern und hunderttausend Mann entlassen dürfe, ohne dass einer der verbündeten Staaten sich stärker zu belasten brauche, hat sich Angesichts der von Jahr zu Jahr steigenden Armatur Preussens und seiner Bundesgenossn als eine falsche Prophetie erwiesen.

Statt des friedlichen Stilllebens, welches Sybel den Deutschen von ihrem nationalen Kaiserthum versprach, ist eine journalistische und diplomatische Interventionspolitik gekommen, wie sie kaum Napoleon I. gepflegt hatte. Der Stock, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" 1868 gegen die innern und auswärtigen Widersacher schwang und ausdrücklich als das Friedensinstrument des alten Fritzen verherrlichte, wurde mit besonderer Virtuosität gegen Österreich in Bewegung gesetzt. Nach dem Jahre 1871 kamen nach der geistreichen Sprache der officiösen

Blätter die kalten Wasserstrahlen, mit denen Frankreich wegen des Ernstes seiner Armee-Reorganisation und wegen seiner katholischen Regungen zur Besinnung gebracht werden sollte. Italien und Spanien wurden in ihren kirchlichen Fragen auf den „rechten Weg" geleitet. Selbst ihre heimische criminelle Gesetzgebung mussten die Parlamente anderer Staaten reformiren, als ein belgischer Wahnsinniger den Roman eines von ihm beabsichtigten Attentats gegen den Kanzler des deutschen Reichs ersonnen hatte.

Sybel hat selbst dafür gesorgt, dass der innere Frieden und die Sicherheit der Privatpersonen und Beamten durch Spionage und Denunciation auf das gefährlichste gestört und die Rechtsgleichheit der Bürger und Provinzen empfindlich verletzt wurde. Die Nervosität des neuen Reichs hat er in den Eiferreden, in denen er die Entdeckungen seiner Emissäre auf der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses vortrug, in wahrhaft klassischer Weise zur Anschauung gebracht.

Es war daher nicht nur eine persönliche Niederlage Sybel's, sondern auch ein öffentliches Unglück des gleich gestimmten Reichs, als einer der Agenten des deutschen Vereins, welcher von dem Bürgermeister des Ortes Münstereifel durch die angedrohte Veröffentlichung der über ihn gesammelten Notizen eine Geldsumme erpressen wollte, von dem Gerichtshofe zu Bonn in erster und zweiter Instanz (im Oktober und November 1877) zu drei und einem halben Monat Gefängniss verurtheilt wurde. Den würdigen Schluss dieser Katastrophe bildete das Schicksal des Steuereinnehmers zu Münstereifel, von welchem der Verurtheilte, Dr. Konitzer, sein zur Bedrohung des Bürgermeisters benutztes Material erhalten hatte. Dieser treue Agent des deutschen Vereins wurde im Mai 1878 verhaftet, nachdem eine aussergewöhnliche Cassenrevision ein Deficit von 40,000 Mark ergeben hatte.

Wir müssen zwar zu einer sehr niedrigen Linie herabsteigen, wenn wir Sybel zu dem Professoren- und Studenten-Commers vom 6. December 1877 zu Ehren Mommsen's folgen wollen, allein das byzantinische Genrebild, welches sein Benehmen auf demselben leistet, ist bei alle dem dieser Abschweifung zur Gelehrten-Unterwelt werth. Der Abgeordnete Windhorst hatte ein paar Tage vorher das Gestöhne Mommsen's in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. November über die Invalidität der Culturkämpfer ernster genommen, als dieses weibische Wimmern

verdiente, und die Worte des „milden Mannes" zum Besten seiner Partei verwerthen wollen. Diese an sich unschuldige und wenig besagende Bemerkung griff Sybel auf der Höhe des von Calembourgs gesättigten Commerses auf, strafte den Redner des Centrums der Unwahrheit und rief „Herrn Cicero" zum Zeugen auf, ob Mommsen „wirklich ein so milder Historiker" war und „nicht auch gehörig dreinfahren kann." Diese Reklame für einen der unglücklichsten Missgriffe Mommsens und die Selbstzufriedenheit Sybel's und der Gesellschaft, in deren Namen er sprach, malt die ganze Seligkeit, mit der sich diese Byzantiner mitten im hereinbrechenden Verfall ihres Reiches untereinander bewegen.

VII.

Die revolutionäre Parthie der Regierung Friedrich Wilhelm's II. als Pendant zur neueren Ära.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit dem Ausspruch eines Geschichtschreibers, der in der tiefsten Erschöpfung Preussens unter Friedrich Wilhelm II. und in dem Rückzug der preussischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres 1795 schon das Vorbild des künftigen „deutschen Kaiserthums unter preussischer Spitze" sah.

Dieser Mann ist Ludwig Häusser, Genosse Sybel's in der Geschichtschreibung und auf der parlamentarischen Tribüne Erfurts. Wie dieser ein Anhänger des Gagern'schen Programm's, wirkte er für dasselbe in seiner 1854 erschienenen „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's II. bis zur Stiftung des deutschen Bundes" und von 1858 bis 1865 in der zweiten badischen Kammer. Er erlebte noch einige Monate vor seinem am 17. März 1867 erfolgten Tode das Werk der Nikolsburger Abmachungen, welches seine Deutung vom Sinn der Demarcationslinie des Baseler Friedens in der Mainlinie bestätigte. Indessen war er einmal in der Zwischenzeit unsicher geworden. Jene, zur Zeit des aufsteigenden National-Vereins in der zweiten Ausgabe seines Werkes (1859) aufgestellte Deutung hat er in der dritten Ausgabe (1861) wieder gestrichen; vielleicht schien

es ihm etwas indiscret, auch wohl etwas gewagt, dass er sie als geheimen Gedanken in die Brust der preussischen Staatsmänner verlegt hatte.

Wir nehmen aber seine Deutung wieder auf und gedenken die Festsetzungen des Baseler Friedens als Zeugniss für eine Bestimmung Preussens zu benutzen, die auch durch die unglücklichste Regierung eines seiner Fürsten nicht verdorben werden konnte.

Erwägen wir zunächst, wie Friedrich Wilhelm in den ersten fünf revolutionären Jahren seiner Regierung Europa in Verwirrung bringt und Fürsten und Völker zur Beschlagnahme durch die französischen Armeen reif macht. Sehen wir ihn dann in der zweiten Hälfte seiner Regierung vor den ungeübten Truppen Frankreichs bei Valmy scheu zurückweichen und seine Soldaten 1793 und 1794 bei Pirmasens und Kaiserslautern nur tactische Erfolge davontragen, während die Armeen des Pariser Convents in der Kunst der Strategie vorwärtsschritten. Folgen wir ihm 1794 auf seinem Marsch nach dem aufständischen Polen, wo er im September die von ihm selbst geleitete Belagerung von Warschau aufgeben muss und seine in Polen zerstreuten Truppen nichts ausrichteten. Beachten wir endlich, wie er nach allen diesen Niederlagen und Beschämungen im Baseler Frieden mit der Schutzherrlichkeit über die deutschen Stände diesseits des Mains ein Pfand für die Zukunft seines Landes empfängt, dann muss Wachsthum und Machtzunahme an die Lage dieses Landes unzertrennlich geknüpft sein.

Friedrich II. hat diese Lage richtig gedeutet, wenn er Preussen das moderne Schweden und ein Bedürfniss Frankreichs und jedes Feindes der österreichischen Monarchie nannte. In diesem Sinne hat also Karl XII. „für den König von Preussen gearbeitet“, als er die Kräfte Schwedens in Polen und Russland verzettelte. Er hat auf seinen Irrfahrten das neue Preussen geschaffen, während der Grossvater Friedrich's II. demselben die Königskrone aufsetzte.

Friedrich II. hatte als lachender Beerber Schwedens zunächst Frankreich im Auge und machte sich in den Unterhandlungen mit dessen Vertretern vor den beiden ersten schlesischen Kriegern ausdrücklich als Ersatzmann der früheren nordischen Grossmacht geltend. In den Unterhandlungen mit Frankreich zu dem zweiten dieser Kriege nahm er bei der be-

absichtigten Theilung Österreichs schon Böhmen in Anspruch, sei es für sich, sei es zur Entschädigung für Sachsen, dessen Besitz ihm für Preussen nothwendig schien.

Im Beginn des siebenjährigen Kriegs ging der Flug des Adlers noch weiter und vor der abkühlenden und den König auf die Defensive beschränkenden Schlacht bei Kollin trug sich sein General Winterfeld mit dem Plan, ein Corps nach Ungarn zu werfen, die dortigen Protestanten und Unzufriedenen zum Abfall von Österreich zu bewegen und seinem König die Kaiserkrone zu verschaffen.

Bald darauf machte Friedrich die Entdeckung, dass es ausser Frankreich noch eine andere Macht gab, die einen Ersatz für Schweden brauchte. Diese Macht war Russland, welches während der Winterspausen des siebenjährigen Kriegs Polen zu seiner ständigen Kaserne gemacht und die Theilung des Landes vorbereitet hatte. Von Preussen hatte es weder eine eigne polnische Politik, noch Kreuzzüge nach Pultava, noch eine eigne nachhaltig feindliche orientalische Politik zu befürchten. Es führte daher dieses ungefährliche Schweden in die polnischen Angelegenheiten ein; — für den Nothfall hatte es an dem andern Genossen der Theilung, Österreich, einen Rückhalt.

Nach dem Tode Friedrich's sahen sich die Berliner Staatsmänner im Besitz eines so grossen Capitals von Ruhm und Macht, dass sie nur über die Nähe oder Ferne des Zeitpunkts stritten, wann Preussen nach der ihm unentbehrlichen Ergänzung greifen könne. „Preussen muss eine Grenze haben, Deutschland seine endliche Form bekommen,“ war das damalige Berliner Schlagwort. Zu Mirabeau, welcher in jenen Monaten mit den hohen Politikern der Hauptstadt verkehrte, sprach Prinz Heinrich, Bruder des verstorbenen Königs, sein Bedauern darüber aus, dass Frankreich den Fürstenbund zugelassen, selbst begünstigt und somit das Hilfsmittel der Säcularisationen den Händen der preussischen Regierung entzogen habe; womit anders, rief er, kann man Sachsen (welches also einen andern Platz erhalten musste) richtig stellen? Auch der Herzog von Braunschweig suchte nach einem Äquivalent für Sachsen und vertröstete sich, der als Agent des Friedensbundes, dieser angeblichen Garantie der deutschen Freiheit, also auch der geistlichen Fürsten, die Ruhe der Letzteren augenblicklich nicht stören durfte, dass er beim Tode des Kurfürsten von Mainz den

geistlichen Herren für einige Modificationen des deutschen Bundes „Vernunft beibringen“ könne.

In Mitten dieser hochgehenden Stimmung Berlins sollte sich nun Friedrich Wilhelm entscheiden. Er hatte von seinem Vater, dem Prinzen von Preussen, Wilhelm, eine weiche, dem Gefühl der Sympathie zugängliche und empfindsame Natur geerbt. Die Erinnerung an diesen Vater, welcher sich durch Zartgefühl und liebenswürdige Menschenfreundlichkeit die allgemeine Zuneigung erworben hatte, war mit dem Gedanken an die Melancholie verbunden, die denselben in ein frühes Grab stürzte, nachdem ihn der Bruder, Friedrich II., wegen seiner Führung einer Armeeabtheilung auf dem Rückzuge von Kollin in Gegenwart von Generälen und Fürsten mit ungerechten Vorwürfen überhäuft hatte. Er selbst, den 27. September 1744 geboren, war von seinem Oheim hart und rauh behandelt worden und kam mit dem Vorsatz zum Thron, im Gegensatz gegen dessen strenges und verschlossenes Regiment eine Ära der Gütigkeit, Milde und der Förderung alles dessen, was er für recht und billig hielt, zu eröffnen.

Obwohl ihn Friedrich von jeder Theilnahme an der Politik fern gehalten hatte, so konnte ihm doch die gedrückte Lage, in welcher sich der verstorbene Herrscher Russland gegenüber befand, kein Geheimniss bleiben. Er selbst war von Letzterem nach Petersburg geschickt worden und die autokratische Haltung, welche Katharina an ihrem orientalische Pracht und diktatorisches Selbstgefühl verbindenden Hofe gegen ihn behauptet hatte, konnte ihn in seiner Antipathie gegen die Zarin nur bestärken. Er beschloss, die angebliche Schwäche, welcher Friedrich II. gegenüber den Ansprüchen und Geboten Russlands erlag, zu heilen und im Bereich des deutschen Fürstenbundes wollte er die Stände durch Überredung und vertrauliche Verhandlung an sich ziehen.

Die Vorstellung, dass er in seiner Politik unselbstständig war, ist übertrieben. Er wollte selbst entschliessen und handeln. Ich habe allein gelitten, sagte er, als man ihm nach seinem Regierungsantritt vom Unglauben der Welt an seine Selbstständigkeit berichtete, und werde auch allein regieren. Die schnellen Wechsel im Laufe seiner Politik entsprangen sowohl aus seiner sanguinischen, sich bald erschöpfenden und ermattenden Natur, als aus der inneren Unhaltbarkeit seiner Unter-

nehmungen. Seine zahlreichen von Schlieffen (in seinen „Erlebungen", Berlin 1840) uns erhaltenen Schreiben und Instructionen in den Lütticher und Belgischen Angelegenheiten beweisen, dass er die Details derselben genau kannte und, auch neben Hertzberg, leitete.

Im ersten Jahr seiner Regierung stritten sich, wie Mirabeau in seinen Berliner Briefen, richtig schildert, die verschiedenen Richtungen vergebens um Oberhand und Einfluss. Er stellte ihnen Neutralität und Passivität entgegen. Gegen Ende dieses Jahres kam jedoch Hertzberg obenauf. Dieser Minister, der unter Friedrich nur der subalterne Bearbeiter der königlichen Anweisungen war, wollte Preussen über das fridericianische Niveau erheben, in Deutschland zum Schiedsrichter, in Europa zum Diktator machen, im Westen England zur Demüthigung Frankreichs an Deutschland ketten, im Osten Russland niederhalten und womöglich in die Steppen der Wolga zurückwerfen. Solche hochfahrenden Pläne kamen dem Verlangen des Königs nach einer grossen Stellung Preussens entgegen. Die Verbissenheit, welche der Minister mit dem Anschein der Festigkeit bekleidete, versprach dem Fürsten Ausdauer und Standhaftigkeit. Seine Heftigkeit machte den Eindruck des Durchschneidenden und des Kraftgefühls. Reich an Ränken und nicht wählerisch im Punkt der listigen Überrumpelungen, schien er der rechte Mann dazu, die hohen Absichten des Monarchen geschickt durchzuführen.

Der erste Meisterstreich Hertzberg's war die Katastrophe, die er in Holland in Verbindung mit dem dortigen englischen Gesandten herbeiführte. Wie Friedrich II. hatte dessen Nachfolger den Streit des unfähigen und herrschsüchtigen Erbstatthalters, Wilhelms V., mit der bürgerlichen Aristokratie und den republikanischen Patrioten sich selbst überlassen. Als aber die Patrioten die, vom Berliner Minister und jenem Gesandten bestellte Reise der Gemahlin des Statthalters, Schwester Friedrich Wilhelms und der eigentlichen Directrice des holländischen Streits, vom Schlosse Loo nach dem Haag unterbrachen, liess der König, im Herbst 1787, den Herzog von Braunschweig mit 20,000 Preussen Holland überziehen. Dieser bis auf ein leichtes Zusammentreffen bei Amsterdam unblutige Siegeslauf des Herzogs blendete alle Welt als ein Erfolg über Frankreich, welches, damals mit der inneren Reform beschäftigt, nicht einen Mann im

Lager von Givet aufgestellt hatte. Aber er war unheilsschwanger für Preussen und den herzoglichen Triumphator. Dieser war, wie er in einem späteren Schreiben an Schlieffen aussprach, davon überzeugt, dass die Macht Frankreichs aus der Armeeliste Europa's gestrichen sei, und nur dieser Glaube verleitete ihn 1792 zu dem strategischen Unding, seine ihm knapp zugemessene Armee ohne irgend eine militärische Basis wie einen Zwirnfaden durch das Loch der Ardennen in Frankreich einzufädeln und der Gefahr der Vernichtung oder Gefangennahme auszusetzen.

Auch der andere Erfolg des holländischen Feldzugs, die von Hertzberg gesuchte und im Jahr darauf geschlossene Allianz mit England, trug nicht die Früchte, die man sich von ihr in Berlin versprach. Zwar vereinigten sich beide Mächte zur Unterstützung Schwedens gegen Russland, welches damals im Bunde mit Österreich den Krieg gegen die Türkei begann. Gustav, mit Londoner, Berliner und türkischem Golde unterstützt, hielt auch die russische Flotte, die nach dem Archipelagus segeln wollte, in der Ostsee zurück und erschreckte Katharinen mit seinen Kanonen vor den Mauern von Petersburg. Allein England und Preussen liessen ihn sich mit den nachhaltigeren Kräften Russlands und dessen Umtrieben unter seinen Unterthanen verbluten und mussten zusehen, wie er sich endlich im Jahr 1790 zum Frieden mit der Zarin verstand.

Ihrem Höhepunkt näherte sich die neue Politik Friedrich Wilhelm's in den Lütticher Unruhen, zeigte aber auch dabei alle Schwächen und Halbheiten, welche das zwitterhafte, Deutschthum und Preussenthum mit einander mengende und beides noch durch ein starkes europäisches Machtgefühl in Unruhe versetzende Wesen des damaligen Preussens mit sich brachte.

Friedrich Wilhelm war als Herzog von Cleve in Gemeinschaft mit dem Herzog von Jülich (Pfalz-Bayern) und dem Bischof von Münster (damals Kurfürst von Köln) vom Reichskammergericht mit der Ausführung eines Executions-Mandates beauftragt worden. Es galt der Zurückführung des Landfriedens, welchen die Bürger von Lüttich am 17. August 1789 durch Absetzung des alten Magistrats und Einsetzung einer neuen Verwaltung gebrochen hatten. Sie hatten der nicht gerade abschlägigen Antwort des Fürstbischofs auf ihre Bitte um Beseitigung des ihrer früheren Wahlfreiheit entgegengesetzten Reglements vom Jahre 1664 zu schnell die bewaffnete Vollziehung folgen lassen. Friedrich

Wilhelm schickte den Generallieutenant Grafen Martin Ernst von Schlieffen, Gouverneur von Wesel, soeben erst aus Casselschen Diensten in die preussische Armee getreten, mit 4000 Mann als seinen Vertreter nach Lüttich.

Der König hatte in dieser Angelegenheit die erste grosse Probe abzulegen, wie er die ihm von seinem Oheim hinterlassene Stellung als Haupt des Fürstenbundes einzunehmen gedenke. Dieser Bund, zum Schutz der „deutschen Freiheit" gegen die kaiserliche Macht gestiftet, verpflichtete ihn zur Vertheidigung der fürstlichen Kronenrechte, somit auch zur Wiedereinsetzung des Fürstbischofs von Lüttich in seine landesherrlichen Gerechtsame. Die Anweisungen, welche Schlieffen sowohl vom König wie von Hertzberg erhielt, zeigten jedoch, dass die Schutzherrlichkeit, welche Friedrich II, nach dem Vorbilde Richelieu's und Oxenstierna's sich über die Reichsstände beigelegt hatte, in der Hand eines deutschen Fürsten noch viel von ihrem auswärtigen Character beibehalten hatte. Ferner widersprach es der halb deutschen und halb europäischen Position des Königs, sich streng an das Gebot der Reichsbehörde zu halten, wonach er im Verein und unter Mitwirkung der ihm beigesellten Genossen das Urtheil des Reichsgerichts zur Vollziehung zu bringen hatte. Seiner Würde und dem französisch-schwedischen Character seines neuen Protectorats hielt er es vielmehr für angemessen, von vornherein als Vermittler und Schiedsrichter in die Lüttich'schen Händel einzugreifen und nach der höheren Rolle des Garanten eines von ihm allein bewirkten Arrangements zu trachten.

Aus dieser Mischung von Reichscharacter und auswärtiger Hoheit entstanden nun die Widersprüche und Halbheiten, welche die Anweisung Schlieffens durchzogen. Der General sollte das Kunststück ausrichten, das Wetzlarer Mandat zu vollziehen, aber nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach und im richtig verstandenen Interesse der Lütticher. Er war ferner angewiesen, nicht offen gegen die Collegen des Herzogs von Cleve aufzutreten, aber unter dem Mantel einer reichsverfassungsmässigen Execution und mit Beihilfe seines Civil-Adlatus, des preussischen Geheimenraths Dohm, eine Constitution des Lütticher Landes zu Stande zu bringen, bei alle dem aber nicht den Argwohn der souveränen Fürstenbunds-Genossen zu erwecken. Vor Allem aber sollte Schlieffen bei den Lüttichern

nicht den Glauben aufkommen lassen, dass die preussischen Truppen gekommen wären, um ihre Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, und die Begünstigung ihrer Erhebung so leiten, dass sein königlicher Auftraggeber nicht als Beschützer von Aufwieglern „verschrieen" werden könne.

Zu gleicher Zeit hatte Preussen in dem aufständischen Belgien die Rolle übernommen, welche die Pariser Regierung, damals durch die innere Revolution in Anspruch genommen, im Sinne der alten französischen Überlieferung auch nicht einmal als Vermittler hatte durchführen können. Friedrich Wilhelm war an ihre Stelle getreten und fand in dem Reichsauftrag gegen die Lütticher die passende Gelegenheit, auf die Brabanter Unruhen zu Ungunsten Österreichs einzuwirken. Zunächst wurde Schlieffen, auch in dem königlichen Schreiben vom 19. Oktober 1789, gemahnt, jeden Schein zu vermeiden, als seien die preussischen Truppen im Einverständniss mit Österreich nach Lüttich gekommen, um mittelbar die Brabanter Unruhen einzudämmen. Namentlich ward in seiner Instruction hervorgehoben, dass bei einem klugen Benehmen seinerseits die Brabanter, die soeben aus ihren militärischen Sammelplätzen im Lüttichschen durch die Kaiserlichen vertrieben waren, wieder Muth fassen und unter preussischen Auspicien im Lande des Fürstbischofs neue Ansammlungen veranstalten könnten.

Der König selbst fasste die belgische Angelegenheit so sanguinisch auf, dass er sogar, wie Hertzberg am 11. Dezember 1789 an Schlieffen meldete, daran dachte, aus Belgien eine unabhängige Republik zu machen. Hertzberg wollte sich zwar, weil England schwerlich auf diesen Plan eingehen würde, damit begnügen, dem Kaiser seine Provinz mit einer von Preussen garantirten Constitution zurückzugeben. Die Erfolge der Aufständischen über die kaiserlichen Truppen befeuerten indessen die Stimmung in Berlin in dem Grade, dass Hertzberg am 23. Februar 1790 an Schlieffen schreiben konnte, man erwarte für nächstens die Unabhängigkeits-Erklärung der neuen Republik und der König sei bereit, sie anzuerkennen und für sie einzutreten.

In der That caressirte nun Friedrich Wilhelm den ultramontanen Klerus, welcher die neue Ständeversammlung in Brüssel und den executiven Congress beherrschte. Er ward der Verbündete einer Geistlichkeit, die aus der Republik eine Theokratie

machen wollte, und verliess sich auf ihr Versprechen, dass sie ihm die Kräfte Belgiens gegen Österreich zur Verfügung stellen werde. Ihrerseits verehrten die Klerikalen Belgiens Preussen als ihr Idol und bewarben sich, da sie den Häuptern der erlauchtesten Häuser ihres Landes misstrauten, um den Eintritt preussischer Officiere in ihren Dienst. Schlieffen hatte ihnen schon den Hessen-Casselschen Generalmajor Schönfeld, der später in der preussischen Armee erscheint, verschafft; Hertzberg schickte ihnen, unter passender Larve, seinen Privatsecretär Brockhausen und auch der wandernde Diplomat des preussischen Hofs, Benjamin Veitel Ephraim, der Sohn des Fridericianischen Münzfactors, tauchte (wie er in seiner Schrift: „über meine Verhaftung", Berlin, 1807, erzählt) in diesem Wirrwarr als militärisch-diplomatischer Agent auf.

Hertzberg übersah in seiner brodelnden Geschäftigkeit, dass sowohl die innere Uneinigkeit des hohen Adels wie die Zurücksetzung seiner mächtigen Häupter und die im Aufstand erstarkte patriotische Partei der revolutionären Theokratie keine Dauer versprachen. Stolz aber auf seine scheinbar beherrschende Stellung in Belgien und Lüttich benutzte er noch dazu die Unruhen in Galizien und Ungarn, um die österreichische Monarchie auch in ihrem Hauptkörper zu erschüttern. Den Unzufriedenen der ersteren Provinz, welche die Wiedervereinigung mit Polen suchten, betheuerte er, dass die Heilung des an ihnen bei der Theilung ihres Vaterlandes begangenen Unrechts das Pivot seiner Politik sei; den Unruhigen Ungarns versprach er die preussische Garantie ihrer Verfassung. Der Verkehr Berlins mit beiden gährenden Ländern war ein lebhafter und die Vorzimmer Hertzbergs und der anderen Minister sahen einen beständigen Zustrom von galizischen und ungarischen Deputationen.

Polen selbst war für eine gemeinschaftliche Action mit Preussen gestimmt. Die dringliche und herrische Manier, mit welcher der diplomatische Agent Hertzberg's in Warschau auftrat, stärkte jedoch, obwohl er die Räumung Polens durch die Russen und den Abschluss der polnisch-russischen Allianz im März 1790 durchsetzte, die Partei, welche die Kräfte des Zarenreichs ruhiger beurtheilte, und Hertzberg kränkte seinen polnischen Anhang selbst durch die Marotte, welche den angeblichen Pivot seiner Politik bildete, — durch seine Werbung um Thorn und Danzig.

Es gab damals schon eine officiöse Presse, welche sich der Verherrlichung der preussischen Politik widmete. Ihr zufolge hatte Preussen im holländischen Feldzug und mit seiner Unterstützung Belgiens den grössten Monarchieen, Frankreich und Österreich, seine Kraft gezeigt. Mit seiner Unterstützung Schwedens und mit der Stärkung Polens hatte es sich zum Centrum der europäischen Angelegenheiten gemacht. Endlich kam die Convention von Reichenbach (im Juli 1790), in welcher Kaiser Leopold auf die Eroberungen in der Türkei verzichtete und gegen die Zusicherung, Belgien seine alten Rechte zu erhalten, diesem Lande die Hoffnung auf preussische militärische Hilfe entzog. Jetzt hatte, nach dem Ausdruck jener Presse: „das preussische Haus die ihm eigenthümliche, grosse Rolle, — die des Vermittlers und Friedenstifters erfolgreich durchgeführt und die Pacificationslinie, die sich von Gothenburg (Schweden) bis Amsterdam erstreckte, über Brüssel und Lüttich bis nach Constantinopel gezogen."

In Wirklichkeit sah die Sache anders aus. Die ganze Linie, auf welcher sich die preussische Intervention bewegte, war mit Ruinen bezeichnet.

Der feine, angeblich gemässigte Herzog von Braunschweig hatte in Holland gezeigt, wessen er im Fall eines militärischen Erfolgs in Frankreich fähig gewesen wäre. Er hatte die Häupter der Patrioten verfolgen und ihre Güter einziehen lassen; seinen eigenen Truppen hatte er Plünderungen nachgesehen und dem städtischen Pöbel, der Leibgarde des Statthalter-Regiments, freies Feld für Mord und Verwüstung verschafft. Die Kaufleute und Geschäftsleute wanderten mit ihren Capitalien, besonders nach Hamburg, aus und die Patriotenhaufen waren für den Empfang der späteren französischen Eroberer vorbereitet. In dem zerrütteten Belgien und in Lüttich zogen bald darauf die republikanischen Heere Frankreichs die Ernte ein, welche die wühlende und zweideutige Politik Hertzberg's zur Reife gebracht hatte. Das von England und Preussen im Stich gelassene Schweden verblutete sich im Kampf mit Russland und ward seitdem die Beute des nordischen Kaiserstaats; die Einführung einer preussischen Partei in Polen beschleunigte daselbst die letzte Katastrophe.

England hatte von des Braunschweigers Siegeszug in Holland den Gewinn, dass es seines seit Cromwell vorbereiteten Triumphs über diesen Nebenbuhler seiner Seemacht eine Zeit lang geniessen

konnte. Obwohl Alliirter Preussens, sah es Österreich, seinen Wächter gegen Frankreich, in Belgien lieber als Hertzbergs Wühlereien und es hatte, um sich die Kaisermacht an der Nordsee zu erhalten, die Krisis von Reichenbach herbeigeführt und geleitet.

Trotz dieser prekären Lage beschloss Friedrich Wilhelm, Russland dafür zu züchtigen, dass es nicht das gleiche Bedürfniss und dieselbe Eile wie Österreich hatte, mit der Pforte Frieden zu schliessen. Ein grosser Theil der preussischen Truppen, die vor der Reichenbacher Zusammenkunft gegen Österreich aufgestellt waren, blieb auf dem Feldetat stehen und sammelte sich in Ostpreussen, um im Frühjahr 1791 nach der Düna zu marschiren und unter Leitung Tempelhofs Riga zu belagern. Möllendorf war die Ehre zugedacht, unter der persönlichen Oberleitung des Königs das Heer gegen Russland zu führen. Friedrich Wilhelm schickte sich zu dem Feldzug mit einer Heiterkeit an, als ob es auf irgend ein Lustlager ginge. Sein Gepäck, seine Handpferde waren schon nach der russischen Grenze vorausgeschafft, als wiederum England der preussischen Kriegslust Zügel anlegte. Diesmal war Pitt durch die Interessen des englischen Handels und durch Fox'ens russenfreundliche Opposition im Unterhaus gezwungen, die Friedensfahne für den Orient aufzuziehen.

Jetzt endigte die revolutionäre Periode der Regierung Friedrich Wilhelms und bald darauf, im August 1791, eröffnete der König zu Pillnitz seine contrerevolutionäre Laufbahn. Die Enttäuschungen und Niederlagen, die er bisher erlitten hatte, dienten ihm nicht zur Warnung vor einem gleich übereilten Sturmlauf gegen den Heerd der neuen Ideen und wiederum kam daher ein plötzlicher Wechsel. Ein paar Tage nach der ersten Niederlage, die er auf dem glühenden Boden Frankreichs erlitt, sann er auf einen Ersatz an dem getäuschten Polen und holte sich daselbst die Ketten, die ihn schliesslich an Russland fesselten.

VIII.

Sybel über die Revolution und Stellung des neuen Reichs zu derselben.

Friedrich Wilhelm II., der erste und einzige König von Preussen, welcher die Grundzüge der heutigen deutschen Ära in

grossem Massstab in voraus entworfen hat, tritt, nachdem die erste revolutionäre Periode seiner Regierung zum Abschluss gekommen war, seinen Kreuzzug gegen die französische Revolution an. Wir werden zunächst seinen Gegner ins Auge fassen und, wie im vorhergehenden Abschnitt, an Sybel's Auffassung des fraglichen Gegenstandes anknüpfen.

Die allgemeinen Bemerkungen, welche der Historiker in einem, der „Übersicht" gewidmeten Abschnitt vom zweiten Band seines Werkes zur Deutung der Revolution aufstellt, gleichen zu sehr jenen Aufgaben zu Schulaufsätzen, von denen uns auf der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses eine Probe mitgetheilt ward, als dass sie uns ernstlich beschäftigen könnten. Die Frage, ob der „entsetzliche Sturz", der auf die enthusiastische Hoffnungszeit der Revolution folgte, in der ersten Begeisterung schon vorbereitet war, — ob diese Hoffnung selbst schon das „Verderben" in sich trug, ähnelt jenen alten Untersuchungen, ob die Revolution ohne Revolution hätte ausgeführt werden können. Den Satz dass am Ende der „Freiheitskampf von 1789 nur das Signal zur Knechtschaft und Despotismus zu sein scheint," hätte der Historiker gar nicht schreiben können, wenn er dahinter gekommen wäre, dass die Stimmung jenes Jahres ausdrücklich auf Centralisation der Gewalt, Besitz der Souveränetät, also auf Absolutismus ausging. Das Zugeständniss ferner, dass die Revolution in der Linie jenes Ziels liegt, welchem eine dreihundertjährige Bewegung Europa's zustrebte, — der Beseitigung aller eingebildeter Autoritäten, der Lösung aller willkührlichen Banden, ziemt sich nicht für den Historiker, da die angeblich erklärenden Beiwörter nur Waffen der ersten Vorkämpfer, z. B. Calonne's, und in deren Munde von historischer Bedeutung sind.

Dagegen halten wir uns an einen Satz, der uns den Übergang zur rechten Auseinandersetzung bereiten wird. Es ist eine jener schönen Stellen, welche Sybel gewöhnlich mit Glockengeläute accompagnirt. Er schreibt: „die Welt wiederholte das alte heilige Wort: du sollst keinen Götzen dienen, die von Menschenhänden gemacht sind. Sie hatte aber bis dahin auf jedem Lebensgebiete solchen Dienst getrieben, denn sie hatte allen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft himmlischen Ursprung und göttliche Weihe beigelegt". Ohne den Leser mit einer Analyse dieses schielenden Satzes und seiner Anhäufung

von „Allem und Jedem" zu belästigen, stellen wir dem unsichern Tasten unsers Historikers die wirklichen Thatsachen entgegen, dass es sich in der Revolution um die Beseitigung der theokratischen Elemente handelte, die sich aus der Urzeit der Menschheit und der Völker im corporativen Rechtsstaat erhalten hatten, und mit diesen theokratischen Ueberbleibseln um den Rechtsstaat und dessen Ruinen selber.

Das Schicksal dieser Rechtsstaats-Trümmer und der ihnen noch anhaftenden theokratischen Weihen vollzog sich in der Revolution folgendermassen.

Die Ausgaben der Krone Frankreich für die Unterstützung der englischen Colonien Nordamerikas in ihrem Aufstand gegen das Mutterland hatten das Prekäre ihrer Machtstellung aufgedeckt. Sie standen mit der Steuerordnung des Landes in Widerspruch und die Behauptung der Kronmacht war endlich nur durch ein extraordinäres Budget möglich, welches ein ständiges Deficit zum Begleiter hatte und den Bankerott in sichere Aussicht stellte.

Steuerdruck, unverhältnissmässige Anstrengung der zahlenden Klasse, neben welcher reiche Corporationen mit Immunitäten geschützt waren, die Künste der List und Täuschung, Börsenmanövres, endlich die Zuflucht hinter die Beihilfe der Privat-Financiers, an deren Betriebsamkeit und Härte die Steuerquelle verpachtet war, waren trügerische Mittel, welche die Krone zur Behauptung ihrer auswärtigen Machtstellung anwandte. Im Innern mussten sie die Quelle, aus der man schöpfte, endlich austrocknen; nach aussen hin boten sie ein schlechtes Unterpfand, wenn man den Staatscredit anspannen wollte.

Nur die gründlichste Umänderung der Steuerverhältnisse konnte die Krone aus dieser Verarmung retten, die Umbildung der Steuerordnung war aber nur durch eine tiefgreifende Erneuerung der Verfassung möglich. Die Krone hatte sich im Lauf der Jahrhunderte zum Reifen gemacht, welcher die einzelnen, der Behauptung ihrer Selbstständigkeit nicht mehr fähigen Territorien zusammenfasste, aber die Stärke, die sie durch diese Unterwerfung der Schwachen und durch die verstärkte Heeresfolge nach aussen hin gewonnen hatte, konnte sich im Innern nicht geltend machen, da die neuen Glieder noch das Recht hatten, ihre ständischen und Eigenthums-Verhältnisse gegen das etwaige Eindringen einer Centralseele zu behaupten. Bei der

Übernahme der Schwachen hatte die Krone nur deren Schwäche für die innere Verwaltung in sich aufgenommen. Sie war ein Centrum mit erstarrten Gliedern.

Calonne's kühner, von Ludwig XVI. gebilligter Plan, die Glieder mit der Centralseele zu durchdringen, also die alten Verfassungen zu vernichten (1787) — seines Nachfolgers Brienne fernerer Plan (1788) an die Stelle der Parlamente, dieser halb politischen, halb richterlichen Corporationen königliche Gerichte einzuführen und diese königliche, d. h. zugleich rein civile Justizordnung im ganzen Lande einzuführen — Beides scheiterte.

Diese königliche Revolution — (denn königlich war diese ganze Grundlegung für die folgende nationale Revolution) — blieb ein erfolgloser Anlauf, weil sie zunächst nur den Widerstand der alten Corporationen hervorrief und der Regierung das Mittel zum Siege fehlte. Dieses Mittel, die Souveränetät, war nur der Preis des Sieges und der Nerv der Kriegsführung, das Geld war auch nicht zu erschwingen, da die Beisteuer der Glieder zur Stärkung der Regierung erst durch den Sieg gewonnen werden konnte.

Ehe wir aber mit dieser königlichen Revolution (1789) in den Saal der Nationalversammlung gelangen, mit dessen Eröffnung für Sybel die Revolution beginnt, haben wir eine ganze Reihe von Schritten mitzumachen, welche das königliche Werk bis dahin zurückgelegt.

Wir müssen erstlich anhören, wie Calonne durch den König ermächtigt wird, die bestehenden Corporationen, deren constitutionelle Befugnisse und Eigenthumsrechte als Missbräuche zu bezeichnen, die im Eigennutz und in den vom Reichthum und einem aus ehrerbietiger Scheu nur zu lange geschonten Ansehen gepflegten Vorurtheilen ihre Wurzel haben.

Wir müssen sehen, wie er den bestehenden Rechten und Gesetzen das allgemeine Beste, das Staatswohl, die wahren und gerechten Gesetze, also eine ideale und noch fragliche Grösse entgegensetzt, deren Recht, Kraft und Gewalt sich erst zu bewähren hat.

Wir müssen dem Schauspiel beiwohnen, wie der leitende Minister unter der Hülle von administrativen Operationen ein neues Staatsgrundgesetz aufstellt, durch welches die überlieferte Monarchie bis auf den Grund aufgehoben wird.

Calonne eröffnet uns ferner das Schauspiel, wie er gleich-

falls mit ausdrücklicher königlicher Ermächtigung seine ideale Schöpfung der Presse zur Erörterung vorlegt und damit den Lärm vorbereitet, den Brienne über das ganze Land verbreitet, indem derselbe durch ein königliches Decret vom 5. Juli 1788 alle Gelehrte und unterrichtete Personen des Königreichs zur Einsendung von Aufklärungen und Instructionen über die schwebende Staatsreform auffordert und durch die gleichzeitige Freigebung der Presse die litterarische Agitation unter das Volk wirft.

Das Schauspiel wird aber noch belebter. Gegenüber dem revolutionären Tribunal, vor welchem die Regierung die Stände und Corporationen im Namen des Staatswohls verklagt, errichten die Parlamente ein noch gesteigertes Gegentribunal. Auf den Versuch, sie in den Lits de justice zur Anerkennung des von der Calonne'schen Reichsordnung und Steuerreform gestärkten königlichen Absolutismus zu zwingen, antworten sie mit der Berufung auf das in der eignen Brust wohnende Recht, auf die Menschenrechte und auf die Stimme der Vernunft, wonach nur das Volk seine Ausgaben vermehren darf. In demselben Sinne suchten sie bei den Grundsätzen, welche den Urvätern und der Regierung im Abschluss des Gesellschafts-Vertrags als Richtschnur dienten, ihre Hilfe.

Ehe der Vorhang vor der eigentlichen Sybel'schen Revolution am 5. Mai 1789 aufgeht, war noch eine wichtige Thatsache eingetreten. Die Grundelemente der bestehenden Rechtsordnung, Königthum, Stände, Parlamente, fühlten sich so zermürbt und waren durch die von ihnen angerufenen allgemeinen Grundsätze innerlich so unterhöhlt, dass sie alle vor einer ernstlichen Entscheidung zurückwichen. Sie gaben den Kampf auf, ehe sie das Äusserste gewagt hatten. Alle diese streitenden Parteien waren ihrer Competenz so wenig sicher, dass sie die Entscheidung den früheren Generalständen auf die Schultern schoben. Sowohl ein paar Kanzleien der Notablen, dieser aus königlicher Wahl hervorgegangenen Ständeversammlung, als auch die Parlamente verbargen ihre Rathlosigkeit in diesem Rufe nach der alten Reichsvertretung und als die Regierung dem allgemeinen Wunsch nicht nur entgegenkam, sondern auch den Zeitpunkt der Erfüllung immer näher rückte, dazu noch die von Brienne hervorgerufene litterarische Agitation kam, geriethen Stände und Parlamente in Vergessenheit. Die Erinnerung an irgend eine Zwischen-

gewalt ward von den Massen verpönt und der allgemeine Ruf war: „die Nation und der König!“ d. h. die demokratische Monarchie oder die monarchische Demokratie.

Hier, wo der Vorhang vor dem Drama der Nationalversammlung aufgeht, verlassen wir Sybel. Das Schicksal des Königsthums war schon entschieden. Die Katastrophe war in seiner Täuschung begründet, dass es in den Reichsständen die alten privilegirten Stände wiederzufinden und mit ihnen und neben, im Nothfall auch gegenüber den Vertretern des Bürgerthums den alten feudalen Zusammenhang erhalten zu können glaubte. Die Kraft der Provinzen war längst verzehrt, konnte also ihren Vertretern kein Gewicht mehr mittheilen. Die Vorfahren Ludwig's XVI. hatten auch deshalb mit dem Eingreifen der vollen Souveränetät nicht Ernst machen können, weil sie nach der Unterwerfung der Feudalherren und selbst, nachdem sie dieselben zur politischen Nullität heruntergebracht hatten, vom Mitgefühl, selbst Mitleid mit dem gedemüthigten Adel ergriffen wurden und in ihm das verwandte Erobererblut, wie das ihrem königlichen Rechte entsprechende Erobererrecht anzugreifen Bedenken trugen.

Ludwig XVI. ging an der Täuschung zu Grunde, dass er es für möglich hielt, mit den privilegirten Ständen einen Staatsstreich gegen die Nationalversammlung zu unternehmen. Ebenso wenig, wie ihm die Intriguen gelingen konnten, auf die er sich gegen die active Partei einliess, war er im Stande mit der letzteren den Staatsstreich gegen die Reste der alten Stände durchzuführen. Zuletzt ruinirte ihn das mit dem feindlichen Ausland eingegangene Einverständniss und die Souveränetät, um deren Besitz der Kampf der constituirenden und legislativen Versammlung geschwankt hatte, fiel dem Convent anheim.

Wir werden nun, mit Hinblicken auf die Deutschen und deren neues Reich untersuchen, in welcher besondern Begabung des französischen Volks die Anstrengungen dieses Kampfes wie dessen siegreicher Ausgang begründet sind. (Dazwischen wird indess der Verfasser unsern eifernden Historiker noch beiläufig auf die mit Meisterhand gezeichnete Geschichte der königlichen Revolution aufmerksam machen, die sein, in allzufrüher Jugend, 1848, verstorbener Freund und Mitarbeiter Ernst Jungnitz, in der Schrift: „Geschichte der französischen Revolution von 1787 und 1788“, Charlottenburg 1846, in zwei Bänden veröffentlicht hat.)

Es gibt eine ansehnliche Litteratur, die uns über die Gemüths- und Herzensstimmung unterrichtet, aus welcher die gewaltige und andauernde Anstrengung der französischen Revolution hervorgegangen ist. Mehrere deutsche Schriften, die einer völligen Vergessenheit anheimgefallen sind, gehören zu diesen zahlreichen Documenten. Aus der Zeit, welche die höchste Steigerung des Schreckens erlebte, sind uns herrliche Zeugnisse von Deutschen erhalten, die im Gefolge der alliirten Heere, oder als Gefangene der französischen Sieger, auch wohl aus eigener Lust an Abenteuern zu jener Zeit nach Frankreich gekommen waren. Die Stimmung in Frankreich zur Zeit, als die Directorialregierung dem Staatsstreich Bonaparte's entgegensank, hat uns Ernst Moritz Arndt in seinem, hoch über Goethe's „italienische Reise" stehenden Meisterwerke: „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs" (vier Theile, zweite Auflage, Leipzig 1804) geschildert. Die Spitze dieser Litteratur bildet aber die Schrift O. F. Wehrhan's: „Familienreise nach Frankreich" (Liegnitz 1834). Der Verfasser, als er diese Reise unternahm, Pastor zu Kunitz bei Liegnitz, wenige Jahre darauf ein Opfer des preussischen Agendenstreits und evangelischen Unionsgeschäfts, war als Soldat des preussischen Reservecorps am 1. März 1814 bei Rabais gefangen genommen und gedenkt nun in jener Schrift der vielen Beweise von Gütigkeit, die er als Gefangener bei Hoch und Niedrig erhalten hatte. Er sagt, den Strich längs der Loire, wo er sammt den Genossen seiner Gefangenschaft das Volk besonders menschenfreundlich fand, habe er hernach oft scherzweise das Land der guten Leute genannt; in jener Schrift vom Jahr 1834 fasst er aber seine Erfahrungen vom Character der Franzosen in folgendem Satz zusammen: „ich halte sie im Ganzen für ein gutes Volk, denn als solche habe ich sie sowohl im Kriege als auch wieder auf dieser Reise kennen lernen, und ob ich zwar auch einige Beispiele von Rohheit, Härte, Stolz und Schlechtigkeit anführen könnte, so überleuchten doch die vielen Beweise von Edelmuth, Uneigennützigkeit und Herzensgüte, die ich unter ihnen erfahren, diese Schattenseiten so weit, dass ich nicht nur sehr undankbar, sondern auch sehr falsch sein würde, wenn ich mich in meinem Gesammturtheil durch jene bestimmen liesse."

Nun, — diese natürliche Herzensgüte, welche der deutsche Gefangene und Reisende in Frankreich durchweg und in den rüh-

rendsten Beweisen zu bemerken Gelegenheit hatte, ist es, was den Franzosen von seinen Nachbarn unterscheidet und zum schöpferischen Organ der Revolution gemacht hat.

Edelmuth, Gütigkeit, Theilnahme für das Wohl des Nächsten sind auch dem Engländer und dem Deutschen eigen, aber sie liegen bei diesen Völkern nicht so bereit und so zu Tage wie bei den Franzosen; damit sie sich äussern, muss der Engländer erst die Schroffheit, mit der er sich gegen die Welt isolirt, aufgeben und der Deutsche aus der Unschlüssigkeit und Trägheit, der er sich nur zu leicht hingibt, sich aufraffen. Bei dem Franzosen sind jene Äusserungen der innern Güte unmittelbare Erscheinungen seiner reichbegabten Natur; bei dem Engländer und Deutschen brechen diese Blüthen der menschlichen Natur erst hervor, nachdem die Gemüthsrinde des Ersteren gelöst und die Zerflossenheit des Andern zum Entschluss zusammengeballt ist.

Der Franzose fühlt sich von dem Verwandten, das ihm begegnet, schnell ergriffen und hegt und pflegt es alsbald mit hingebender Geschäftigkeit, der Engländer prüft erst und der Deutsche beschäftigt sich mit allerlei Bedenken, ehe den Regungen der Theilnahme freier Lauf gelassen wird. Der Franzose folgt unbedenklich den Eingebungen des Herzens und freut sich dieser Wegweiser, die ihm die Gelegenheit zu einer erfreuenden That verschaffen; der blöde, unbeholfene Engländer misstrauet dagegen der Natur und der Stimme des natürlichen Herzens und zieht, ehe er sich für einen Entschluss entscheidet, alle möglichen moralischen und conventionellen Rücksichten zu Rathe, während der Deutsche, ehe er seiner Bedenklichkeit ein Ende macht, sehr oft lieber die Aufmerksamkeiten unterlässt, mit denen der Franzose des Nächsten Herz erfreut.

Ebenso leicht, wie sich der Franzose zu einer guten Handlung entscheidet, entbrennt er auch gegen Alles, was seinem Herzen als Unrecht erscheint und enthusiasmirt er sich für den Kampf gegen die Leiden und Unterdrückungen, die nach seiner Überzeugung dem Menschen in dieser Welt das Leben schwer machen; der Engländer bespricht sich dagegen lange mit seinem Gewissen, ehe er eine störende Zugabe zu seinem Leben für ein Unrecht erklärt, hält es dann aber auch für ein Gebot seiner persönlichen Ehre, dies Unrecht auf Tod und Leben zu bekämpfen, während der Deutsche mit seinen Erwägungen der Frage, ob das störende und lästige Ding, das man als ein Unrecht verklagt, nicht

auch seine guten Seiten habe, oftmals, ja gewöhnlich nicht zu Ende kommt.

Freudigkeit, — etwas ganz Anderes als Freundlichkeit, da letzteres sich oft nur auf das äusserliche Mienenspiel beschränkt, während ersteres im Quell des Gemüths seine Heimath hat, charakterisirt den Franzosen. Den freudigen Regungen seines Innern entspringt das Ideal, nach dem er seine Umgebung gestalten will, — freudig unterzieht er sich dem Kampf mit dem Widerstand, den er bei seinem Werke findet — freudig geht er dafür in den Tod. Der Engländer macht sich unverdrossen an das Werk, wenn er seine Gewissensscrupel geprüft und sich für das, was sich ihm als das Rechte bewährt, entschieden hat. Verdrossenheit und Unfreudigkeit überfällt den Deutschen, sobald ihn ein Fehlschlag trifft. Für Calamitäten, deren Verschuldung oft nur seine Verdriesslichkeit und Unbehilflichkeit trägt, liebt er es, irgend einen Minister, Staatsmann oder Gewalthaber allein verantwortlich zu machen. Die Metternich-Anklage ist ein bezeichnendes Charakteristicum der deutschen passiven und nach Sündenträgern suchenden Natur. Sybel's Geschichtsschreibung treibt die Sache in's Grosse und ist eine permanente Anklage Österreichs; in seiner Geschichte des Revolutionszeitalters hat er den geistreichen Gedanken, die „Demoralisation“, die durch das Beispiel des französischen Hofes von Franz I. bis auf Ludwig XV. über die höheren Stände gekommen sei, für die „Ausartungen“ der Revolution verantwortlich zu machen.

Wir haben zahlreiche Ausführungen deutscher Zeitgenossen und Augenzeugen der französischen Schreckenzeit, die alle in dem Satz zusammentreffen, dass dem Deutschen sowohl die ideale und theoretische Schwungkraft zur nachhaltigen und jahrelangen Begeisterung und Mitwirkung für eine Erneuerung seiner öffentlichen Zustände fehlt, als auch das praktische Schick, sich, sei es als Anhänger, sei es als Gegner der Neuerung, in die durch dieselbe bewirkte Nothlage zu finden und sich allenfalls eine eigene, selbstständige Position zu schaffen.

Dieser Satz erhält durch die Unentschlossenheit der oberen Regionen und durch die Unbeholfenheit der Massen und Parteien in der jetzigen deutschen Nothlage eine schlagende Bestätigung. Das Bismarck'sche „Oeuvre“ war wie das Calonne'sche Programm und die Leistung der Constituante ein Versuch, die corporative, den nationalen Bedürfnissen nicht mehr entsprechende

Gliederung des Rechtsstaats zum Besten einer der allgemeinen Gerechtigkeit entsprechenden Centralisation aufzuheben. Es blieb jedoch nur ein Versuch. Während die im Mai 1879 zusammengetretenen Generalstände Frankreichs als Nationalversammlung nach dem Calonnes'schen Programm, die Departements- und Lokal-Vertretungen schufen, hat es das Bismarck'sche Werk nach jahrelangen Ansätzen noch nicht einmal in Preussen zu einer zusammenhängenden Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretung gebracht. Eine moderne Steuerreform wie sie die französische Nationalvertretung neben dem Assignatenwesen in's Leben rief, ist für das neue Reich noch nicht einmal im Entwurf zu erringen gewesen. Das Bismarck'sche Werk knarrte in allen Fugen schon in den ersten Jahren des norddeutschen Bundes, — es knarrte wieder alsbald nach der rettenden Episode des französischen Krieges und dem augenblicklichen unsichern Tasten der oberen Regionen entspricht die Verdriesslichkeit und Gedrücktheit eines Publikums, welches sich mit dem Ausrufen seiner Tausende von Vorschlägen und Forderungen den Kopf verwirrt.

Der Naturgüte des französischen Herzens, nicht nur der Nothwehr und der strategischen und politischen Verfolgung der ersten Siege entsprang seine Propaganda der Revolution. Derselben liegt auch etwas Generöses, die Sympathie für die Welt zu Grunde. Durch ihr Unglück hat es die Welt verdient, dass sich der Revolutionist für ihre Freiheit todtschlagen lassen will. Sie ist leidend, krank und damit sie nicht unter der Last der Unfreiheit und Ungerechtigkeit erliegt, eilt er zu ihrem Beistand herbei. Und er glaubt an ihre Erlösung, wie er schon im Anfange, als die fremden Heere bei ihrem Einmarsch in das Land seine Hauptstadt mit einer gründlichen Zerstörung bedrohten, an dem endlichen Sieg nicht zweifelte, obwohl die einheimische Armee bei ihrem Verfall, bei dem Mangel an Anführern und bei der offenkundigen verrätherischen Gesinnung der gegenwärtigen Führer keine sichtbare Bürgschaft dafür bot.

Österreichs schlechtes Benehmen gegen Preussen auf der einen Seite, auf der andern die Ausschreitungen und „Ausartungen" der Revolution, die Fixirung eines höchsten zulässigen Preises für die Lebensbedürfnisse, die Besoldung der unteren Klassen für politische öffentliche Dienste, die Entfaltung des communistischen Banners, die Beraubung der Eigenthümer, — das sind die Thema's, die Sybel in fliegender Hitze vor den Augen des Lesers vor sich

her peitscht. Nirgends Ruhe und eine freudige Stimmung, — dazwischen beständige Aufregung über die Uebervortheilung und Beschädigung Preussens durch seinen deutschen Erbfeind.

Was den Communismus betrifft, so hätte sich Sybel schon in der königlichen Revolution über diesen „Gräuel" sehr wohl orientiren können.

Die Calonne'sche, nachher von der Nationalversammlung durchgesetzte gleiche Besteuerung des Ertrags von allen Grundstücken des Landesterritoriums war schon eine Beraubung der Eigenthümer, die nach den Ordnungen des Rechtsstaats steuerfrei waren oder sich mit einem nach ihrem Belieben abgemessenen freiwilligen Geschenk an die königliche Kasse abfinden konnten.

Die Calonne'schen und die wiederum von der Nationalversammlung zur Ausführung gebrachte Vollendung der Turgot'schen und d'Argenson'schen Entwürfe, wonach Rang und Ordnung in den Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretungen nach dem Maass des Besitzstandes und der Besteuerung desselben geregelt werden sollte, war eine Beraubung der Stände, die ihre Corporationsrechte und deren Unabhängigkeit von dem Werth oder der Steuerleistung ihrer Grundstücke dem Wohl des Ganzen opfern mussten.

Die Umwendung, welche das Eigenthum in Fluss und um seine Stabilität brachte und das von Stand, Geburt und Vorrecht beschützte Eigenthum der Gewalt des Capitals und den wechselnden Conjuncturen der Speculation übergab, war ein Kampf gegen die bisherige politische Organisation des Eigenthums. Und wenn nun solche von der Staatsraison bewirkte Besitzänderung die Kluft zwischen den obern und ärmeren Klassen sichtbar und fühlbar macht und eine Ausgleichung gesucht wird, dann ist die Ereiferung über solche Versuche wenigstens keine historische Leistung.

Ein Rückblick auf Griechenland und Rom hätte den Geschichtsschreiber der Revolutionszeit darüber belehren können, dass das Zeitalter der finanziellen Auflösung des Rechtsstaats und der Sieg des Imperialismus mit socialistischen Unruhen und Versuchen zu ihrer Stillung ausgefüllt war, bis das Christenthum die letzte Anstrengung des Alterthums für die Lösung des socialen Problems machte und die Ausführung in die Zukunft verlegte.

Athen z. B. hatte es seit Perikles mit unentgeltlichem Unter-

richt (freiem Entrée in die Bildungsanstalt des Theaters) und mit Besoldung der Bürger für den Besuch der Volksversammlungen, wie für den Beisitz in den Gerichten versucht; es brachte ferner die Armen in dem wachsenden Heer und dessen lohnenden Posten unter, oder es schickte sie als Beamte zu den Bundesgenossen, selbst zur Plünderung in die Provinzen.

Wir, in dem neuen Reich, sehen noch vergeblich einem, der Auflösung des verfallenen Rechtsstaats entsprechenden Steuersystem entgegen, und doch schwebt schon am Horizont das Bild einer socialistischen Unterbringung der Massen in centralisirten Beamten- und Arbeiteranstalten der vereinigten Eisenbahnen und von der Regierung monopolisirten Industriezweige. Sybel selbst hat mit seinem „deutschen Verein" für die Ausbreitung eines Schreckens gesorgt, der sich mit demjenigen der französischen Revolution recht wohl messen kann und die Reichsbeamten und deren Familien mit dem Gespenst der Spionage und Denunciation in beständiger Angst erhält.

Zunächst (denn gelegentlich werden wir noch manchmal auf seine Auffassung der preussischen Politik zurückkommen) interessirt uns an seinem Geschichtswerk nur noch der Schauder, mit dem er das Zusammentreffen des französischen Vorschreitens und der „gleich revolutionären" Politik Russlands betrachtet. Demnach wird der folgende Abschnitt den geneigten Leser nach Warschau und Petersburg führen und ihm das Bild entrollen, wie im Brande, der Polen verzehrte, die Burg der russisch-preussischen Freundschaft in die Höhe wuchs.

IX.

Das preussisch-russische Verhältniss.

Vilbort erzählt in der oben angeführten Schrift, Fürst Gortschakoff, der in den ersten Tagen des August 1866 mit einer sehr ernsten Note die Betheiligung der europäischen Mächte an der Regulirung der nach dem Ereigniss von Königgrätz sich aufdrängenden politischen und territorialen Fragen forderte, habe bis dahin „über die politischen Schwänke des Herrn von Bismarck viel gelacht." Das Lachen des russischen Kanzlers spielt

späterhin, in jenem Augenblick, als das angeblich durch die deutsche Regierung mit Krieg bedrohte Frankreich im April 1875 ganz Europa zu seinem Schutz allarmirte, wieder eine sehr bedenkliche Rolle. Derselbe Beamte des Berliner auswärtigen Amts, der nach der einen Fassung der Sage dem Vertreter Frankreichs auf einem Hofball im Berliner Schloss eine zarte Bemerkung über die Rüstungen seines Landes zuflüsterte, soll nach einer anderen Überlieferung in Petersburg dem Fürsten Gortschakoff über die kriegerischen Gelüste der französischen Republik ein düsteres Bild entworfen und der russische Kanzler statt aller Antwort ihm ins Gesicht gelacht haben.

Wenn auch die letztere Fassung der Sage die Scene zu weit in die Ferne legt, so muss doch in dem Kreise, in dem sie entstanden ist, die Manier des Petersburger diplomatischen Nestors und seine Ansicht über den Berliner Rivalen bekannt gewesen sein und wir können uns nicht der Frage entziehen, ob Bismarck mit seiner Sprache und Haltung, während er den Posten an der Newa bekleidete, dem russischen Kanzler Anlass zum Lachen gegeben habe.

Es liegen uns zahlreiche Documente vor, die uns über seine Sprache in den verschiedensten Lagen unterrichten. Die parlamentarischen Berichte zeigen uns ihn in einer beständigen Anspannung; man hört aus seinen Reden heraus, dass das Thema des Augenblicks ihn Tag und Nacht beschäftigt hat und Entwürfe, Fassungen und Wendungen zur Bewältigung in ihm aufgestiegen sind, die er dann in der Kammersitzung vom Regierungstisch aus mit nervöser Kraft zusammenballt und auch wohl durch eine neue Form, plötzliche Eingebung oder durch einen krampfhaften Trumpf ersetzt. Wie er selbst in einer seiner Reichstagsreden, vom 3. December 1875, eine Angelegenheit der Strafgesetzgebung, eine Frage, die den Reichstag schon vor vier, vor sechs Jahren beschäftigt habe, als einen der Würmer bezeichnet, „die nicht sterben", so arbeitet in ihm der Wurm der Unification. Er lässt es dabei, für den Anschein wenigstens, unentschieden, ob in dieser Einigung Preussen in Deutschland oder dieses in jenem aufgeht, aber der eigentliche Wurm bleibt immer die Sorge, dass alle Privatkräfte und individuellen Corporationen in die Einheitsmacht aufgehen und in ihr fügsames Material verwandelt werden. Bei solcher straffen Nervosität kann kein Lichtblick durchbrechen, ist für lachenden, freu-

digen Humor keine Stätte, herrscht bitterer Ernst bis zur strengen Drohung.

Wenige Tage nach seinem Amtsantritt, Ende des September 1862, schlug er in der Budgetcommission des Abgeordnetenhauses den flüchtigen chevaleresken Ton an und versuchte es, die Opposition zu gewinnen, indem er ihr die kaleidoskopischen Bilder von Preussens militärischer Bestimmung und Erhabenheit über die Spiele des Parlamentarismus vorführte und durcheinanderschüttelte. „Man fasst den Conflikt, (so rollten seine Sätze hin), zu tragisch auf; eine Verfassungskrisis ist keine Schande, sondern eine Ehre; Alles ist in Preussen zu selbstständig, wir sind vielleicht zu gebildet, sind zu kritisch, um eine Verfassung zu ertragen."

Er hatte sich getäuscht und glaubte, die Opposition würde ihm, dem vielfach angekündigten Oedipus der deutschen Frage, die Ausführung der Ideale des Nationalvereins willig überlassen. Er zeigte ihr sogar „diesen Olivenzweig," den er in seiner Cigarrentasche mitgebracht und nach seinem Verkehr mit Napoleon III. in „Avignon gepflückt hatte, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen zu bieten." Die Opposition hatte sich in ihm auch getäuscht und ihm nichts weniger als die Kraft zur Ausführung der Programme zugetraut, welche ihm die Zeitungen während des Juli und August zuschrieben. Sein Feuerwerk verpuffte daher wirkungslos vor der Budgetcommission und die Garben der flüchtigen Leuchtkugeln zerknatterten mit der Berufung auf die Lösung der deutschen Frage „durch Blut und Eisen" und mit der Verdächtigung der Überzahl von „catilinarischen Existenzen, die ein Interesse an Umwälzungen haben."

Wo finden wir also endlich einen lachenden, sammelnden und befreienden Lichtblick in den Reden des deutschen Kanzlers? Man rühmt die aufgeräumte Stimmung, die er seit den Tagen des norddeutschen Bundes in seinen parlamentarischen Sonnabendserholungen gezeigt haben soll. Nachdem aber die Nationalliberalen durch Anekdoten innerer Politik hinreichend vergnügt waren, nahm die Unterhaltung in diesen Soiréen einen immer düsteren Charakter an. Das geflügelte Wort: „das Bischen Herzegowina" wurde von der wachsenden Verwicklung im Orient bald überholt; dann warf die Eisenbahnpolitik des Kanzlers ihren Schatten über den nationalliberalen Gesellschaftstisch; vor dem Weihnachtsabend des Jahres 1878 kündigte der Minister seinen Freunden die Überraschung durch die „Wald-

teufel" seiner neuen Zolltarife an; dazwischen erschreckte der Mächtige die Gäste mit seinen Nachrichten von der Krankheit einzelner Minister, die dann nicht verfehlten, diese ärztliche Prognose durch ihr politisches Absterben zu bestätigen.

Überall also prasselnde, knatternde, selbst todverkündende Blitze, — was kann also in den Unterhaltungen Bismarck's mit Gortschakoff die Lachlust des Russen erweckt haben? Dem Letzteren war der preussische Gesandte, als derselbe im Sommer 1859 nach Petersburg kam, nicht unbekannt. Beide hatten, bis Gortschakoff im Sommer 1854 als Botschafter nach Wien kam, am Sitze des Bundestages mit einander verkehrt und dem Vertreter Russlands wird die Reserve, mit welcher sein preussischer College Österreich gegenüberstand, nicht verborgen geblieben sein. Ihre Unterhaltung an der Newa wird sich seit dem italienisch-französischen Kriege sofort wieder auf Österreich und Italien gerichtet haben. Mochte auch der preussische Gesandte seinem Selbstgefühl zuweilen in humoristischen oder gewagten Bildern Luft machen und den russischen Kanzler ergötzen, so wird der Ernst des Geschäfts nicht gelitten haben. Beide brauchten einander; Bismarck hatte einen Rückhalt für einen künftigen Bruch mit Österreich nöthig, Gortschakoff konnte von einem preussisch-österreichischen Zwist Genugthuung an dem Kaiserstaat der Donau für dessen Unterstützung Frankreichs im Krimkrieg erwarten. Die Gleichzeitigkeit, mit welcher Preussen und Russland das neue Königreich Italien anerkannten, beweist, dass auch diese Schöpfung des Jahres 1860 der Gegenstand ihrer Besprechungen war und dem russischen Kanzler konnte die Berechnung, mit welcher Bismarck seinen eigenen Hof zu einem von diesem bisher streng versagten Schritt bewog, nicht unbekannt geblieben sein.

Beide Staatsmänner hatten aber in ihren Unterhaltungen auch noch einen Dienst zu berühren, den Bismarck Russland zu leisten hatte, um für sein eigenes Werk eine feste Grundlage zu schaffen. An seinem Hofe herrschte noch eine „ziemliche Verstimmung," wie er sich selbst in seiner Reichstagsrede vom 21. Februar 1879 ausdrückt, gegen diese nordische Macht. Man hatte in Berlin nicht die Selbstmacht vergessen, mit welcher Kaiser Nicolaus 1853 in den Krieg gegen die Türkei zog und dem Vertreter Englands, als er demselben seine Disposition über die Länder der hohen Pforte auseinandersetzte, auf die Frage,

was Preussen dazu meinen würde, die Zustimmung desselben als sich von selbst verstehend voraussetzte. Die preussischen Diplomaten, die mit der neuen Ära des Jahres 1858 aufkamen und mit denen Bismarck selbst bis in die Zeiten des norddeutschen Bundes wirthschaftete, hatten sich seit dem Jahre 1851 an dem von Bethmann-Hollweg gegründeten „preussischen Wochenblatt“ betheiligt und dessen antirussischen Liberalismus in die neue Ära verpflanzt. Er allein brachte, laut dem Ausdruck jener Reichstagsrede „persönlich bessere Taditionen in Bezug auf Russland aus Petersburg mit nach Berlin“ verlor sein Ziel mitten in den Stürmen des parlamentarischen Conflikts „nie aus den Augen“ und befestigte an seinem Hofe „jene besseren Beziehungen zu Russland“ 1863 durch den Vertrag gegen den polnischen Aufstand. Zwei Jahre darauf pflückte er die von ihm mit Mühe und unter heissem parlamentarischem Kampf aufgezogene Frucht und in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 1. Juni 1865 konnte er seinen Gegnern zurufen: „die russische Convention hat uns in der dänischen Frage nichts geschadet und es ist nicht zweifelhaft, ob ohne diesen Vorgang das Verhältniss Russlands zu uns für alle vergangenen und zukünftigen Phasen dieser Frage so freundschaftlich sein würde, als es ist.“

Dieselben freundschaftlichen Beziehungen zu Russland erleichterten Bismarck den Schlag gegen den deutschen Bundestag und die Kriegserklärung gegen Osterreich; aber Gortschakoff lachte über die grossen Pläne, lachte über die Einbildung des Preussen, der aus eigener Macht die politische und territoriale Gestalt des Festlandes umändern wollte. Der Tag von Königgrätz machte ihn jedoch sehr gedankenvoll und trübte seine Stimmung. Er hatte sich wie Napoleon III. verrechnet, wenigstens, wenn keine preussische Niederlage, doch einen langen Kampf zwischen den beiden Gegnern des Jahres 1866 erwartet, eine diplomatische Intervention Russlands für unausbleiblich gehalten und am Schluss dieser Phantasie stand ihm das Bild, in welchem Russland als Ordner eines neuen Europa's und als wohlwollender Protector eines mässig arrondirten Preussens glänzte.

Bismarck beschwor diesen Sturm durch die Beschleunigung der Friedensunterhandlungen und durch die Sendung des Generals Manteuffel, der als Bote seines Königs und als vertrauter Dollmetscher von dessen Gesinnungen den Zaren in Petersburg von

den Diensten überzeugte, die ihm eine Erweiterung der deutschen Macht Preussens leisten könne.

Der Sieg des preussischen Premierministers über einen Diplomaten, mit dem er seit 1859 an der Newa die zukünftige Gestalt Europas erwogen und den er in den polnischen Wirren unterstützt hatte, ist der Schluss einer hundertjährigen Geschichte und zugleich die Einleitung zu einer neuen Phase der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Preussen und Russland. Bismarck hatte nichts Neues und Originales geschaffen, als er freundliche Beziehungen zu Russland von Petersburg nach Berlin brachte, denn das Jahr 1815 hatte die russische Freundschaft für die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. zum Grundgesetz ihrer Politik gemacht. Der siebenjährige Krieg hatte das freundschaftliche Verhältniss beider Staaten geboren, ihr Zusammenwirken eingeleitet und Preussen für dasselbe erzogen. Im Juli und August 1866 regten sich dagegen die Keime einer Rivalität, die Gortschakoff sehr wohl erkannte und durch seinen Interventionsversuch nach dem Tage von Sadowa ersticken wollte, aber sein preussischer Gegner gewann doch so weit die Oberhand, dass er ihn zwang, Preussen die grössere deutsche Basis zuzugestehen, auf welcher es sich zu ferneren Emancipationsversuchen aufschwingen konnte.

Die Erziehung Preussens für russische Zwecke begann im siebenjährigen Krieg schon unter Elisabeth. Die Kaiserin, keineswegs die kleinliche und weibische Feindin Friedrich's, als welche sie der Überlieferung gilt und als die sie der König selbst in seinen Briefen und Unterhaltungen darzustellen liebte, hatte eben so wenig wie der Versailler Hof Lust dazu, durch eine grosse strategische Kriegsführung Österreich zur Herrschaft in Deutschland zu erheben. Sie wollte den Feind, gegen den sie sich mit Maria Theresia verbunden hatte, nur so weit durch militärische Schaustellungen und, wenn es noth that, durch fühlbare Treffer bearbeiten, dass er für das Vorschreiten der russischen Politik ungefährlich, gefügig und womöglich brauchbar ward. Alle ihre Generale von Apraxin, dem Sieger bei Grossjägerndorf, an rückten langsam und nur zögernd in die preussischen Lande ein. Alle von Fermor (1758) an benahmen sich im militärisch-diplomatischen Verkehr mit den österreichischen und französischen Geschäftsträgern verschlossen wie Apraxin, behandelten die Vertreter der Verbündeten wie lästige, aufge-

drungene Spione, schwiegen gegen sie über ihre Pläne oder hielten sie mit Entwürfen hin, denen man es ansah, dass es ihnen mit denselben nicht Ernst war. Soltikow war nach dem vernichtenden Sieg bei Kunersdorf (1759) nicht dazu zu bewegen, den Sieg zu verfolgen. Butturlin (1761) begnügte sich damit, unthätig vor Friedrich's Lager von Buntzelwitz liegen zu bleiben; wenn Laudon ins russische Hauptquartier kam, um zu einem Beschluss zu treiben, bewies ihm Jeder die grösste Achtung, that Jeder, als ob er seiner Meinung sei, noch ehe sie ausgesprochen war, allein keiner der vereinbarten Beschlüsse ward ausgeführt. Die grossen Worte der Geschichtsbücher über den Schrecken, welchen den Russen ihre eignen Siege oder die Verschanzungen jenes Lagers einflössten, sind sehr übel angebracht und auf preussischer Seite unbillig. Alle jene Generale von Fermor an bekamen im Sommer Befehle zu einer lebhaften und kräftigen Kriegführung oder, unter Androhung des kaiserlichen Unwillens, die Anweisung, sich mit den verbündeten Mächten in Einvernehmen zu setzen und durch energische Maassregeln den Klagen derselben für die Zukunft vorzubeugen. Kaum aber waren sie nach Polen, wo sie ihre Winterquartiere bezogen, zurückgekehrt, als sie kaiserliche Belobungsschreiben für die Schonung der Truppen und hohe Orden erhielten.

Polen hatte Elisabeth im Auge, hier wollte sie Russland heimisch machen und zugleich den Einfluss Friedrichs beseitigen. Als die Aggression Friedrich's mit der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) den Höhepunkt erreichte, fürchtete man bereits in Versailles den Abfall der deutschen Reichsfürsten von ihrem kaiserlichen Oberhaupt und die Schilderhebung für Friedrich, sowie die Erklärung der Polen für den Letzteren. Dieser Wendung wollte Elisabeth entgegenarbeiten und ihren Plan nahm auch Katharina wieder auf, jedoch mit dem Zusatz, dass sie ihn nach dem Sturz ihres Gemahls, Peter's III., mit der freundschaftlichen Stellung zu Friedrich vereinigte und diesen an ihrer Hand und unter ihrer Leitung in die polnischen Angelegenheiten einführen wollte.

In diesem Sinne machte sich Friedrich II. im Jahr 1764 zum Mitgaranten der polnischen Anarchie und verpflichtete sich, in Gemeinschaft mit ihr die Umwandlung der Wahlmonarchie in ein erbliches Königthum zu verhindern. Zwar hatte der König bald darauf Anlass, über den Druck der kaiserlichen

Hand zu seufzen, dennoch liess er sich dazu verleiten, auch noch an dem russischen Druck auf die polnischen Autoritäten zu Gunsten der Dissidenten Theil zu nehmen. Und als nach der polnischen Theilung von 1772 die Erfolge Russlands in der Türkei und deren Bestätigung durch den Frieden von Kutschuk-Kainardje kamen, sah Friedrich mit Schrecken, dass der Gewinn des siebenjährigen Kriegs für Russland eben so weit reichend war wie die durch die Festnagelung der französischen Armee im westdeutschen Theater desselben Kriegs gesicherten Triumphe Englands über Frankreich in Nordamerika und Ostindien.

Friedrich stöhnte über den Druck seiner mächtigen Gebieterin und verdeckte seine geheimen Schmerzen mit Mühe unter den Galanterieen in den Schreiben an dieselbe, dennoch führte er sie durch seinen Gesandten Görtz auch noch in die innere Leitung der deutschen Angelegenheiten ein. Katharina leuchtete es sofort ein, welchen Einfluss ihr im deutschen Reich und dadurch auch in ganz Europa die von Görtz im Namen seines Souveräns ihrem hochstrebenden Sinn angebotene Stellung verschaffen würde. Friedrich hoffte ihr persönlich das Verhältniss zu Preussen angenehm zu machen, indem er ihr als Garantin des vom Teschner angerufenen westphälischen Friedens im September 1781 das Gesuch vortragen liess, ausser ihrem bisherigen Vertreter am Regensburger Reichstage, „damit sie die Wünsche und Bitten beurtheilen könne, welche die deutschen Fürsten ihrer Beschützerin“ vorlegen möchten, auch im Mittelpunkt Deutschlands einen russischen Minister bei den Kurfürsten und Fürsten zu accreditiren. Die Sache kam zur Ausführung und Friedrich musste bald darauf die Erfahrung machen, dass seine Erfindung auch gegen ihn gekehrt werden konnte.

Für diese Demüthigung des Oheims war es nun, dass Friedrich Wilhelm II. eine Genugthuung suchte.

Wie ein diplomatisch-militärischer Hüne fiel dieser König in die Wirthschaften rings um sein Land herum ein, zerschlug als Helfer einer Hauspartei das Geschirr und brachte das ganze Hauswesen in Unordnung, Alles nur um Russland und Österreich bei ihrem Unternehmen gegen die Türken entgegenzutreten. So half er in Holland, Belgien und Lüttich; so unterstützte er Schweden zu dessen eigenem Ruin, so ermuthigte er die Aufständischen in Galizien und Ungarn. Hertzberg, der allen diesen Lärm mit seiner diplomatischen Musik begleitete, hatte indessen

noch eine Formel erfunden, die er bei jeder Wendung des Gepolters gellend in die Welt rief. Diese Formel hiess: Danzig und Thorn.

Er hatte sie im Stolz über seinen holländischen Erfolg vom Jahre 1787 erfunden, sie dem preussischen Gesandten in Constantinopel, von Diez, mitgetheilt, von diesem umgiessen lassen und dann auch dem König annehmbar gemacht. Es sollte den ewigen Nachruhm seines Ministeriums bilden, dass er den Gewinn, welchen Friedrich II. bei der Theilung Polens nicht hatte durchsetzen können, einzog und Preussen zum Herrn der untern Weichsel machte. Die Sache kam darauf hinaus, dass die Pforte zum Dank für ein preussisches Bündniss Österreich mit der Moldau und Walachei ein Geschenk zu machen hätte, Österreich dafür Polen durch die Zurückerstattung Galiziens glücklich machen würde und die Polen nicht verfehlen könnten, Preussen, den sinnreichen Urheber dieses unblutigen Besitzwechsels, an der untern Weichsel zu arrondiren und sich selbst den Ausgang zur See vollends zu versperren.

Der König, welcher Schlieffen, wenige Monate nach dessen Ernennung zum Commandanten von Wesel, im Juli 1781, nach London schickte, damit er sich im Verkehr mit dem dortigen Cabinet über dessen Absichten in Betreff der belgischen, österreichischen und orientalischen Angelegenheit unterrichte, hatte ihm namentlich auch aufgetragen, Pitt von der Nothwendigkeit jenes Gewinns für Preussen zu unterrichten. Der englische Premierminister erwiderte aber diesem Abgesandten, seine Wünsche für Preussens Bestes seien so bescheiden, dass ihre Förderung bei ihm gar keine Schwierigkeiten finden würde, wenn es ohne Krieg geschehen könne.

Hertzberg selbst schwebte, während der Türkenkrieg an der Donau hin und her wogte, in einer beständigen Angst und knetete, je nachdem die türkischen oder russisch-österreichischen Waffen die Oberhand erhielten, das Moldau-Walachei-Projekt von Monat zu Monat um. Zuletzt, während er die Polen mit seiner Werbung um die beiden Weichselstädte belästigte und beunruhigte, gedachte er aus Belgien eine Vergütigung herauszuschlagen, die er Österreich für Galizien bieten könnte. Endlich machten die Vertreter Englands auf der Reichenbacher Zusammenkunft (im Juli 1790) einem Handelsgeschäft, welches ganz Europa zur Qual wurde, mit ihrer Erklärung ein Ende,

dass sie zu dem Hertzberg'schen Entschädigungsplan ihre Theilnahme versagen müssten.

Bisher hatten Preussens Freunde, die Polen und die Türkei, erfahren, welchen Lohn es für seine Fürsprache in Anspruch nehme, jetzt sahen sie, dass seine Gegner bei einiger Herzhaftigkeit und geschäftlicher Gewandtheit besser als seine Schützlinge davon kamen.

Der König war nicht weniger verstimmt wie die Polen; er konnte die Kälte, welche sie seinem, so lange Österreich und die Türkei die rechte Unterlage noch nicht herbeigeschafft hatten, bodenlosen Tauschverlangen entgegenbrachten, nicht verschmerzen, und die Erinnerung an diese „Undankbarkeit" gab der Freundlichkeit, mit der er dem Kurfürsten von Sachsen, dem erkornen Träger der von der Constitution des 3. Mai 1791 geschaffenen erblichen Krone Polens Glück wünschte, den Beigeschmack einer frostigen Höflichkeit. Die unglückliche Republik ward für ihn der Gegenstand einer kühlen Erwägung und politischen Berechnung.

So wurde es Katharinen leicht, die Fäden ihrer überlegnen Berechnung nach ihm auszuwerfen und ihn zu umgarnen, und es begann das Spiel jener Kunst, deren macchiavellistischen Charakter die neueren deutsch-nationalen Historiker nicht lebhaft genug beklagen und endlich verdammen können.

Der König hatte das kalte Liebeswerk, aus welchem das erneuerte und angeblich verstärkte Polen hervorging, gegen Russland selbst gerichtet; — ist es also bösartige Intrigue, wenn sie ihn diesem Erzeugniss einer oberflächlichen, von Amsterdam und Brüssel bis Constantinopel sich ausbreitenden Vielthätigkeit allmälig abspenstig machte? War es Arglist, wenn sie Preussens Interesse besser als dieses selbst verstand und ihren Nachbar darüber aufklärte, dass die fernere und durch Hertzbergs gellende Formel selbst zum europäischen Gespräch erhobene Theilung Polens ihm vortheilhafter wäre als der ungewisse Versuch, es durch einen Kurfürsten des römischen Reichs zu stärken?

War es ein infernales Spiel, dass Katharina, während nach dem Jassyer Frieden vom 9. Januar 1792 ihre Heere von der Donau sich nach Polen in Bewegung setzten, um der neuen polnischen Verfassung ein Ende zu machen, in Berlin durch das Versprechen einer Theilung die Überzeugung erweckte, dass die

Verfügung Russlands über Polen für Preussen lohnender sei als die unfruchtbare Werbung um ein paar Weichselstädte.

Man war in Berlin froh, die polnische Allianz los zu sein, liess Russland in Polen schalten und walten, hütete sich auch, durch Östereichs schwache Bemühungen für die Erhaltung der Republik sich irre machen zu lassen, und fand es bequemer, mit der Zarin ein gutes Einvernehmen zu pflegen.

Jedoch musste für den ersten ernstlichen Schritt auch die Zustimmung des alliirten Österreich gesucht werden und Preussen konnte für diese Anregung der Frage keinen ungünstigeren Augenblick auffinden, als derjenige war, den es in seiner misslichen Lage endlich wählte. Es war nach dem Schluss eines ohne alle strategischen Rücksichten angelegten Feldzugs, nach dem Rückzug der entmuthigten und so gut wie aufgelösten preussischen Armee aus der Champagne, in dem ersten deutschen Ort, den man bei Luxemburg wieder berührte, dass die preussische Diplomatie für die kriegerischen Opfer und Anstrengungen ihres Landes eine Entschädigung in Polen verlangte. Sie wollte, ehe sich Preussen zu neuen Anstrengungen für den Krieg im Westen entschlösse, von Österreich und Russland eines reichlichen Antheils von Polen zur sofortigen Besitznahme versichert sein.

So eröffnete Preussen das Schauspiel, welches die beiden gegen einander misstrauischen und aufgebrachten deutschen Mächte mit ihrem Buhlen um die Gunst der Zarin darbieten, die sie beide mit ihrem Wetteifer zur Schiedsrichterin über ihre Ansprüche auf die letzten Stücke der polnischen Beute erhoben. Für Preussen insbesondere war es demüthigend, dass der Donner vor den Wällen von Praga den „Anstrengungen" seiner Armee am Rhein, wo die Blicke der Anführer immer auf Polen gerichtet waren, ein Ende und die Bemühungen seiner Generäle in Polen überflüssig machte. Suwarow's Schreiben vom 5. November 1794 an Friedrich Wilhelm II: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suwarow," wirkte in Berlin wie ein Donnerschlag.

Die revolutionäre Laufbahn Friedrich Wilhelm's war längst beendet; dafür hatte sie Katharina betreten, indem sie eine aristokratische Republik niederwarf und, geschickter, geduldiger und nachhaltiger wirkend als der französische Wohlfahrtsaus-

schuss, auch grosse Monarchieen in dieses Werk hineinzuziehen verstand und dieselben zugleich zu ihren Dienern machte.

Der Spott der deutsch-nationalen Geschichtsschreiber über jene 15000 Mann Hilfstruppen, welche Katharina den deutschen Mächten versprach, als sie dieselben in den Krieg mit Frankreich zu treiben versuchte, ist sehr voreilig. Statt jenen Paartausend Mann kamen noch grosse Heere. Suwarow's Siegeszug in Italien (1799), die Schlacht bei Austerlitz (1805), die Schlachten bei Eylau und Friedland (1807), die Schlacht bei Borodino und der Brand Moskau's (1812), das Einrücken der russischen Armee in Deutschland führten das Werk der Zarin zu Ende und gaben ihrem Enkel 1815 eine europäische Stellung, wie sie der Wohlfahrtsausschuss und dessen Erbe, Bonaparte, nicht hatten behaupten können.

Die lange Reihe jener Feldzüge ist zwar wie die entsprechenden Anstrengungen Österreichs durch Niederlagen und militärische Nothzustände bezeichnet, allein der rechte Kriegsmann zeigt sich erst in der Erhebung aus Nothlagen als Meister. Das äussere Schauspiel der Napoleonischen Kriege schildert Victor Hugo in seinen „Elenden“ vollkommen richtig als ein „Erscheinen und Herrschen, Marschiren und Triumphiren, Niederschmettern der Völker und Dynastieen, ein Umgestalten Europa's im Sturmschritt, Verkünden einer gewonnenen Schlacht bei jeder Morgenröthe und Ausschleudern von unsterblichen Lichtworten.“ Bei alle diesem Lichtglanz befand sich der siegreiche Imperator in derselben Nothlage wie seine gedemüthigten Gegner. Er konnte wie diese auch nicht mehr als einen kurzen Feldzug, nur die Wechselfälle einer Schlacht aushalten. Wie die Gegner nach einer verlorenen Schlacht sich sofort auf Friedensunterhandlungen einliessen, so war er selbst von dem Bewusstsein gepeinigt, dass er siegen müsse und ohne den Sieg verloren sei. Die Guillotine des Wohlfahrtsausschusses stand nicht mehr hinter ihm, dafür quälte ihn die Angst, dass es mit dem Zauber seines Namens vorbei sei, wenn er sich einmal auch nur zurückziehe. Die Ehre und der Ruhm, den Reichthum des Genies auch auf einem militärischen Rückzug zu zeigen, waren ihm versagt. Seiner Glorie war er es schuldig, sich auch auf keine Unterhandlungen zur Vereinbarung mit den Interessen der Völker und Fürsten einzulassen. Er musste behaupten, was er schnell durch Überraschung ergriffen hatte, und diesen eiligen Gewinn

durch immer weiteres Vorgehen sicher stellen. Diese innere Unsicherheit jagte ihm den Hunger nach Allem ein und trieb ihn in die Eisfelder Russlands. Sobald er, wie gegenüber dem spanisch-englischen Heer Ausdauer und Unermüdetheit und in Russland das neue Schauspiel fand, dass ein Heer auch auf dem Rückzuge focht und dass ein Fürst trotz der feindlichen Besetzung seiner Hauptstadt sich zum Frieden nicht herabliess, war er verloren.

Sein schnell und flüchtig zusammengeschweisstes Reich fiel eben so schnell wie er selbst zusammen, weil er es zum Gut nur Einer nationalen Hoheit und zu einem bonapartistischen Familienbesitz hatte machen wollen. Weder jener Name, noch die französische Nationalität konnten einer solchen Überspanntheit die Dauer verleihen.

Russland hatte es dagegen verstanden, auf seinem Vorschreiten nach dem Westen zwei Mächte, Preussen und Österreich, in sein Interesse zu ziehen und dieselben sich durch ihren Antheil an der polnischen Beute zu verpflichten; ausserdem kamen ihm im Westen und Süden die verwandten slavischen Stämme entgegen. Frankreich war bei seiner romanischen Überhebung jener Politik nicht fähig gewesen und konnte jenseits des Rheins an keine verwandten Elemente anknüpfen.

Bekanntlich führte Kaiser Alexander I. nach dem Fall Napoleon's I. die Idee, welche Friedrich II. bei Katharinen angeregt hatte, in grossem Maassstabe aus. Die Vertreter Russlands bei mehreren deutschen Höfen waren seitdem, nach dem Zeugniss der Geschichte und nach der theoretischen Zurechtlegung der im Urquhartschen Portfolio veröffentlichten Denkschrift des Pentarchisten, dazu bestimmt, den Einfluss Russlands auf die deutschen Verhältnisse und den Glauben an seine schiedsrichterliche Stellung zwischen den beiden deutschen Grossmächten und zwischen diesen und den deutschen Mittelstaaten zu erhalten.

Die Erfahrung, welche der König von Hannover mit seinem Hilfsgesuch beim Kaiser Alexander II. nach den Nikolsburger Festsetzungen machte, beweist, dass Russland ein sichtbares Herantreten seines früheren Einflusses in deutsche Verhältnisse gegenüber der Bismarck'schen Dictatur für unfruchtbar und nutzlos hielt. Ihm genügte als Ersatz die Überwachung Österreichs durch Preussen; für diese Unterbindung seines Rivalen

an der untern Donau und in Stambul opferte es gern eine Einwirkung auf die deutschen Mittelstaaten, die bei den erweiterten politischen Verhältnissen doch nur zu kleinen Triumphen führen konnte, und vergalt Preussen seine Dienste an Österreich durch die Bewachung desselben im Krieg des Jahres 1870.

Aber hier erfuhr es ebenso schnell die Enttäuschung, die es mit Napoleon III. im deutschen Krieg von 1866 erlitten hatte. Die schnellen Siege der deutschen Waffen und der Sturz des Kaisers der Franzosen in den ersten Wochen des Feldzugs machten durch seine Rechnung einen Strich. Es hatte Frankreichs militärische Kraft überschätzt, einen langen Feldzug und eine Ermattung der beiderseitigen Kräfte erwartet, die ihm an der Spitze der Neutralen den Schiedsspruch übertragen hätte.

Schon nach der Königgrätzer Überraschung und nach dem Scheitern seines Versuchs, den Folgen derselben durch eine diplomatische Interventive Halt zu gebieten, hatte Gortschakoff in einem Rundschreiben vom 30. August 1866 Angesichts des Zerfalls der europäischen Solidarität für Russland die Freiheit in Anspruch genommen und das nationale Interesse zur einzigen Richtschnur seines Verhaltens erhoben. Jetzt holte er nach, was er damals noch nicht leisten konnte und in seinem Rundschreiben vom 31. October 1870 kündigte er die Bestimmung des Pariser Vertrags von 1856, welche Russlands Macht auf dem schwarzen Meer einschränkte. Preussen wurde, wie sich Bismarck gegen den englischen Bevollmächtigten in Versailles erklärte, durch diesen Schritt „unangenehm überrascht,“ es hatte keine vorhergehende Anzeige von diesem Bruch in die Verträge erhalten.

Gleichzeitig schickte der russische Kanzler an die republikanische Regierung zu Tours eine Note und liess deren Freundschaftsversicherungen durch den Geschäftsträger vor dem damaligen Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Chaudordy dahin erläutern, dass die Interessen Frankreichs und Russlands dieselben seien und nothwendig zu einer dauerhaften Allianz führen müssten.

So ward damals schon, unter den Mauern von Paris, der gegenwärtige Zwist zwischen Gortschakoff und Bismarck eingeleitet. Nach Königgrätz wurde er angekündigt und durch den Kaiser von Russland noch beigelegt; in diesem Augenblick hat er den Schein eines Bruchs zwischen Preussen und Russland angenommen.

Friedrich II. schrieb einmal an seinen Bruder Heinrich, als er eines jener imperatorischen Schreiben der Kaiserin Katharina erhalten hatte: „beim Lesen fühlte ich mir Hörner wachsen.“ Jetzt stehen sich Russland und Preussen wie jene mächtigen Riesenthiere, die Bilder der Weltreiche, gegenüber, denen im Buche Daniel Hörner auf die Stirn wachsen. Am Schluss unserer Orientirung werden wir darstellen, wie die Hörner der Gegenwart aufgewachsen sind, und untersuchen, ob und wie es zum gegenseitigen Stoss kommen wird. Zunächst werden wir die neue Ära unsrer Heimath, die in solche Stosswerkzeuge ausmündet, noch im Detail ihrer innern Productivität schildern.

X.

Ruhm und Hunger.

Unter den grossen Worten, mit denen der Beginn der neuen Ära, die Schlacht bei Königgrätz, begrüsst wurde, befand sich auch die Eloge für das preussische Volk, dass es sich seine Grösse „erhungert“ habe. Das Wort machte Eindruck und kam ohne Prüfung in Umlauf. Diejenigen, die soeben aus der Confliktszeit kamen und die königliche und ministerielle Schöpfung der Armee, dieses Werkzeugs von Königgrätz, bekämpft hatten, liessen das Wort passiren. Sie hatten sich dem Sieger unterworfen und dachten nicht mehr gern daran, dass ihre Freunde und Wähler, grosse bürgerliche Körperschaften, noch in den letzten Augenblicken vor dem Kriege in dringlichen Gesuchen um Erhaltung des Friedens eingekommen waren. Aus Streitern in Helfer und Verehrer der Macht verwandelt, vergassen sie, dass die Erhöhung der Steuern gegen ihren Einspruch dem Volke aufgelegt und die Entsagung des Letzteren auf Alles, was über den nothwendigen Lebensunterhalt hinausging, keine freiwillige, noch patriotisch-verdienstliche war.

Nur Ludwig Bamberger erlaubte sich später, in seiner Schrift vom Jahre 1868, das Bedauern darüber auszusprechen, dass die „Wiedergeburt Deutschlands unter den Auspicien des persönlichen Königsthums anheben musste“, gab aber diesem Gedanken keine weitere Folgen und entschuldigte das „Bedauernswerthe“ mit der „Zerrissenheit“ Deutschlands, welches jene Dazwischenkunft

nothwendig gemacht habe. Dagegen artete die Vergesslichkeit der zur Herrschaft gelangten Partei allmälig in völlige Herzenshärtigkeit aus und als der Nothstand nach den Erfolgen des französischen Krieges ein öffentliches und aller Welt fühlbares Leiden geworden war, liess sie den Finanzminister Camphausen denselben, ohne Widerspruch einzulegen, geradezu ableugnen; einer ihrer Hauptredner hatte sogar den Muth dazu, es „nicht edel“ zu nennen, dass ein „Reichsfeind“ sich unterstand, an die allgemeine Noth zu erinnern.

Wir finden eine ähnliche Betrachtung über die deutsche Geschichte, wie sie dem an der Spitze dieses Abschnitts stehenden Ausdruck zu Grunde liegt, in dem Werk eines Mannes vom vorigen Jahrhundert, aber inmitten der Eingebungen eines feurigen Gefühls für Recht und Gerechtigkeit und in der kernigen und nachdrücklichen Sprache, die uns in den vom Publikum vergessenen Werken jenes Jahrhunderts nach der unumgänglichen Beschäftigung mit dem schielenden Deutsch der heutigen Dienstmänner eine Erfrischung darbietet.

Wir meinen Ludwig von Baczko's „preussische Geschichte“ und der geneigte Leser wird uns im Laufe der gegenwärtigen Erörterung Recht geben, wenn wir an einige Sätze derselben anknüpfen. Der Verfasser, geboren den 18. Juni 1756 zu Lyk in Ostpreussen, gestorben zu Königsberg den 27. März 1823, war schon in früher Jugend erblindet, erwarb sich jedoch als Lehrer zuletzt als Professor der Geschichte an der Artillerie-Akademie zu Königsberg, als Schriftsteller wie als Patriot allgemeine Achtung. Sein Vater zeichnete sich im siebenjährigen Krieg, zuletzt unter Ferdinand von Braunschweig auf dem westlichen Kriegsschauplatz als Commandeur von drei Schwadronen der schwarzen Husaren aus. Enthusiasmus für Friedrich II. und für den preussischen Dienst bewogen ihn, auf das Anerbieten des Lord Gramby, der ihm in England sein Glück versprach, wenn er daselbst für die Entwickelung einer leichten Cavallerie thätig sein wolle, nicht einzugehen. Sein Sohn Ludwig selbst gehörte später zu den Männern, die nach der Schlacht bei Jena an der Zukunft Preussens nicht verzweifelten, und verkehrte viel mit den hohen Staatsbeamten, welche dem Hof nach jener Stadt gefolgt waren und über die Reformgesetzgebung zur Erneuerung des Staats beriethen. Er war einer der Begründer des Tugendbundes und die Kühnheit, mit welcher er sich am Schluss seines Geschichts-

werkes über die drei letzten Regenten, die er in seiner Schrift schildert, vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm bis zum König Friedrich Wilhelm I. ausgesprochen hatte, verhinderte es auch nicht, dass er zu dem Kreise hinzugezogen wurde, welchen die Königin Luise um sich versammelte.

In diesem letzten, dem sechsten, zu Königsberg 1800 erschienen Bande seines durch archivalische Studien und allgemeine Culturbilder ausgezeichneten Werkes sind es nun ein Paar Stellen, die uns zum Übergang auf die Gegenwart als Führer dienen werden.

Über die zweite Hälfte der Regierung des genannten Kurfürsten, die nach der Befreiung des Herzogthums Preussen von der polnischen Oberlehnsherrlichkeit begann, schreibt er: „Seine alten Räthe, bekannt mit den wechselseitigen Verpflichtungen des Landes und des Fürsten, verliessen ihn oder starben. Neue Menschen, aufgewachsen in der Denkungsart ihres Fürsten, wurden einseitige Rathgeber. Sie unterschieden den Fürsten vom Staat und glaubten, indem sie den Unterthanen den Antheil an der Gesetzgebung und dem Besteuerungsrechte raubten und hierdurch zugleich die Hauptquelle des Patriotismus ableiteten, mit der Alleinherrschaft des Fürsten die Macht des Staats unbezweifelt zu mehren."

„Überzeugt, viel ausgerichtet zu haben, wähnte der Kurfürst jetzt Alles ausrichten zu können. Nicht zufrieden mit der einmal erlangten Grösse, wollte er überall glänzen, gleich den grössten Fürsten Europa's überall Antheil nehmen und gleich einem Ludwig XIV. neuen Zuwachs an Macht gründen. Daher jene Menge von Gesandtschaften ohne Zweck; Bündnisse, von deren Unnützlichkeit ihn selbst nicht einmal wiederholte Täuschungen überzeugten; ein Militär, das mit seinem Einkommen und der Bevölkerung seiner Staaten in keinem Verhältniss stand; hohe Chargen in Civil und Militär und kostbare Seeunternehmungen zur Beförderung des äusseren Glanzes; und weil es hierzu beständig an Geld gebrach, Ergreifung auch des zweckwidrigsten Mittels, um solches herbeizuschaffen."

„Bei der Idee von der Grösse seiner Pläne, betrachtete er die Menschen nur als Hilfsmittel seiner Absichten; lernte sie allmälig geringschätzen; opferte sie unnützen Kriegen auf; liess sich Menschenblut durch Subsidien bezahlen und wurde gegen ihr Elend und ihre Klagen so gleichgiltig wie gegen ihr Urtheil.

Er verminderte in den letzten Jahren seines Lebens die Achtung der Nachwelt und zugleich die Liebe und den Wohlstand seiner Unterthanen nach dem Verhältniss, wie er seine Kriegsmacht und seine eigene Macht vermehrte. Dass ohne dies Letztere Preussen minder gross geworden wäre, ist gewiss, ob es minder glücklich geblieben wäre, freilich unentschieden. Aber wenn wir auf das Schicksal Polens zurückblicken, so scheint die veränderte Staatsverfassung, der wir bei innerer Stärke auch innere Ruhe verdanken, unser heutiges Glück befördert zu haben, wenngleich sie unseren Vorfahren unter anderen Staatsverhältnissen höchst unwillkommen war."

Mit einer ähnlichen Reflexion über die Opfer und Entbehrungen, welchen die Vorfahren sich zum Besten der Nachkommen unterziehen mussten, schliesst Baczko seine Schilderung des von Friedrich Wilhelm I. gegründeten Militärstaats. Nachdem er die Zwei und ein Viertel Millionen Unterthanen dieses Fürsten, die eine Armee von 78,000 Mann unterhalten mussten, mit einer „Brüdergemeinde" verglichen, „bei welcher Fleiss, Unterwürfigkeit und stille Schwermuth die herrschenden Charakterzüge sind", bemerkt er wieder, dass die Grösse des preussischen Staates und die Sicherheit der Nachkommen „auf eine Weise gegründet wurde, die Manchen unserer Voreltern schwer und schmerzlich wurde." Bei alledem hält er es aber für nothwendig, dass „wie das Gute, so auch das Böse zum warnenden Beispiel für Gegenwart und Zukunft offen da liegen möge."

Das Böse, schreibt er — „es mag bei der Reizbarkeit unseres Zeitalters die Unzufriedenen belehren, dass nicht ohne beigemischte Bitterkeit bei unseren Vorfahren das Gute gebildet ward, dessen sich jetzt die Enkel erfreuen, und auf der anderen Seite den Gedanken erwecken, dass vor dem Richterstuhl der Nachwelt nachtheilige Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes niemals übersehen oder vergessen werden können."

War denn aber, fragen wir, indem wir an diese bedeutungsvollen Sätze anknüpfen, nun endlich einmal der Augenblick gekommen, wo die Enkel die mit den Entbehrungen und Opfern der Vorfahren erkaufte Grösse „ohne Bitterkeit" geniessen, zum Athemholen und zur Gründung eines sicheren Wohlstandes gelangen können?

Musste nicht vielmehr Friedrich II. das in vernichtenden



Schlachten zerschmolzene Heer seiner Landeskinder mehrere Male mit unerwachsenen und für die Mühen des Krieges noch unreifen Knaben ergänzen? Musste er nicht in der folgenden Friedenszeit, um sich unter den europäischen Grossmächten als Gleicher zu erhalten, für die Bezahlung einer starken Armee und für die neue Sammlung eines Kriegsschatzes zur Verwaltung der Accise durch Franzosen und zur Einführung von Monopolen seine Zuflucht nehmen und sich in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung verhasst machen?

Die Fruchtbarkeit des Landes stand zu derjenigen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Hertzberg und Haugwitz so sehr ausser Verhältniss, dass die preussischen Unterthanen Friedrich Wilhelm's II. nur für die Bedürfnisse der Armee arbeiten und von der prassenden, mit der polnischen Beute wuchernden Hauptstadt abgesehen, auf eigenen Wohlstand Verzicht leisten mussten. In der Zeit, als im Übergang von dem Jahre 1794 zu 1795 in Basel über den Frieden mit Frankreich verhandelt wurde, schrieb der Verfasser der Schrift: „Über die politische Lage und das Staatsinteresse Preussens“: „Dadurch, dass wir uns überall einen höheren Rang in Europa anmaassen, als wir haben sollten, uns in alle europäischen Händel mischen, grosse Reiche theilen, anderen grossen Reichen Regierungsverfassungen vorschreiben, setzen wir uns in die Nothwendigkeit nie herabspannen zu können und gleichen wir immer den Leuten, die, um mit vier Pferden fahren zu können, zu Hause mit Weib und Kindern von Kartoffeln leben.“

Ludwig von Baczko sagte von der stillen und schwermüthigen Brüdergemeinde, unter deren Bilde er uns die Unterthanen Friedrich Wilhelm's I. vorführt, dass „es ihr beim Mangel an eigenem Willen auch an eigener Kraft gebrach.“ Die fleissigen und betriebsamen Unterthanen der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. (in den ersten Regierungsjahren des Letzteren) hatten es unter den Anregungen besonders der dreissiger Jahre an eigenen Unternehmungen nicht fehlen lassen, dennoch wurden sie an die Grenzen des Unterthanenverstandes und an ihre Incompetenz zu einem Urtheil über ihre wichtigsten Angelegenheiten erinnert.

Und nachdem die karge Übertragung der französischen Anregung in der Stein'schen Städteordnung und die spätere Ent-

wicklung derselben Anregungen zu geheimen Provinzialtagen, seit dem Jahre 1848 zu einem preussischen Landtag, endlich seit Königgrätz zu einem deutschen Reichstag ausgedehnt wurde, setzte die nationalliberale Partei ihren Ruhm darein, durch einen eisernen Militäretat den Unterthanenverstand wiederum in seine Grenzen einzuschliessen und die Nation dem Ideal einer stillen Brüdergemeinde nahe zu bringen.

Man nennt die französischen Revolutionäre die Erfinder der Conscription, der allgemeinen Wehrpflicht, des Volks in Waffen. Der Ruhm der Entdeckung gehört jedoch König Friedrich Wilhelm I. an, welcher die Idee zuerst mit Meistergriff erfasst und bis ins äusserste Detail durchgeführt hat. In den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung überliess er es den Commandeuren seiner Regimenter und deren Sendboten, das Land wie einen Jagdgrund zu durchziehen und mit List, Geschick oder Gewalt sich einander die Rekruten abzufangen; das Cantonreglement vom 18. Mai 1733 brachte aber in die Ausführung des Grundsatzes, dass jeder männliche Einwohner des Landes ohne Rücksicht auf den Stand seiner Eltern zum Soldaten geboren und ihm zum Dienst verpflichtet ist, Methode. Jedem Infanterie-Regiment wurden 5000, jedem Cavallerie-Regiment 1800 Feuerstellen als Bezugsquelle für ihre Ergänzungen und jeder Compagnie in diesem Gehege ihr eigner Antheil zugewiesen.

So gehörte nun jedes Haus im Lande einer bestimmten Compagnie an; die in demselben geborenen Knaben wurden in die Compagnie-Rolle eingetragen und die Eltern erhielten zur Erinnerung an die Verpflichtung ihres Neugeborenen eine rothe Binde. Beim Heranwachsen wurden die Knaben öfters gemessen; von der Confirmation an, wo sie den Soldateneid zu leisten hatten, waren sie der Aufsicht ihrer bürgerlichen Obrigkeit entzogen und nur der Gerichtsbarkeit ihres Regiments unterworfen. Ohne Erlaubniss ihres militärischen Obern durften sie sich nicht von ihrem Ort entfernen, kein Gewerbe anfangen, nicht heirathen, keinen Haushalt einrichten; wer sich dem Dienst durch Flucht ins Ausland entzog, dessen Erbtheil wurde eingezogen und die Eltern kamen noch in besondre Strafe. In der Reife des Alters wurden die Enrollirten eingestellt, auf unbestimmte Zeit, so lange sie der Befehlshaber brauchte, verpflichtet und Niemand, der das Maass hatte, blieb verschont.

So lästig und störend die frühe eximirte Stellung der Enrollirten und ihre Unterordnung unter einen fremden Gerichtsstand für die bürgerliche Gesellschaft war, so übermüthig machten sich die jungen Leute jene Stellung zu Nutze, liessen es von ihrer Confirmation an wie die Beurlaubten beim Besuch ihrer Angehörigen Jedermann fühlen, dass sie unter dem Gericht ihres oft fernen Regiments standen und wurden die Geissel ihrer Mitbürger. Die Strapazen des Dienstes bekamen auch eine Linderung durch die Entwickelung des Corpsgeistes, wonach die Eingestellten es bald lernten, mit Stolz, ja, mit Hochmuth auf ihre bürgerliche Umgebung herabzusehen. Dazu strengte der in allem Andern auf Kargen und Sparen bedachte Kriegsherr seine Phantasie an, um den Liebling seines Herzens bunt und auszeichnend zu kleiden. Die Uniform war eine Staatsangelegenheit und der Soldat fand noch mehr Wohlgefallen an seiner eximirten Stellung. Dass er zur Belebung des Dienstes auch mit Stock und Spiessruthe regalirt wurde, nahm er als Zugabe seiner eigenen Gerichtsbarkeit hin; auch wurde die Disciplin innerhalb der brüderlichen Schranken seines Regiments gegen ihn geübt. Er gehörte einer geschlossenen und geheimen Gesellschaft an.

Als Friedrich Wilhelm I. sein Werk fertig sah, kamen als Gegenstück zu demselben andere geheime Gesellschaften aus Frankreich und England nach Deutschland. Friedrich II. hatte sich als Kronprinz an der Übersiedelung derselben betheiligt. Die Klöster mit ihrer eigenen Disciplin wurden jetzt überflüssig und reif zur Auflösung.

Dieser Rückblick auf die spezifisch preussische Armee hat uns nicht weit von der Gegenwart entfernt. Die Stiftung des Soldaten-Königs steht heute noch in ihrer Grundform unverändert da; nur in einem Punkte ist eine Steigerung eingetreten, in der Absonderung der militärischen Bruderschaft von den bürgerlichen Kreisen. Diese Vollendung ist in den letzten Tagen des norddeutschen Bundes eingetreten und macht sich seitdem in zahlreichen riesenhaften Kasernenbauten sichtbar. Die festungsartigen Umgebungsmauern derselben sind auf der parlamentarischen Tribüne von Fachleuten, z. B. dem Grafen Moltke, als Mittel zur Absonderung des Militärs von den anderen Kreisen des Volks und zur Reinhaltung seiner Erziehung gedeutet worden.

Wir haben nun, ehe wir zur Erklärung des jetzigen Noth-

standes und der bürgerlichen Klagen kommen, noch einen wichtigen Umstand zu berühren. Er ist die Mitschuld der bürgerlichen Kreise.

Jene Landleute und städtischen Handwerker, welche Friedrich Wilhelm I. enrolliren liess, haben sich, um jenen Königgrätzer Ausdruck zu gebrauchen, die Ehre, einer Armee anzugehören, in deren Angebinde eine Reihe künftiger Siege lag, nicht erhungert. Im harten Kampf mit ihrem undankbaren Boden konnten sie keinen Sparpfennig für künftige Wagnisse und Abenteuer zurücklegen und sich nur für ihren Hausgebrauch zu hartnäckigen und ausdauernden Werkleuten ausbilden. Nur Friedrich Wilhelm erkannte die Brauchbarkeit dieses Materials für seine Königszwecke, fasste die Jugend bis auf den letzten Mann zusammen und liess die Alten dann für die Erhaltung derselben arbeiten.

Mit Friedrich II., dem Erben der kriegsbereiten Stiftung seines Vaters, kam indessen ein anderer Hunger, — der des Geistes und der Imagination auf den Thron. Dieser König stellte schon in seinen ersten Schriften den Satz auf, dass Preussen seine natürlichen Grenzen noch fehlen und erst zu gewinnen seien, und handelte danach. Er beackerte mit dem Schwert den Boden seiner Nachbarn und düngte ihn mit dem Blut seiner Unterthanen. Auf seinen Schlachtfeldern, hoffte er, sollten die Nachkommen, soweit er das Werk nicht selbst vollenden konnte, die Pfähle für die natürlichen Grenzen Preussens einschlagen.

Wir haben in einigen der vorhergehenden Aufsätze über die Bismarck'sche Ära den Taumel geschildert, in welchen der Ruhm Friedrich's den Hof und die Rathgeber seines Nachfolgers versetzte. Die, gegenüber der steigenden Macht Frankreichs gelähmte Regierung Friedrich Wilhelm III. übte sich immer noch in der Ausmalung der natürlichen Grenzen der Monarchie. Massenbach z. B. (siehe den dritten Band von dessen „Memoiren zur Geschichte des preussischen Staats") legte dem König im Jahre 1800 eine Denkschrift vor, in welcher er die „Acquisition" der beiden Lausitze und desjenigen Theils von Böhmen, welcher auf dem rechten Elbufer liegt, für die Erhaltung des Staates als nothwendig bezeichnete. Und ganz im militärischen Geiste jenes späteren Feldprobstes Offelsmeier, der demselben König in der Betreibung der evangelischen Union das Auftreten mit schwerbeschlagenen Stulpenstiefeln anrieth, unterzog sich der Feldprobst des Jahres 1800, Kletschke, der Empfehlung von Massenbach's

Aufsatz, verlangte aber die Einziehung **aller** Lande zwischen Elbe und Weichsel von deren Ursprung an bis zu ihrem Ausfluss in's Meer, die Versetzung der dazwischen liegenden weltlichen Fürstenhäuser in's westliche Deutschland und Österreichs Entschädigung auf Kosten der hohen Pforte.

Allmälig verbreiteten sich die Zukunftsideen des Hofes durch den Beamtenstand auch im **Publikum**. Der Ruhm der Zeit Friedrich's II., welcher die Regierung in das Wagniss und Unglück von Jena stürzte, blähte auch den Stolz der Nation in's Maasslose auf. Wie die Königin Louise zu Tilsit auf die Frage Napoleon's: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der schon so mächtige Nationen besiegte, Krieg anzufangen?" statt des schweigenden Gemahls antwortete: „Sire, dem Ruhm Friedrich's des Grossen war es wohl erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen", — so galt auch der Nation der Ruhm jenes Königs als Bürgschaft für die Ausdehnung ihrer Grenzen in Deutschland.

Die magern Kernlande der Monarchie waren ringsherum im Westen und Süden von alten Culturstätten umgeben, denen sie ausser ihren ordonnanzmässig erbauten und auf Commando entstandenen Residenzen nichts Ähnliches an die Seite stellen konnten. Dieser Gürtel von bürgerlichen Gemeinwesen oder fürstlichen Stiftungen machte auf die Zöglinge des Militärstaats den Eindruck von etwas Fremdartigem und Feenhaftem, welches ihren an Ordonnanz gewöhnten Begriffen widersprach und kaum noch existenz-berechtigt schien. Als diese reichen Fluren durch den Glückszufall des Luneviller Friedens der Monarchie zugewiesen wurden und während sie die Regierung zur Anlegung einer höheren Steuerrolle dem Kataster unterwarf, dachten die Bürger der alten Lande: Es ist ihnen schon recht, dass sie nun auch erfahren, was Steuerzahlen heisst, was wollten sie aber auch etwas **Besonderes** sein?

Der alten Bürgerschaft eröffneten endlich die Friedensschlüsse von 1814 und 1815 ein grosses Arbeitsfeld. Preussens Theilnahme an dem Entscheidungskampfe, den ein zwanzigjähriges Ringen Englands und Österreichs, ein viermaliges Auftreten Russlands gegen Frankreich vorbereitet hatten, wurde mit den Rheinlanden, deren Cultursitzen, Naturschätzen und unter der Napoleonischen Herrschaft hergestellten reichen Communicationsmitteln belohnt. Jetzt konnten die alten Lande in den folgenden fünfzig Friedensjahren zeigen, was sie zu erarbeiten verstehen, mit

der Cultur der Rheinlande in Verkehr treten und, was ihren an Verbindungswegen und Chausséen noch sehr armen Strecken fehlte, herstellen. Es wurde auch fleissig gearbeitet, dabei mit Mässigkeit und Zufriedenheit genossen, der Wohlstand nahm zu und das Capital wuchs.

Aber noch nicht hinreichend, um die Strapazen, denen man sich zuletzt unterzog, zu tragen.

Das ist die ganze Calamität, unter welcher besonders die alten Lande der Monarchie seitdem leiden.

Die Stockung begann schon während der Conflictszeit der Sechziger Jahre. Einige Anzeichen des Nothstandes nach dem österreichischen Krieg wurden noch nicht als Symptome eines allgemeinen Leidens erwogen. Bei dem Zufluss der französischen Milliarden ernüchterte Niemand den nationalen Jubel durch die Erinnerung an den Einfluss, welchen die von den römischen Triumvirn nach der Hauptstadt zusammengeschleppten Millionen auf die Steigerung aller Preisse und den Nachlass der Arbeit hatten. Und inmitten dieser Verwirrung der Preis- und Arbeitsverhältnisse trugen noch die kleineren und mittleren Capitalisten ihre Ersparniss vieler Jahre zu den Gründungen, um sie sich verdoppeln zu lassen und gänzlich zu verlieren.

Indessen hatte sich das Publikum der alten Lande mit den Bismarck'schen Erfolgen solidarisch verbunden erklärt. Die Berliner Blätter strömten seit dem September 1866 von Ergüssen gegen die zur Annexion bestimmten Länder über; dem Anscheine nach waren diese leidenschaftlichen Berichte, besonders aus Hannover und Sachsen gegen die sogenannten Legitimitätsphantasieen ihrer Fürsten und deren Selbstständigkeitsdünkel gerichtet; in der That galt es den Volksstämmen und deren Abneigung, sich unter der preussischen Führung vollständig aufzugeben.

In der Stiftung des Norddeutschen Bundes sah das Publikum seine Berufung zur Polizeimacht über die annectirten und noch verschont gebliebenen Länder; die Gründung des deutschen Reichs fügte zu dieser polizeilichen Domäne noch Bayern und Württemberg hinzu. Die kleinste Regung eines selbst noch zaghaften Selbstgefühls wurde mit einem Kriegsgeschrei beantwortet; die nationalliberalen Blätter schürten das Feuer und denuncirten auch in Berichten aus Paris, Florenz und Madrid jede Bewegung, die von der rechten Linie des von ihnen ge-

förderten Culturkampfes etwas abwich. Der Bürger fühlte sich nur in einer drückenden Kriegsatmosphäre wohl und liess die Arbeit entweder liegen oder lieferte sie mangelhaft. Die fortgehende Verstärkung der Armee entsprach der Überspanntheit, der er sich selbst ergeben hatte.

Die bisher mächtige Partei, welche den innern Kriegssturm geleitet hatte, erschrak plötzlich, als die Regierung in Folge eines Familienzwistes in den Tagen des Wahlkampfes von 1878 den Bund mit ihr gekündigt hatte, und beschuldigte dieselbe, dass sie durch das Auftreten gegen ihr treuestes Gefolge „die nationale Entwicklung des Reichs geschädigt, alle zersetzenden Elemente entfesselt, den nationalen Gedanken verdunkelt und Sonderinteressen, welche alle schlimmen Leidenschaften wachrufen“, freien Raum gegeben habe.

Allein in ihrem Kampf gegen die angeblichen Sonderinteressen hatte die Partei ein sehr allgemeines Interesse, den Nothstand übersehen, es sogar geleugnet, und wenn sie dann, wie Ludwig Bamberger in seiner Alzeyer Rede vom 21. Juli jenes Jahres, gegen ein Symptom desselben, die socialistische Bewegung, ihr dreizehnjähriges Unterdrückungssystem als Heilmittel vorschlug, so bedachte sie nicht, dass sie bisher gegen alle zersetzenden Elemente ihre Kriegsfurie vergebens entfesselt hatte. Die von Bamberger statt eines Ausnahmegesetzes verlangte „allgemeine Herabstimmung“ des gemeinen Rechts (also der Versammlungs- und Redefreiheit) wird weder, wie er hofft, „den Schaden der Socialdemokratie,“ noch den Urstoff, aus welchem derselbe entsprossen ist, den Nothstand, die allgemeine Verstimmung und das Gefühl des Unbehagens „aus dem deutschen Volkskörper ausscheiden.“ Gewiss aber ist es, dass eine solche Herabstimmung des Rechts endlich den letzten Quell der Freiheit, des Edelmuths, des Zusammenarbeitens, also auch des Muths zur Hebung des Nothstandes austrocknen wird.

Allerdings liegen die Sachen augenblicklich so verzweifelt, dass ein fernerer Vorschlag Ludwig Bambergers in derselben Rede, (den er übrigens schon in der Ansprache an seine rheinischen Wähler im Laufe des vorangegangenen Winters vorgetragen hatte,) „den deutschen Kaiser als Hort gegen die zersetzenden Elemente mit besonderer höchster Macht als Oberhaupt des Reichs“ zu bekleiden, nicht ganz aussichtslos ist.

Wenigstens hat die Regierung, während sie im Kriegszustand

der letzten dreizehn Jahre ihre Augen nur auf die Reichsfeinde draussen und drinnen gerichtet hielt, so wenig gründlich an eine finanzielle Reform gedacht, dass ihr für die Verlegenheit des Augenblicks kaum etwas übrig bleibt, als die Quellen angeblich reicher Erträge in ihrer Hand zu centralisiren und zu monopolisiren. Die natürliche Folge dieses Hilfsmittels wird die Errichtung colossaler Arbeitswerkstätten und die Centralisirung künftiger Wahlkämpfe unter der Führung und Aufsicht der Arbeiter-Factoren und Inspectoren sein.

Möge sich Ludwig Bamberger für die Krisis, die aus dieser Einschliessung der Nationalarbeit hervorgehen wird, auf gediegene Wahlreden vorbereiten.

XI.

Die deutsche Gewerbenoth in der Bismarck'schen Ära.

Wie kam es, dass der Glanz der Bismarck'schen Ära nach den auswärtigen Erfolgen ihrer ersten Jahre so schnell wie kaum jemals ein anderes Meteor der Geschichte erlosch und von der Finsterniss der inneren Noth und der Verzweiflung an der Zukunft abgelöst wurde? Diese Frage hat uns bei unserer bisherigen Betrachtung der verschiedenen Parthieen des Bismarck-schen Werks schon immer beschäftigt; jetzt werden wir näher auf sie eingehen.

Die augenblickliche Lage des deutschen Bürgerthums hat nur im Verkommen der deutschen Reichsstädte nach dem westphälischen Frieden eine Art von Gegenstück. Was in den damaligen kleineren Verhältnissen die aufsteigenden Landesfürstenthümer mit der Hebung der Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen versuchten, das leistet jetzt die freie Mitbewerbung der Nationen rings um das neue deutsche Reich. Wie damals die Colbert'sche Steigerung der französischen Kunst- und Gewerbethätigkeit die deutschen Reichsstädte überflügelte und dann das Walpole'sche freie England seine Verbindung der Solidität und des Geschmacks für die Hausgeräthe zur Geltung brachte, so behaupten noch jetzt beide Länder gegen die deutschen Versuche auf demselben Gebiete ihre Überlegenheit. An die Stelle der Zollgrenze, mit welcher sich nach jenem Frieden die

deutschen Landesfürstenthümer gegen die Erzeugnisse der Reichsstädte absperrten, — endlich des Schlagbaums, mit welchem die deutschen Genossen der Theilung Polens diesen Absatz-Markt der Reichsstädte verschlossen, sind jetzt die Zollgesetze Russlands und Nordamerikas getreten.

Aber dem Verfall und Absterben der deutschen Reichsstädte waren die Leiden des dreissigjährigen Kriegs mit seinen Plünderungen durch Freund und Feind vorangegangen. Diese Sitze des Fleisses und Wohlstandes waren verarmt und verschuldet, ihre Strassen verödet, mehr als die Hälfte ihrer Häuser verlassen oder während der Kriegszeit in Feuer aufgegangen. Das neue deutsche Reich trat dagegen mit einem Sieg über Frankreich in's Leben und war bei seiner Geburt auf Kosten des überwundenen Feindes mit einer Entschädigungssumme ausgestattet, deren Höhe und baarer Bereitschaft nur die Fabeln der Tausend und einen Nacht etwas Ähnliches zur Seite zu setzen hatten.

Noch nie war eine Armee mit der Siegesgewissheit, welche die deutschen Heere im Juli 1870 beim Aufbruch gegen Frankreich erfüllte, in den Krieg gezogen. Man war überzeugt, dass der Gegner niedergeworfen werden und dann kein Feind mehr in der Welt es wagen würde, das einige Deutschland zu beunruhigen. Man sagte bisher, der französische Soldat glaube in seinem Tornister den Marschallsstab zu tragen; das Gepäck des deutschen Kriegers barg etwas Umfassenderes, ein Programm, ein Zukunftsbild von der Grösse des Landes.

Nehmen wir von den zahlreichen, in den beiden Wochen vor und nach dem letzten Juli verfassten und veröffentlichten Flugschriften die erste beste zur Hand, z. B.: „wofür wir kämpfen“ von Dr. Karl Rohrbach (Gotha, vom 1. August 1870), so finden wir den Ausdruck der allgemeinen Überzeugung, dass der gewisse Sturz des „europäischen Unruhestifters“ die allgemeine Abrüstung zur Folge haben und Deutschland, als das ungestörte Reich des Friedens vom Steuerdruck befreit, der Pflege seiner geistigen Güter leben und Sitte, Sprache und Kunst von den eingedrungenen fremden Schlacken befreien werde.

Einige, wie Paulus Cassel, im zweiten Heft seiner „Deutschen Reden über Deutschland und Frankreich,“ hoben das von den preussischen Conservativen gepflegte, aber in ihrer

absolutistischen Haltung während der Bismarck'schen Conflictszeit preisgegebene Stichwort des ächt Germanischen wieder aus dem Staub und verkündigten den Verfall des Romanismus und die Erstarkung des Germanismus.

Am mässigsten, am bescheidensten sprach sich der Prediger Müllensieffen, Prediger an der Marienkirche zu Berlin, in seiner am allgemeinen Landesbettage, den 27. Juli 1870 gehaltenen und dann zum Druck gegebenen Ansprache aus. Nachdem er in den Ton jener Tage eingestimmt und dem „wunderbaren Erwachen des nationalen Gemüths“ seine Anerkennung dargebracht hatte, wusste er von der Zeit des Norddeutschen Bundes nicht das Mindeste zu rühmen, was den Angehörigen desselben hätte Anlass geben können, sich einer geistigen und sittlichen Überlegenheit über die Gallier und Romanen zu rühmen. Er klagte im Gegentheil darüber, dass der „Odem eines neuen Lebens,“ welcher beim Beginn des Kriegs von 1866 über „dem ganzen Volke wehte,“ bald wieder geschwunden und an seiner Stelle die Jagd nach Reichthum mit allen ihren Gefahren zur Herrschaft gekommen sei.

Dagegen trat der Redner der Berliner Universität, Professor und zeitiger Rector, Dubois-Reymond mit seiner Festrede vom 3. August 1870 gleichsam gestiefelt und gespornt auf, nannte die Berliner Universität „das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern“ und machte dem militärischen Geist des von ihm vertretenen Instituts mit seinem Ausfall auf die Franzosen alle Ehre. Er kündigte ihnen an, dass sie, da Europa sie doch nicht, wie nöthigenfalls Amerika seine Rothhäute, ausrotten könne, am Ende fürchterlich geknebelt und, „wie aus der gesitteten Gesellschaft ausgestossene unverbesserliche Verbrecher,“ ihrer Erniedrigung überlassen werden könnten. Mit gleicher Furia und in gleicher Übereinstimmung mit der Erhitzung des Augenblicks erhob A. Stahr seinen „Sturmglockenruf“ (Berlin, den 30. Juli 1870) und rief mit einem Fluch gegen den „Einbrecher“ und Imperator: „er muss nieder!“

Wir beschränken uns hier zunächst darauf, nur diese Erhebung von Volk gegen Volk in's Auge zu fassen, und erinnern, um das Ende der Tragödie zu erklären, an einen ähnlichen Vorgang vom Jahr 1812. Die Enkelin der Karschin, Helmine von Chezy, die sich damals am Hofe des Fürstprimas (Dalberg)

zu Aschaffenburg befand, erzählt im zweiten Band ihrer „Denkwürdigkeiten" (Leipzig 1858), wie jener Fürst, als die Niederlage Napoleons unverkennbar war, ihr im Geheimen und von tiefer Trauer ergriffen, mittheilte: „Er muss fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich, Europa bedarf seiner mehr als je und dennoch muss seine Gewalt vernichtet werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn Alles, was er Grosses gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen und Alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschiessen."

So ist es auch jetzt diesseits des Rheins gekommen. Bei den Deutschen wucherte die Anmaassung und Überhebung, deren ein Dubois-Reymond und die Andern die Franzosen angeklagt hatten, erst zur rechten Höhe auf.

Der soeben genannte Festredner z. B., der an der Vorstellung der Schulpedanten festhielt, dass der Eintritt Athens in die Zeit seiner Decadence, die absolutistische Regierung des Perikles, die grösste Periode seines politischen Lebens war, leitete in seiner Festrede zur Feier des kaiserlichen Geburtstages, am 26. März 1874 aus dem Zusammenfallen „der höchsten Blüthe der Kunst und Wissenschaft" mit dieser Glanzzeit des athenischen Freistaats für Berlin die Nothwendigkeit ab, eine gleiche „geistige Suprematie zu üben und dem wiedererstandenen einigen Deutschland Ehre zu machen." Jedoch hat er ganz vergessen, in dem gegenwärtigen Zustand und Lehrerpersonal der von ihm als geistige Leibgarde der neuen Ära verherrlichten Universität etwas von den Elementen nachzuweisen, die für ihren Aufschwung zur geistigen Suprematie im Reich des Wissens, der Forschung und der Entdeckung einige Bürgschaft leisten könnten. Was seine eigene Facultät und das Fach der Medicin, speciell der Physiologie, betrifft, so hat er bekanntlich seinen Ruhm durch den Ausspruch: „ignoramus, ignorabimus" begründet; indessen hat er sich in diese Hülle des Nichtwissens auch gegenüber historischen Thatsachen gehüllt, die neben ihm in Berlin, und neben seiner Facultät das Reich der Naturforschung erweitert haben. In seiner Gedächtnissrede auf Johannes Müller, seinen Vorgänger in der Akademie der Wissenschaften, erinnerte er zwar daran, wie man „dem Neide zum Trost bemerkt habe, dass demselben trotz aller Anstreng-

ungen genau genommen keine Entdeckung ersten Ranges geglückt sei," allein er unterliess es zugleich unter den Schülern dieses Meisters desjenigen Forschers zu gedenken, der allerdings durch eine solche Entdeckung die Erinnerung an seinen Namen gesichert hat. Es ist diess der im Jahr 1861 als Professor der Medicin an die Universität nach Königsberg berufene und im Jahr 1875 auf einer Reise in Tyrol verstorbene August Müller. Dessen Nachweis, dass die Querder die Kinder und der unvollendete Zustand der Gattung der Neunaugen sind, zeigte der Naturforschung in der Klasse der Fische dieselbe Metamorphose, die man bisher nur in der Klasse der Lurche kannte, ist also eine Entdeckung ersten Ranges, die in den Räumen der Akademie wohl der Erwähnung werth war.

Ein Kamerad von Dubois-Reymond's civilem Gardecorps, Theodor Mommsen, ward von einer wahren Angst gequält, dass die Jugend noch zu altfränkisch-bescheiden sein könne, um sich im Fluge zu der ihr bestimmten „geistigen Suprematie" zu üben, und in seiner Rede bei der Übernahme des Rectorats an der Berliner Universität, im October 1874, rief er mit Donnerworten seinen jugendlichen Zuhörern zu: „wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein, und haben dessen kein Hehl. Unter allen Prahlereien ist keine leerer und falscher als die mit deutscher Bescheidenheit. Wir sind durchaus nicht bescheiden und wollen es weder sein, noch also heissen. Im Gegentheil, wir wollen fortfahren, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche, in allem Leben und Streben durchaus und überall nach dem Höchsten und allem Höchsten zugleich zu greifen." Dieser Redner hätte dagegen alle Ursache, sich durch manche Einwendungen gegen den Stolz seines Lebens, seine römische Geschichte, an die Pflicht der Bescheidenheit mahnen zu lassen. Wir wollen hier nicht von dem Mangel dieser Schrift an einer Ahndung der Gesetze in der Entwicklung des Staatslebens und der Weltreiche, nicht von seinen unwillkührlichen Einschränkungen der von ihm bewunderten und verherrlichten cäsarischen Schöpfung, nicht von seinen herabsetzenden und wegwerfenden Urtheilen über Männer und Schulen sprechen, deren Wirksamkeit über das cäsarische Werk hinausgreift. Wir nehmen hier sein Geschichtsbuch nur als das Ergebniss einer philologischen Arbeit, welche die natürliche Grundlage jeder Geschichtsforschung ist, aber nur das Material für die weitere

Untersuchung der inneren Entwicklungsgesetze liefert, während er selbst mit seiner feuilletonistischen Zustutzung des Stoffs „das Höchste“ zu leisten glaubte, und verweisen nur auf Carl Peter's „Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's römischer Geschichte“ (Halle, 1863). Dieser würdige Schulmann und Rector der k. Landesschule Pforta hat gegen ihn den glänzenden Beweis geliefert, dass seine Schilderung der Parteiverhältnisse Roms bis zum Ausbruch der Bürgerkriege auch nicht philologisch haltbar ist und den sichersten Angaben der Quellen widerspricht.

Dennoch blieb dieser Flügelmann der geistigen Leibgarde dem Vorsatz „durchaus nicht bescheiden zu sein“ so treu, dass er auf dem ihm am 25. April 1876 zu Rom von Sella als Präsidenten der dortigen „Academia dei Lincei“ gegebenen Ehrenmahl in einer Tischrede den anwesenden Italienern und Franzosen die niederschmetternde Mittheilung machte, dass ihre Gelehrten, unbekümmert um die Leistungen ihrer Nachbarn, erschlafft seien und sich durch die Deutschen hätten überflügeln lassen.

Wie der deutsche Gelehrte von dem französischen Tischgaste Geoffroy und von dem italienischen Unterrichtsminister Capponi in Rom eine Zurechtweisung erhielt, so zog sich ein anderer Herold des deutschen Ruhms in London eine ähnliche Berichtigung im brittischen Unterhause zu. Der deutsche Botschafter Graf Münster hatte auf einem Jahresbankett des streng protestantischen „Nationalclubs“ am 17. Mai 1875, in der Antwort auf den, ihm zu Ehren ausgebrachten Toast nicht nur der Stiftung des protestantischen deutschen Kaiserthums und der Kämpfe desselben gegen die „ultramontanen Dunkelmänner“ gedacht, sondern den Engländern für die Vorgänge in Irland Bismarck's „von dem ganzen freisinnigen und gebildeten Deutschland“ unterstützte Kraft als Vorbild empfohlen, — eine Einmischung in brittische Verhältnisse, welche der Premierminister in der Unterhaussitzung vom 20. Mai in Folge einer Anfrage eines katholischen Iren mit der schonenden Bemerkung zurückwies, dass Graf Münster bei einem Besuche Irlands eine Parallelisirung der Verhältnisse der Katholiken in Deutschland und in Irland wohl unzulässig finden werde.

War es die Nachwirkung des ergreifenden Bildes, unter welchem Dubois-Reymond in der Aula der Berliner Universität

beim Ausbruch des Krieges von 1870 den Studirenden die Franzosen vor Augen führte, — war es die Einwirkung eines dichterischen Geistes, der ihn in einer späten Abendstunde besuchte, — waren es die durch französische Armee-Organisationen gestörten Nerven, die ihn reizten? Genug, wir wollen es unentschieden lassen und nur berichten, dass Bismarck selbst (siehe „Nationalzeitung“ vom 6. April 1874) seinem Besuch, dem ungarischen Dichter Jokai, die Franzosen als „einen nicht zu versöhnenden wilden Feind, als ein wildes Volk schilderte, welches sich sofort als indianische Rothhaut präsentire, wenn man vom Koch, vom Schneider und vom Friseur absieht.“

Ausser dem Stolz und der Entsagung auf das Laster der Bescheidenheit brachte die deutsche Armee noch etwas Glänzendes und scheinbar Reelles zurück, die Milliarden, aber denselben klebte der Zauber an, dass sie bloss durch den Glauben an ihre Unendlichkeit die kleinen und mittleren Capitalien der Nation zu wüsten Vereinigungen zusammenzogen und sich endlich mit diesen in gemeinen Häckerling verwandelten. Im Frühjahr 1873 begann nach einer anderthalbjährigen Schwelgerei die Abzehrung der deutschen Nationalarbeit.

Wenn das Wagniss Anderer gegen eine ganze Nation, für deren Anregungen Deutschland seit dem Mittelalter verpflichtet ist, als Freibrief für ein ähnliches Wagniss gegen einen Theil des deutschen Publikums benutzt werden dürfte, so würden wir diejenigen Deutschen, die sich mit ihren Gründungen zu Regulatoren der Milliarden-Überschwemmung aufwarfen, auch einmal auf ihre Haut untersuchen. Wir würden wahrscheinlich finden, dass sie mit ihrem, in finanziellen Dingen höher begabten und ausgebildeten Nationen entlehnten Putz die Rolle jener Häuptlinge des dunkeln Afrika spielten, die stolz daher schreiten, wenn sie sich den Hut eines englischen Capitäns aufstülpen und ihre Achseln mit dessen Epauletten schmücken.

Das jetzige Gesammtleiden Deutschlands lässt sich aber auch ohne ein bedenkliches Spiel mit der Hautfarbe deuten; es entsprang aus seiner Unfähigkeit, den Goldstrom, von dem es plötzlich überfluthet wurde, zu verarbeiten. Dazu reichten seine Nerven und Muskeln nicht aus und fehlte ihm auch der nöthige, hinreichend ausgebildete Arbeiterbestand. Und gesetzt den Fall, es wäre der fruchtbaren Benutzung jenes Goldes gewachsen und im Stande gewesen, seine gewerblichen Anstalten

mit fähigen Gehilfen zu bevölkern, so war immer noch die Frage, wo die neuen Welttheile lägen, die für die Aufnahme der plötzlich vermehrten Fabrikate reich und willig genug wären.

Allmählig kamen aber im Gegentheil aus den Welttheilen von jenseits des Meeres, aus Südamerika und Ostasien, eine Reihe von Unglücksposten, dass die deutschen Fabrikate ihren dortigen Markt durch die besseren Leistungen der Franzosen, Engländer und Nordamerikaner verloren haben.

Der „Reichs- und Staats-Anzeiger“ zu Berlin begann am 10. März 1876 mit einer Übersicht dieser überseeischen Klagen über den Rückgang des Absatzes und der Qualität der deutschen Fabrikate. Im Anfang des Juli 1877 theilte die „Nordd. Allg. Zeitung“ mit, dass ein amtlicher Bericht über den Handel Columbiens vom Jahr 1876 dieselben Beschwerden enthalte. Den Hauptschlag führte die Eingabe, welche die deutschen Kaufleute Montevideo's unterm 16. Juli dem deutschen Reichskanzler-Amt unterbreiteten, und die Berliner „National-Zeitung“ erwarb sich noch durch ihre Mittheilung einer Reihe ihr zugegangener, einheimischer Zuschriften über jene Eingabe (vom 18. bis 24. September 1877) ein besonderes Verdienst.

Jene überseeischen Berichte, zu denen das „Preussische Handelsarchiv“ im Juli 1879 gleich trübe Mittheilungen aus Mexico, Centralamerika und dem Kaukasus bringt, stimmen in der Klage über Unreellität der deutschen Waarenlieferungen überein. Die Webestoffe kommen gewöhnlich in einem Mindermaass und abweichend von dem auf dem Stück angegebenen Muster an; in einer und derselben Packung sind sogar verschiedene Qualitäten unter einander gemischt. Der Deutsche liebt die kleinen Schnitte; die Pappdüten z. B., in welche Nägel verpackt sind und die mit gewogen werden, sind vier bis fünfmal schwerer gemacht, als es in holländischen, belgischen oder englischen Lieferungen geschieht. Der Deutsche besitzt ferner nicht die Leistungsfähigkeit des englischen Fabrikanten, der es besonders gut versteht, geringerer Waare, die der Kaufmann für die Indianergrenze verlangt, ein hübsches Ansehen und doch so viel Brauchbarkeit zu geben, dass Bestellungen auf grosse Quantitäten regelmässig wiederkehren, wogegen der Deutsche dergleichen Bestellungen so mangelhaft ausführt, dass selten wieder ein Auftrag möglich wird.

Wir erfahren ferner, dass der Engländer auf gerechte Beschwerden des Bestellers immer eingeht, der Deutsche aber sich niemals zu einem Schadenersatz verstehen will. Der Engländer hält den Theil der Sendung, der nicht nach Bestellung ausfällt, von vornherein zurück und verkauft ihn anderweitig, so gut er kann; seine Kiste ist daher immer mustergiltig, die des Deutschen unzuverlässig. Der Letztere lebt der Einbildung, dass der schnelle und sichere Verdienst auf den kleinen Hilfsmitteln beruht und ist im Ersinnen des Abknappens und „Schneidens" erfinderisch; Engländer und Franzosen beurtheilen den Gewinn mit weiterreichendem Auge und suchen ihn in der zuverlässigen Fortführung des Geschäfts. Einen besonders ungünstigen Einfluss auf die Unterhaltung des Verkehrs hat auch die Gewohnheit des Deutschen, sich in unsicheren Zuständen der Länder drüben sogleich zurückzuziehen, während z. B. der Engländer es für eine Ehrensache hält, in solchen Stürmen zu dem Hause zu stehen, mit dem er in guten und ruhigen Zeiten Geschäfte gemacht hat.

Die überseeischen deutschen Importhäuser waren allerdings, als sie ihre neuesten Klagerufe erhoben, in einer bedrängten Lage. Die europäischen Zufuhren der Jahre 1871 und 72 überstiegen die dortigen Bedürfnisse und mussten sie auf viele Jahre hinaus decken. Die schwachen Häuser fielen, ihre Waaren überfüllten nach dem erzwungenen Verkauf die anderen Vorrathslager, die Auctionspreise wurden maassgebend und fernere Bestellungen auf Grund derselben und auf Kosten der Qualität gemacht. Aber den Franzosen und Engländern wagte man drüben nicht mit solchen Zumuthungen zu kommen; nur der Deutsche ging auf Alles ein und suchte sich in der Ausführung des sogenannten „Schunds," während er schon bei der Verpflichtung zu guter Waare nicht Wort hält, durch ausschweifende Unreellitäten zu helfen.

Übrigens sind die heutigen Klagen nichts Neues. Schon im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte die schlesische Leinenindustrie, wie deutsche Schriften jener Zeit beweisen, durch die Unreellität ihrer Waaren-Sendungen den südamerikanischen Markt verloren.

Mitten in diesem Rückgang des deutschen Exports hatten unsere Landsleute drüben, stolz wie Mommsen den Deutschen haben wollte, Jahre lang die Amerikaner von den Leistungen

unterhalten, mit welchen das wiedererstarkte Deutschland auf der Ausstellung in Philadelphia (im Jahr 1876) glänzen würde. Aber die amerikanische Presse fasste, wie Professor Reuleaux in seinem ersten Briefe vom industriellen Schlachtfelde unterm 2. Juni der „National-Zeitung" meldete, ihr Urtheil über jene Leistungen in dem Satz zusammen, dass die deutsche Industrie dem Grundsatz: „billig und schlecht" folge und auch in den gewerblichen und bildenden Künsten keine anderen Motive mehr kenne, als politisch-tendenziöse, die auf den friedlichen Weltkampfplatz nicht hingehören und mit denen sich auch keine andere Nation hervorgedrängt habe. Herr Reuleaux konnte sich eines beschämenden Gefühls nicht erwehren, als er diese Entfaltung des Mommsen'schen Stolzes betrachtete und in allen Ecken und Enden des deutschen Aufbaues „die geradezu bataillonsweise aufmarschirenden Germania, Borussia, Kaiser, Kronprinzen, „red princes," Bismarck, Moltke, Roon in Porcellan, Biscuit, Bronce, Zink, Eisen, Thon, gemalt, gestickt, gewirkt, gedruckt, lithographirt und gegerbt sich entgegenkommen sah."

In der Heimath selbst erfuhr man Niederlagen auf Niederlagen. Sachkenner hatten schon im Winter von 1870 auf 71 darauf aufmerksam gemacht, welchen Einfluss die Einverleibung des Elsasses, dieses Hauptsitzes der Geschmacksindustrie, in Deutschland auf des Letzteren, nur in der Nachahmung der elsässischen Muster aufgewachsene Druckereien und Färbereien haben würde. Als die Einverleibung vollzogen war, überzeugten sich die deutschen Nachahmungsstätten, dass sie neben den älteren, besser geleiteten, mit grösseren Capitalien ausgestatteten, mit mehr Geschmack und Kunstbildung, auch verhältnissmässig billiger arbeitenden Originalanstalten sich nicht behaupten konnten.

Die Centraldirection der Vermessungen im preussischen Staat musste erst von dem Rückgang der deutschen Präcisionsmechanik, welche nicht nur für die öffentlichen Vermessungen, sondern auch für die beobachtenden Wissenschaften von Bedeutung ist, betroffen werden, damit im Frühjahr 1876 eine Denkschrift, an der sich auch mehrere Gelehrte betheiligten, in einer Gruppe des Abgeordnetenhauses in Umlauf gesetzt wurde. Ob aber nach dieser schwachen Anregung eine Technik, in der sich England und Frankreich auszeichneten, für Deutschland möglich werden, ob man den Kostenpunkt, welcher der

Gründung eines eigenen technischen Instituts noch entgegensteht, glücklich erledigen wird, ist noch eine Frage der Zukunft.

In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 1. December 1879 wurde der Übelstand zur Sprache gebracht, dass das preussische meteorologische Institut zu Berlin, während überall, so auch von Seiten der deutschen Seewarte, bei wissenschaftlichen Publikationen die Barometerstände im metrischen Maasse, die Temperaturen nach der hunderttheiligen Scala angegeben werden, noch immer sich des alten Pariser Maasses und der Réaumurschen Scala bedient. Der Regierungs-Commissar erwiderte, dass die Reorganisation des meteorologischen Instituts neue meteorologische Instrumente erfordere, zu deren Anschaffung die zur Verfügung stehenden Mittel nicht ausreichen. Jedoch war das meteorologische Institut den öfters erhobenen Klagen soweit entgegengekommen, dass es seinen Stationen in einem Circular vom November gemeldet hatte, es würde ihnen, da neue Instrumente nicht beschafft werden könnten, gedruckte Tafeln zur täglichen Umrechnung der alten Maasse in die neuen schicken.

Eine andere Kostenfrage gelangte indessen wirklich zu ihrer Lösung. Professor Reuleaux, der sich auch an der Denkschrift für Hebung der Präcisionsmechanik betheiligt hatte, machte im Frühjahr 1878 auf die nachtheiligen Folgen des Grundsatzes: „Billig und schlecht" für die Civilstandsregister aufmerksam, deren dünnes, durchschlagendes und leicht reissendes Papier in verhältnissmässig kurzer Zeit dem natürlichen Auflösungsprocess unterliegen müsse. Allein eine in Folge dieser Anregung vom Berliner Magistrat berufene Versammlung der hauptstädtischen Standesbeamten musste von einem ihrer Mitglieder vernehmen, dass die Regierung in Potsdam, bei der er schon vor Jahr und Tag wegen des ungeeigneten Papiers der Standesämter Klage geführt hatte, ihn auf die Unerschwinglichkeit der Kosten für besseres Papier verwiesen habe. Nach längeren Verhandlungen zwischen den Behörden konnte jedoch der Minister des Innern, nach Anhörung einer technischen Deputation, im Ausgang des Januar 1879 den Standesämtern die Anschaffung eines Papieres von genau vorgeschriebenem Gewicht anbefehlen. Das Jahr darauf kamen Ende des Januar in dem bayerischen Abgeordnetenhause ähnliche Klagen über das Papier der Standesämter und neueren archivalischen Schriftstücke zur Sprache

und wurde die Aussicht eröffnet, dass man in 25 Jahren die jetzt abgefassten Schriftstücke im Zustande der Verwesung aus den Archiven mit dem Besen wird hinausfegen können.

Es wird Einem weich und weh ums Herz, wenn man eine der „National-Zeitung“ vom 3. December 1877 zugegangene Reclame der königlichen Porcellanmanufactur liest. Dieses süssliche, nichts als kleinliche Spielereien aufzählende Schriftstück hoffte wahrscheinlich die Angriffe des Abgeordnetenhauses auf ihren Etat zu entwaffnen, indem es auf den Tisch alle die Neuigkeiten aufbaute, mit denen die Manufactur die bevorstehende Weihnachtsmesse überraschen wollte. Da wimmelt es von Eierbecherchen, Winzigkeiten, „an denen auch das kleinste Beiwerk nicht vergessen ist,“ Salz- und Pfeffergefässchen, Männlein und Fräulein durch einander, „die im Sitzen je einen Senfbehälter im Schoosse halten.“

Das in winzigen Nippessachen sich verlierende Schriftstück rückt dann mit der grossen That hervor, dass die Manufactur im „Souterrain die alten Schätze und die Hinterlassenschaft der Vergangenheit wieder aufzusuchen anfängt.“ Wie geht Einem aber das Herz wieder auf, wenn man in den schönen Briefen Julius Lessing's über die Pariser Weltausstellung, z. B. in der Nummer der „National-Zeitung“ vom 10. August 1878 liest, wie diese leichtsinnigen Franzosen die künstlerische Hinterlassenschaft ihrer Vorzeit bearbeiten und die damalige Ausstellung mit Meisterwerken der Fortbildung ihrer früheren nationalen Fayence-Malerei ausgeschmückt haben.

Julius Lessing erinnert bei dieser Gelegenheit daran, wie man sich vor zehn Jahren eben dort im Nassauischen, wo vor Jahrhunderten die Fabrikation von buntfarbigen Steingutkrügen blühte, in der Nachbildung derselben versuchte und sein Glück machte, aber statt das Alte zu neuen Formen umzubilden, selbst die Nachbildung nach modern-deutscher Sitte bald wieder zu einem werthlosen Fabrikat herabsinken liess.

Jene überaus lehrreiche Reclame für eine königliche Anstalt in Berlin erinnert daran, wie während der Blüthe der Porcellanmanufaktur im vorigen Jahrhundert die neu errichteten deutschen Werkstätten „die ersten Künstler, Modelleure und Maler“ beschäftigten, deutet also damit an, dass dergleichen jetzt nicht geschieht, ohne die Aussicht zu eröffnen, dass dem Lieblingsgegenstand der parlamentarischen Plänkler durch eine solche

technische Beihilfe wieder innerlich aufgeholfen werden solle. Der Berichterstatter der „National-Zeitung“ belehrt uns aber, dass dieser Recurs an die „ersten Kräfte“ dem einheimischen Verfahren, welches in solchen Angelegenheiten die billigste Aushilfe liebt, keineswegs entspricht.

„Wer die decorative Plastik der Franzosen im Kunstgewerbe verstehen, wer wissen und würdigen will, wie diese gewöhnlichen Broncewaaren entstehen,“ den verweist Julius Lessing in der Nummer der „National-Zeitung“ vom 1. August 1878 auf die Ausstattung der grossen monumentalen Bauten in Paris. Man nehme nur allein die grosse Oper, diese Schöpfung der neuen Republik, führt er aus, und rechne zusammen, welch' eine Fülle von Aufgaben hier dem Kunsthandwerk gestellt werden, welche Summe von künstlerischen Kräften aus dem hier angebrachten, scheinbar unnöthigen Luxus die Anregung zu neuen Productionen empfangen, welche die Bildung und den Reichthum des Landes vermehren. In Paris werden die Aufträge zur Ausschmückung solcher Grossbauten an die grossen Künstler und ersten Männer ihres Fachs vergeben und somit die Industrie mit den edelsten Lebenskeimen befruchtet. Bei uns, bei den Staatsbauten in Berlin liefert im besten Falle ein tüchtiger Industrieller die Arbeiten und beschafft sich, so gut und wie billig er es vermag, einen Modelleur; die ausgeführten Stücke dürfen aber in den meisten Fällen noch nicht einmal so viel kosten, als ein wohlhabender Privatmann für dieselben auszugeben pflegt. Unter den Künstlern, die z. B. an den monumentalen Ausschmückungen der Nationalgallerie beschäftigt waren, findet sich kein einziger, dessen Namen in diesem Gebiete in erster Reihe stände.

Was die Berliner Gewerbe-Ausstellung vom Sommer 1879 betrifft, so lassen wir wiederum den bewährten Kenner Julius Lessing sprechen. Derselbe stellt sich (in der „National-Zeitung“ vom 12. September 1879), nachdem man sich „in Berlin in der grossen und gerechten Freude über den schönen Erfolg der Ausstellung in Enthusiasmus hineingesprochen, geschrieben und gesungen hat,“ auf den Standpunkt einer umfassenden Überschau. „Mit freudiger Genugthuung, schreibt er, kann man einerseits Fortschritte und eine hohe Leistungsfähigkeit gegenüber den Arbeiten des Auslandes zugestehen, andere Gruppen der Ausstellung aber führen uns deutlich zu Gemüthe,

welche grosse Arbeit noch vor uns liegt, bis wir auf allen Gebieten mit unsern Nachbarn gleichen Schritt halten können." Namentlich kommt er auf die von ihm schon oft besprochene Kunsttöpferei zurück, die auf den grossen Weltausstellungen der letzten Jahre den grössten Triumph der modernen Industrie zur Anschauung brachte. Bis jetzt haben aber nur England und Frankreich die Fayence-Industrie auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, wo sie für die neueren Ausstellungen den Mittelpunkt der betreffenden Kunstgebiete bildet. Uns fehlt es, meint Lessing, nicht an künstlerischen Kräften, sondern nur an Führung, in England haben dieselbe die Privatkräfte übernommen, in Frankreich hat die Staatsfabrik von Sèvres durch ihre Vorarbeiten die Privatfabrikation gross gemacht. Wir schliessen indessen aus diesen unbestreitbaren Thatsachen, dass den Deutschen, die in dem besprochenen Gebiet „noch so ziemlich Alles zu thun haben," kaum zu helfen ist. Da die königliche Porcellanfabrik zu Berlin, um der Anstalt von Sèvres nachzustreben, den Kostenpunkt nicht bestreiten kann, so müssten, wie in England, die Privatkräfte eintreten, dieselben haben sich jedoch bei solchen Versuchen bei uns immer noch zu schwach erwiesen.

Die vielfachen Debatten der letzten Jahre über die gewerbliche Stockung, an welcher alle industriellen Völker leiden, sind zu dem Ergebniss gelangt, dass im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre die Production durch Erfindungen, Maschinen, Vervollkommung der Herstellung der Nachfrage vorausgeeilt ist und die Bewerbung unternehmender Köpfe um die anfänglich hohen Erträge des Grossbetriebs den Gewinn desselben vermindert hat. Jedes Volk hat neben eigenen Leiden seine eigenen Mittel, um sich in der gegenseitigen Concurrenz zu behaupten, — England, welches sich plötzlich von der Mitbewerbung des Riesen, den es auf dem Boden Nordamerikas in die Welt gesetzt hat, überrascht sieht, seine Energie und seine Weltverbindungen, — Frankreich, unter der Last seiner Kriegsschulden, seine Unverdrossenheit und fortschreitende Kunstindustrie, — Deutschland allein, mit seinem Milliardensegen, mit seinem Mangel an Elasticität und Erfindungskraft und mit seinen von unbeschäftigten Arbeitern angefüllten Städten, versucht die Heilung durch Ausnahmegesetze gegen die Symptome der Noth.

XII.

Eine Erneuerung des französischen Volkscharakters als Pendant zu deutschen Stimmungen.

Die beiden Segur, Louis Philipp und August Philipp, Vater und Sohn, haben die Anfänge und den Schluss der grossen ersten Revolution der Franzosen beschrieben. Der Jüngere hat in seinem Werk über Napoleon's russischen Feldzug, welches neben Chambray's militärischem Meisterwerk und trotz Gourgaud's militärischen Berichtigungen mit seiner Schilderung der Seelenstimmung Napoleon's und seines Gefolges in dieser Extase des französischen Nationalitätsgefühls einen bleibenden Werth behaupten wird, dem Nibelungenlied ein ebenbürtiges Gegenstück zur Seite gestellt. Dem Vater haben wir ein schönes Gemälde der Stimmungen zu verdanken, in welchen der Kreis der höheren Gesellschaft sich am Vorgefühl einer nahenden Umwälzung ergötzte. Wir knüpfen für die folgenden Zeilen zunächst an das Bild an, welches er in seinen „Denkwürdigkeiten" der 1789 im Bürgerthum und unterm Volk eingetretenen Veränderung widmet.

Er hatte fünf Jahre hindurch als Gesandter in Petersburg seinem Posten vorgestanden und kam sich trotz der Briefe, die ihn seit dem Ausbruch der revolutionären Stürme mit dem Gang der Ereignisse bekannt gemacht hatten, bei seiner Rückkehr nach Frankreich (am Schluss des Jahres 1789) wie ein aus dem Schlaf erwachender Epimenides vor. „Schon bei seinem Eintritt in sein Vaterland, schreibt er, ehe er sich mit Jemand unterhalten hatte, wurde er von einem unerwarteten Schauspiel überrascht. Die Bürger, Bauern, sogar die Frauen zeigten in Haltung, Bewegungen und Mienen etwas Lebhaftes, Stolzes, Unabhängiges und Beseeltes, was er an ihnen noch nicht gekannt hatte. Wenn er Leute aus den unteren Klassen um Etwas befragte, antworteten sie ihm dreist mit stolzem Blick und klarem Ton; überall sah er das Gepräge jener Gefühle von Freiheit und Gleichheit, welche damals die Leidenschaften entzündeten. Bei seiner Abreise aus Frankreich hatte er ein friedliches, durch

Gewohnheit unter das Joch einer langen Unterwürfigkeit gebeugtes Volk verlassen und jetzt fand er es emporgerichtet und unabhängig wieder."

Diese grosse Veränderung der Franzosen in Charakter, Gemüth und Stimmung will uns gerade in dem Augenblick, wo wir unter uns ein dem Anschein nach früher mächtiges Regime sich in geistiger Mittellosigkeit und finanzieller Verlegenheit auflösen sehen, nicht aus dem Sinn kommen. Noch nie ist eine Ära in einer ähnlichen allgemeinen Stockung wie die Bismarck'sche versunken; es ist, als ob sie sich im Triebsand ihrer Rathlosigkeit verlieren solle.

Das Nationalcapital, welches den Bismarck'schen Unternehmungen von vornherein nicht gewachsen war, ist seit 1863 für die steigenden Armeebedürfnisse draufgegangen, während Arbeit und Industrie hinter den gleichzeitigen gewerblichen Fortschritten Frankreichs, Nordamerikas und selbst der skandinavischen Länder zurückblieben. Das geistige Capital, mit welchem Bismarck seit 1866 wirthschaftete, — das ihm nöthige Ungestüm der Nationalliberalen gegen innere und auswärtige Reichsfeinde ist von ihm aufgezehrt, nachdem es dem Publikum langweilig und für die productive Arbeit tödtlich geworden war.

Als der leitende Minister erkannte, dass er sich in seiner Erwartung, bei den Liberalen die Unterstützung seiner auswärtigen Politik zu finden und die Mittel zur Ausführung derselben zu erhalten, getäuscht habe, wandte er sich an die conservative Partei. Nach seinem Ausdrucke in der parlamentarischen Verhandlung vom 21. Januar 1864, that er dieser erkorenen Hilfsmacht die Ehre an, sie den Acheron der Unterwelt zu nennen, die er zu seinen Gunsten beschwören musste, nachdem es ihm nicht gelungen war, den Beistand der Götter der Oberwelt zu gewinnen. Einer dieser Götter sagte in jener Verhandlung des preussischen Abgeordnetenhauses von ihm, er sei, nachdem er sich der Rechten und dem Herrenhause ergeben, nicht mehr der Mann, der mit dem Gefühl, er werde etwas ausrichten, sich den Mächten der Oberwelt vorstellte; jetzt sei er vielmehr „dem Bösen verfallen und er werde von ihm nicht wieder loskommen." Aber kaum hatte er auf den Schlachtfeldern Böhmens den Widerstand des parlamentarischen Olymps gebrochen und dessen Gebieter sich dienstbar gemacht, als er die „Bösen"

der Unterwelt den ihm selbst verfallenen Nationalliberalen opferte und sie zwang, sich vor dem allgemeinen Stimmrecht der „Guten“ und dem deutschen Nivellement zu beugen. Und wiederum, nachdem er die neuen Dienstmannen ausgenutzt hatte und indem er bemerkte, dass es mit deren Arbeit „auch Nichts“ ist, rief er die alten Freunde aus der Conflictszeit herbei und liess sie für Schutzzölle und Eisenbahn-Verstaatlichung arbeiten, — umsonst arbeiten, denn ihre innere Uneinigkeit über kirchliche und Unterrichtsfragen enthob ihn der Mühe, die Erwartung Einiger von ihnen, auf diesem Gebiet den Lohn für ihre neuen Dienste davonzutragen, zu erfüllen.

Auf diesem Schlachtfeld aller Erwartungen, die sich diensteifrig zeigten und „pro Nihilo“ sich abarbeiteten, bewahrte die katholische Fraction am längsten ihre Standhaftigkeit und schmückte ihren Kampf für Glaubens- und Bekenntnissfreiheit mit Forderungen und Anträgen zur Erweiterung der bürgerlichen und politischen Rechte aus. Aber auch sie zeigte sich sterblich durch ihre doppelte Erwartung, das Glück und den Wohlstand der Nation aus Schutzzöllen hervorspriessen zu sehen und zum Lohn für ihre Unterstützung des Gebieters auf diesem ökonomischen Gebiet die kirchliche Freiheit zu gewinnen. Jetzt ist sie Gefangene eines Systems, welches sie von einem wirthschaftlichen Monopol zu einem andern schleppt, und steigert die Staatsallmacht, gegen die sie Jahre lang gekämpft hatte.

Den kürzesten Traum von einem freundlichen Verhältniss zu dem Allmächtigen genossen die Socialisten, als sie in den nächsten Jahren nach 1864 das Bürgerthum plagten und dessen Versammlungen sprengten; jetzt verstimmt, weil auch an sie die Reihe gekommen ist, sehen sie nicht, dass in den wachsenden Monopol-Anstalten und in den Werkstätten der staatlichen Eisenbahnen ihr Ruf nach Staats-Ateliers in Erfüllung geht.

Gegenüber dieser allgemeinen, durch den unglücklichen Milliardentraum in die Winkel jedes Haushalts verbreiteten Verstimmung werden wir nun das ansprechendere und belebende Bild vorstellen, wie ein Volk sich erneuern konnte und nicht „pro Nihilo“ arbeitete.

In dem obigen, achten Abschnitt unserer Arbeit, der Parallele des französischen Jahres 1789 und der Geburt unseres neuen Reichs, haben wir daran erinnert, wie der grossen Schöpfung des genannten Jahres, der Nationalversammlung, eine königliche

Revolution voranging, welche die Grundzüge für die Arbeiten und Anstrengungen der folgenden Jahre in strengen und sicheren Linien entwarf. Im Namen und im Auftrage des Throns legten nach einander die leitenden Minister Calonne und Brienne einer aus königlicher Wahl hervorgegangenen Ständeversammlung die auf das Sorgfältigste ausgearbeiteten Umrisse eines Steuersystems, einer Kreis- und Provinzialordnung und einer Justizreform vor, welche die Kräfte des Reichs von den ständischen Schranken befreien und zur vollen Entwicklung bringen sollten. Indessen war die Jugend des hohen Adels von demselben Verlangen nach Neuerung, Reform, Freiheit und Gleichheit ergriffen worden, welches dem Königthum und den ministeriellen Gehilfen desselben ihre Vorlagen eingegeben hatte. Segur beschreibt in seinen „Denkwürdigkeiten“ sehr anschaulich, wie der Adel, von der Leidenschaft für das allgemeine Wohl ergriffen, sich zum „Krieg gegen die Vorurtheile“ rüstete und der Schüler einer Philosophie wurde, in welcher er mit jugendlicher Leidenschaft die Mittel aufsuchte, „sich der Menschheit nützlich und ihr Schicksal glücklicher zu machen.“ In den Siebziger Jahren des Jahrhunderts ging aus dieser „Trunkenheit von einer süssen Philosophie“ der Menschenliebe, wie sich Segur ausdrückt, und aus dem gleichen Interesse an Wissenschaft, Kunst und Litteratur eine Vermischung der Klassen hervor, in der sich neue Unterscheidungen bildeten, wie die zwischen Tugend und Laster, Geist und Unwissenheit. Diese Fortschritte der Gleichheit, diese jeder Art von persönlichem Verdienst dargebrachte Huldigung — der Enthusiasmus für alle litterarischen und philosophischen Neuerungen erweckte die Imagination und befeuerte die Dichter, Künstler und Gelehrten. Auch die Theater erklangen von den Meisterwerken einer neuen Musik. Ein späterer französischer Schriftsteller, Leclerc, sagt in diesem Sinne von Glucks Einzug in Paris, dass die „Allmacht seiner Accorde die Nerven des Volks spannte und der Seele Festigkeit und Energie gab.“

Die Missionäre der Vorzeit, sagt Segur, konnten nicht mehr Feuer und Menschenliebe in ihrem Innern bergen als der damalige jugendliche Adel. Von Thatendrang erfüllt, folgten sie Lafayette's Beispiel und zogen nach Nordamerika, um für die Befreiung der dortigen Kolonien zu streiten. Segur war auch einer dieser Kreuzzügler und fand daselbst als Kameraden z. B. den Grafen Rochambeau, den 1788 verstorbenen Marquis Chastelux

(Verfasser des Werkes: de la félicité publique), die beiden Lameths (Alexander und Karl), den Baron Bozon de Talleyrand, Bruder des späteren Küsters und Diplomaten der Revolution, die Gebrüder Dillon (Theobald und Arthur), den Herzog von Lauzun, der später nach dem Tode seines älteren Bruders als Gontaut-Biron in der Revolution auftrat.

Der Genuss des ersten ersehnten Triumphes, welchen diese Adligen an der Seite Washington's davongetragen hatten, gab ihrem Freiheitsgefühl und ihrem Neuerungsgeist eine grössere Sicherheit. Sie wurden mit ihren heimischen Standesgenossen die ersten Vorkämpfer der Reform in der constituirenden Versammlung oder militärische Führer beim Ausbruch des Krieges mit Österreich und Preussen. Wie der König das erste Zeichen der Revolution gegeben, gleichsam das Programm derselben aufgestellt hatte, so standen sie in den ersten Reihen der Opposition, als es galt, jenes Programm gegen die militärischen Reactionsversuche der Hofpartei zu vertheidigen.

Allein sie hielten nicht aus. Sie alle überdauerte das Volk, an welches schon der König in den Pressaufrufen Brienne's appellirt hatte. Von einem der glänzendsten dieser Gruppe, dem obengenannten Herzog von Lauzun, sagt Segur: er war „ein origineller, nach Unabhängigkeit strebender Geist, welcher die gute Gesellschaft mit ihrem Zwang als eine Fessel seiner Freiheit betrachtete. Sein Charakter bot eine Mischung von Tapferkeit und Weichlichkeit, von den Formen eines französischen Hofmanns und den unabhängigen Gewohnheiten eines Pairs von England; er war galant und wäre gern ein Heros der Geschichte geworden.“ Diese französisch-amerikanischen Helden, die in der Freiheit die Mutter schimmernder Abenteuer sahen, erloschen nach einander wie Meteore des Augenblicks, theils ermüdet vom parlamentarischen Kampf und erschreckt von dessen ernstem Ausgang, wie z. B. die Gebrüder Lameth, theils, wie Arthur Dillon, als Verräther im Kriege an der Grenze, wo sie in den Verhandlungen mit den Generalen der fremden Fürsten es lernten, sich diesen selbst gefällig zu beweisen.

Auf dem Volk lastete die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Frage, welche der König im Zwist mit den Notablen und Parlamenten ungelöst lassen musste. Es galt dem Sitz der Souveränetät, von welcher Ludwig XVI. so wenig besass, dass er nach den Verhandlungen mit jenen Ver-

tretern des alten Frankreichs ermattet und verzweifelnd die Arme sinken liess und der Zukunft die Arbeit übergab, die rettende Reichsreform von den ständischen Hemmnissen zu befreien. Das Volk, ausgeschlossen von jener Vertretung des Landes, leidend in ganz Frankreich, unbetheiligt an dem unfruchtbaren Zwist des Königs und der Stände war von Brienne zum Beistand gegen die Unlust der Letzteren, zur Reform des Ganzen mitzuwirken, aufgerufen. Der dritte Stand, diessmal für die Wahlen zu den Generalständen mit einer dem Adel und der Geistlichkeit an Zahl gleichen Vertretung bedacht, hatte durch diese Verdoppelung seiner Stimmen von vornherein die Aufgabe erhalten, gegen die beiden oberen Stände ein Gegengewicht zu bilden. Die Erfahrungen des Juni überzeugten ihn aber bald, dass er gegen den Interessenbund, welchen Königthum und Adel und Geistlichkeit geschlossen hatten, nur ein todtes Gewicht bleiben, noch weniger als Schiedsrichter in den ungelösten Streit der Notablenversammlungen eingreifen würde. Dazu blieben den Bevorrechteten die Millionen rechtsloser Frohnde- und Abgabenpflichtiger, die den oberen Ständen eine Macht, ein Einkommen und ein Übergewicht verschafften, wogegen dem dritten Stand immer nur ein unsicheres und unwirksames Recht zu Reformverträgen bleiben würde.

Seit dem 14. Juli, dem Tage des Bastillensturms, erhielt der Bürger und gleichzeitig mit ihm der bedrückte Landbauer die Waffen, mit denen sie den Prozess des Königthums und der Notablenversammlungen zu Ende führen konnten. Es waren die Pike und die Flinte; die Frage drehte sich um den Sitz der Souveränetät, welche das Recht und die Macht haben sollte, das Steuerwesen und die Kreis- und Provinzialordnung sammt der Reichsjustiz zu regeln. Ehe ein Jahr nach dem 14. Juli 1789 verging, war die neue Verfassung auf der Grundlage der allgemeinen Gleichheit und der von Lafayette wenige Tage vor dem Bastillensturm verkündigten Menschenrechte gezimmert; der Sitz der Souveränetät war in der Nation, der König der oberste Beamte, die von ihm ernannten Minister wurden der Nationalversammlung verantwortlich.

Das aufrechte Wesen und der stolze, sichere Blick, welcher den Grafen Segur bei seiner Rückkehr aus der Fremde, Ende des Jahres 1789, an Bürgern, Bauern und Frauen überraschte, kam aus dem Selbstgefühl, welches diese Leute in ihrer Arbeit

und mit den Erfolgen derselben gewonnen hatten. Diese Erfolge haben sich in den Stürmen der Geschichte auch bis jetzt erhalten und befestigt. Die Stürme begannen zwar schon im Augenblick der ersten Entdeckung und Begründung des neuen Satzes; von Mirabeau an trat ein geheimer Freund des Hofes nach dem anderen auf und suchte nach dem leitenden Grundsatz, dass die Masse des Volks einfältig und schlecht ist und von überlegenen Geistern gezügelt und überlistet werden müsse, die Verfassung auf eine unbedeutende Reform der früheren ständischen Verhältnisse zurückzuführen. Allein sie scheiterten alle an jener aufgerichteten Haltung des Volks und gingen kläglich unter.

Wie jeder dieser geheimen oder offenen Anläufe der Hofpartei die Sache des Volkes nur stärkte, so bewirkte vollends der Ansturm der auswärtigen Feinde auf die Landesgrenze nur die Einigung und die Kräftigung der Nation. Im Heerlager entwickelte sich die Sicherheit des Selbstgefühls, ihr wohlgemuthes Wesen und die Freudigkeit ihrer Nation in den glänzendsten Formen.

Als der Herzog von Braunschweig der Hauptstadt Paris für den Fall eines Widerstandes die völlige Vernichtung androhte und der Hof auf die Ankunft seiner Retter rechnete, zweifelte die patriotische Partei, obwohl ihr die Armee noch keine sichtbare Bürgschaft ihrer künftigen Grösse bot, keinen Augenblick an ihrem Sieg und diese Überzeugung war die Hauptursache ihres Glücks. Die übermüthigen Proclamationen der Emigranten, die im Gefolge der preussischen Armee kamen und die Wiedereinführung der alten Herrenrechte ankündigten, zwangen jeden Einzelnen, sich zusammenzuraffen und für die eigene Zukunft zu sorgen, und erhöhten für ihn den Werth und die Bedeutung des Ganzen. Man kam zu allgemeinen Einsichten, ward selber Mann und Glied einer Nation.

Gegen alle Erwartungen der Preussen riefen selbst die Linientruppen im Gefecht bei Fontoi, wie Massenbach erzählt, statt den König hoch leben zu lassen: „Freiheit und Gleichheit", und die Gefallenen noch ihr „ça ira" mit sterbender Zunge. Die Garnison von Longwy, das ehemalige Regiment Angoulême, gab bei ihrem Ausmarsch sprechende Zeugnisse ihres geringen Royalismus; die Garnison von Verdun rief den Preussen beim Auszug zu: „Auf Wiedersehen auf der Ebene von Chalons!"

Als Massenbach am 14. September 1792 von dem schon perplex gewordenen Herzog von Braunschweig abgeschickt wurde, um Dumouriez zu einer Unterredung einzuladen und an der feindlichen Linie sechs Dragoner zum Geleit erhielt, lernte er in diesen schon den Geist der Freiwilligen kennen. Sie fragten ihn sehr naiv: „ob die Preussen denn wirklich glaubten, nach Paris zu kommen.“ Es waren aufgeweckte Leute, voll frohen Muthes, höflich und bescheiden. Plötzlich erkannten sie in dem Pferde Massenbach's an der eingebrannten No. 6. einen Kameraden und riefen aus: „Wahrhaftig! ein Kamerad, Kriegsgefangener vom 6. Dragonerregiment.“ Der preussische Officier erklärte ihnen, wie er zu dem Gaul gekommen, und sie riefen wieder: „Das ist gut! wir werden auch welche von den Eurigen bekommen, das ist gut!“

Laukhard, der als verdorbener Student und Magister im Jahre 1783 sich zu Halle in ein preussisches Regiment anwerben liess, den Feldzug in die Champagne mitmachte, dann von Landau aus Frankreich als Überläufer durchzog und später in den letzten Bänden seiner Autobiographie „Leben und Schicksale“ (Leipzig 1796. 1797) seine Erfahrungen unter Preussen und Franzosen geschildert hat, sagt von den französischen Freiwilligen, dass ihnen der Process, in dem ihre Nation mit der Welt stand, „über Alles ging.“ „Ich habe niemals, schreibt er ein andermal von den Gefangenen nach dem Treffen bei Trippstadt im Sommer 1793, offnere und festere Gesichter gesehen.“ Immer rühmt er das „erstaunlich frohe und muntere Wesen“ des französischen Militärs, wie „sie ausser dem Dienst stets guter Dinge, mittheilend und recht brüderlich sind.“

In Landau, wo er sich nur nach der Verabredung mit den Oberofficieren des Blokadecorps und dem Kronprinzen (späteren Friedrich Wilhelm III.) als Überläufer gemeldet hatte, um seinen früheren Universitätskameraden den Convents-Commissär Dentzel zur Übergabe der Festung zu bewegen, verkehrte er mit den aufgeweckten Freiwilligen, besuchte fleissig die Clubs der eingeschlossenen Bürger und gewann auch die Zuneigung des tapfern Commandanten Laubadère. Seine Erfahrungen in dieser Festung und in den anderen Städten Frankreichs, die er später kennen lernte, fasst er in der schönen Schilderung zusammen, überall fand ich „einen Ideen-Commerz, der mich oft in Erstaunen setzte, — einen Commerz, der selbst durch den Krieg gewonnen

hat. Es gibt jetzt kein Kriegsheer, worin die Köpfe von jeder Art so complicirt und vereint waren als im französischen. Überall, im Lager und in den Städten ungehinderte Mittheilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrung unter den vielen Hunderttausenden von den verschiedensten Gewerken, — Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern! Das allgemeine Aufgebot war der Prometheus Frankreichs."

Die Gütigkeit, die im allgemeinen Verkehr herrschte, lernte der deutsche Magister von einer andern Seite kennen, als er nach der Aufhebung der Blokade Landau mit achtzig Überläufern und 400 Kriegsgefangenen unter dem Geleite von 40 Freiwilligen nach Besançon geschafft wurde. Das Commando des Zugs hatte der Hauptmann Landrin. Dieser und der Magister lebten wie Vater und Sohn, nachdem Ersterer bemerkt hatte, dass Laukhard, als beider Sprachen mächtig, ihm Dienste und Gefallen leisten könne. Ihr Gespräch bewegte sich oft um die Grundsätze des neuen Frankreich. Einmal setzte der Hauptmann dem Deutschen auseinander, wie „in despotischen Staaten nur die Tugend d. h. das innere Bewusstsein, Gutes gethan zu haben, und noch ferner Gutes thun zu wollen, die wenigen Weisen, die sich daselbst finden, beglücke, im Freistaat aber die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äusserlich glücklich, geehrt, beliebt, kurz, den Menschen so mache, wie er gern sein möchte." Der begeisterte Republikaner sprach die Überzeugung aus: „dass die künftige Generation in Frankreich besser sein werde als die gegenwärtige und dass man in hundert Jahren die Übung der gesellschaftlichen Tugenden zum Wohl der Menschheit für ebenso nothwendig allgemein halten werde, als jetzt das Athemholen für das Leben."

Die gute Behandlung, welche die Kriegsgefangenen genossen, gibt dem deutschen Abenteurer oft Gelegenheit, auf die rauhe und harte Weise, wie man in Deutschland gegen die französischen Gefangenen verfuhr, einen vergleichenden Blick zu werfen. Er selbst ruft einmal, als er sich auf einer vorgeschriebenen Etappentour nach dem südlichen Frankreich befand und, wenn er sich für einen Gefangenen ausgab, immer freundlich und theilnehmend aufgenommen wurde, fast wörtlich wie jener 1814 bei Rabais gefangen genommene, von uns früher erwähnte deutsche Landwehrmann aus: „ich fand sehr gute, wohlthätige Menschen."

Der Friedensrichter zu Dijon stellte zu Laukhard's Zeit

einen andern Vergleich mit deutschen Verhältnissen an. Derselbe erfuhr, dass die kaiserlichen Corporale noch in der Gefangenschaft, mit Billigung der Officiere den Stock wacker gebrauchten, verbot das Unwesen mit Hilfe der Municipalität und erklärte in einem Anschlage, dass in Frankreich solche Behandlung der Menschen nicht geduldet werden dürfe. Wollten sich die Leute prügeln lassen, so möchten sie warten, bis sie in ihrer Heimath wären.

Die Anstrengungen der innern Kämpfe und des Kriegs an den Grenzen, fern davon, den Ackerbau und das Gewerbe zu beschädigen, trugen zu deren Förderung bei. Laukhard hörte von Lothringer Bauern, mit denen er sich auf dem Zuge nach Longwy unterhielt, dass sie durch die Revolution in jeder Hinsicht durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären jetzt heruntergesetzt; nun könnten sie auch an sich denken, bauen, Anderen aushelfen, ihres Lebens wie ihrer Arbeit froh werden und einen Nothpfennig ersparen; die vielen Accisen hätten aufgehört, das grosse Wild verwüste ihre Äcker nicht mehr; kurz, sie fühlten, dass sie jetzt Menschen wären und nicht mehr Sclaven der Edelleute.

Reisende, auch Engländer, die zur Zeit des Directoriums Frankreich besuchten, um den Zustand des Landbaues kennen zu lernen, fanden, dass er durch die Unabhängigkeit der Bauern und durch die gleiche Vertheilung der Abgaben, ausserordentlich gewonnen habe.

Der Bauer hatte bei dem beständigen Anblick der Armeen, die nach der Grenze zogen, der Freiwilligen-Trupps, die ihnen folgten oder voranzogen, sich als Glied einer aufsteigenden Nation gefühlt und, während jene draussen fochten, mit unverdrossener Beharrlichkeit fortgearbeitet und das Land in einem blühenden Zustand erhalten.

Landrin war gegen die übrigen Deserteurs und Gefangenen eben so gütig und väterlich wie gegen seinen deutschen Gehülfen. Auf den 50 Meilen, auf welchen die bei Weissenburg gefangenen Deutschen nach Besançon gebracht wurden, starb mitten im Winter kein einziger, während die im Winter 1793 auf 94 nach Magdeburg transportirten Gefangenen unterwegs zu Hunderten starben und überhaupt inhuman behandelt wurden.

In Dijon, wo 5000 Überläufer und 6 bis 7000 Kriegsgefangene in den verlassenen Klöstern untergebracht waren,

trat Laukhard bei einem Doctor Antoine in den Hospitaldienst und war ihm mit seiner Sprachkenntniss willkommen. Die Militärhospitäler, in denen es die Franzosen auch den Fremden nicht an Pflege und Arznei fehlen liessen, fand Laukhard in jeder Hinsicht, in Bezug auf Medicin, ärztliche Pflege und Verwaltung, musterhaft eingerichtet und auf Kosten der Republik besorgt. Für einen grossen Vorzug derselben erklärt er es, dass das Militär gar Nichts darin zu sagen hatte, während in den preussischen und österreichischen Hospitälern Officiere und Unterofficiere die Verwaltung unter sich hatten.

Die Industrie hatte gleichfalls so bedeutende Fortschritte gemacht, dass der Minister des Innern, François de Neufchateau unterm 26. August 1798 die Industriellen zur Beschickung einer Ausstellung einladen konnte. Dieselbe wurde am 19. September auf dem Champ de Mars eröffnet und lieferte den Beweis, dass sich in den Stürmen der Revolution in den Provinzen wie in der Hauptstadt viele neue Ateliers erhoben hatten. Der Aufschwung der exacten Wissenschaften und die Nothwendigkeit, in der man sich bei der Absperrung durch Krieg und durch die englische Seemacht befand, hatten die Erfindungskraft zur Entdeckung neuer Mittel und Methoden der industriellen Arbeit angefeuert und Frankreich konnte sich rühmen, dass es in einem zehnjährigen inneren und auswärtigen Kriege die Kraft gewonnen hatte, die Ära der grossen Industrie-Ausstellungen zu eröffnen.

Nun haben wir noch ein Gebiet zu erwähnen, auf welchem die Franzosen ihre Unverdrossenheit und Erfindsamkeit bewährt haben. Die Zeitgenossen sind einstimmig in ihrer Bewunderung der Ausdauer, mit der sich die Emigranten nach dem Coblenzer, besonders von den königlichen Prinzen, z. B. von Artois, angeregten Taumel in ihrem Elend in der Fremde zu helfen wussten und ohne Klage sich mit der niedrigsten Arbeit und ärmlichsten Kost mit ihren Familien erhielten. Dutens schliesst seine „Memoiren eines sich ausruhenden Reisenden" mit seinen Londoner Beobachtungen, wie Frauen vom höchsten Stande und angesehensten Namen durch ihre Arbeiten sich Lebensunterhalt verschafften und Edelleute sich den verschiedensten Handarbeiten widmeten, ohne deshalb etwas von ihrer Haltung zu verlieren. Ernst Moritz Arndt, der sie auf seiner Reise in Italien hatte kennen lernen, widmet ihnen in seinem Reisewerk (Leipzig 1804.

Theil 2, pag. 186 flgd.) einen besonderen Abschnitt und sagt bei dieser Gelegenheit: „Kein Volk versteht wie die Franzosen Unglück zu ertragen. Wenn sie gewaltig und übermüthig im Genuss sind, so sind sie auch tapfer und grossmüthig im Entbehren."

Aber besonders wichtig für uns und unsere deutsche Gegenwart ist der Blick, welchen Arndt bei dieser Gelegenheit auf die Deutschen wirft. Er schreibt: „Der Nordländer, besonders der Deutsche, hat nur für Ein Ding seinen Stachel und lässt ihn gewöhnlich, wenn er damit gestochen hat, und so wie die Biene stirbt, wenn sie beim Stechen den ihrigen verloren hat, so geht es ihm. Ich möchte sehen, wie es unseren deutschen Baronen und Edelleuten ginge, wenn sie auswandern müssten oder nur in Masse aus ihrem alten Zustande geworfen würden. Ich will ihnen das nicht gönnen, aber ihr Schicksal steht mir in jenem Falle als das traurigste vor Augen."

Wir haben keinen Anlass dazu, über das Schicksal der deutschen „Barone und Edelleute" in einem gedachten Falle nachzusinnen, da das wirkliche Leben der Gegenwart unserer Theilnahme schon eine Überfülle von Leiden und Elend darbietet. Bei uns hat Alles seinen Stachel verloren. Die politischen und kirchlichen Parteien sind wehrlos geworden und in Thatlosigkeit versunken; die deutsche Industrie und Gewerk-Arbeit hat in der Hitze der Milliardenzeit blind zugestochen und tastet rathlos nach Hilfe und Heilmitteln, aber auch der Honig ist, wie wir in dem Folgenden schildern werden, versauert und geschmacklos geworden.

XIII.

Die deutschen Musen in der Bismarck'schen Ära.

Ein schöngeistiges Erzeugniss, in Farben, Tönen oder im Gewand der Rede, mag es an sich selbst noch so unbedeutend und vergänglich sein, erhält doch sofort eine gewisse Wichtigkeit, wenn es seine Zeitgenossen gefesselt und entzückt hat. Der Geschichtsschreiber kann z.B. Lafontaine's Quinctius Heymeran von Flemming und desselben Autors andre Romane nicht unbeachtet lassen, wenn er die hohen Höfe und bürgerlichen Kreise verstehen will, die, während Preussen hinter der Demarcations-

linie nach den politischen Abenteuern des Königs Friedrich Wilhelm II. ausruhte, sich am Liebeskummer dieser Romanhelden erbauten. Um die Deutschen nach dem Frieden des Jahres 1815 richtig zu würdigen, wird man sich gleichfalls dazu entschliessen müssen, die „Mimili“ und deren Geschwister aufzusuchen, mit denen Clauren seit jenem Frieden die Gesellschaft und die Bühnen Norddeutschlands zehn Jahre lang beschäftigte.

Die letzten zehn Jahre der Gegenwart haben unter ihren schöngeistigen Erzeugnissen so gründlich aufgeräumt wie Saturn unter seinen Kindern. Aber auch diese Flüchtigkeit der neueren Produktionen wird spätern Geschichtsschreibern als denkwürdig und einer eingehenden Untersuchung werth erscheinen und, um ein Bild dieser Zeit zu entwerfen, werden sie nicht umhin können, die Berichte der Parteiblätter unserer Tage zu studiren.

Für uns, die wir mitten im Strom dieser Tageserscheinungen standen, haben sie jetzt schon eine besondere Wichtigkeit, da wir an ihnen den Werth jener Hoffnungen messen können, mit denen man den französischen Krieg, die Eröffnung des gegenwärtigen Jahrzehnts, begrüsste. Alles versprach nach den aufregenden Emser Scenen im Juli 1870 eine Zeit der deutschen, von allen Flecken der französischen Geistesherrschaft befreiten Original-Produktion und die Gelehrten der Berliner Universität datirten von dieser Zeit an ein perikleisches Zeitalter für Deutschland und die geistige Suprematie Berlins.

Keine dieser Hoffnungen ist in Erfüllung gegangen, keines der Gelübde des Juli 1870 eingelöst und auch der Sieg der Armeen hat die Musen nicht begeistern können.

Woran lag die Schuld? Die alte Mythologie nennt die Musen die Kinder des Zeus und des innerlichen Sinnens, der Mnemosyne. Bismarck wird von seinen Verehrern als der donnernde Jupiter der Gegenwart gefeiert; fehlte ihm also die Zeugungskraft, um die rechten Kinder des Sinnens und Dichtens der Welt zu schenken? Oder gab ihm die Gegenwart nur den Stoff zu Fehlgeburten?

Wir sprechen ihn zum Theil frei. Der Cäsarismus, den er für Deutschland in noch ziemlich unsichern Formen aufstellte, hat auch in seinen grössern Jugend- und Blüthezeiten im Fach des Dichtens und innerlichen Sinnens nichts Besonderes leisten können. Alexander musste sich damit begnügen, in Homer's Jlias sein Vorbild zu beschauen. Augustus und Mäcen konnten

ihren beiden Günstlingen nur ein Paar schöne Verse auf das neue Rom und dessen Herren entlocken, nachdem die Kraft und Schönheit der Sprache während der Bürgerkriege sich im Kampf des Forum und in Lucrezens Preis der Entsagung und „Reichsfeindschaft“ erschöpft hatte. Als später, unter Nero, das Feuer dieser Sprache noch einmal aufloderte, richtete es sich (in Lucan's Gesang vom Bürgerkrieg) gegen den Stifter der neuen Ära. Der Glanz der Kunst, in dem sich das Königthum Ludwigs XIV., vor dem Übergange zum Cäsarismus, sonnte, war von Männern entzündet und unterhalten, die sich vor dem Auftreten des Mächtigen entwickelt und bewährt hatten. Ludwig hatte sie nicht gezeugt.

Dergleichen Männer fehlten Deutschland schon vor dem Beginn der neuen Ära; dieselbe konnte daher nur die Reste einer an sich schon unfruchtbaren Zeit verbrauchen oder musste mit den Neulingen einer sehr unsichern Gegenwart vorliebnehmen.

Und an dieser Unsicherheit hatte auch der Stifter der neuen Zeit zu leiden. Sein Hinweis auf die ausgesetzte Lage des Reichs inmitten feindlicher Mächte, wenn es galt, neue Steuern flüssig zu machen, konnte weder für eine Finanzreform Ersatz bieten, noch die Kraft und Lust einer ermatteten Nation zur Arbeit beleben. Seine Klagen (z. B. in der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 25. Januar 1873), dass er „im Sande ermüden und seine Ohnmacht erkennen müsse,“ wenn er als Vorsitzender des Staatsministeriums immer erst „durch Bitten, Überredung, Correspondenzen und Beschwerden“ Einfluss erkämpfen solle, — die spätere Klage ferner, dass er auch die Last des auswärtigen Amtes nicht mehr tragen könne, wenn ein unbotmässiger Beamter seinen Einfluss im „gesellschaftlichen Verkehr mit gewissen Personen“ zum Widerstand gegen ihn benutzen dürfe, die wiederholten Klagen dieser Art und die ebenso oft wiederholte Androhung seines Rücktritts mussten dem Publikum für die Haltbarkeit der öffentlichen Zustände bange machen.

Ein Blick auf den Mann, dessen Name mit der mächtigsten und blühendsten der neueren Reichsgründungen verknüpft ist, wird uns vielleicht die persönliche Stellung und Haltung Bismarck's in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatzes am deutlichsten machen.

Georg Washington kannte seine Nation. Er wusste es und erfuhr es auch seit dem Augenblicke, als er den Oberbefehl über ihre Streitkräfte gegen die geübte und wohlausgerüstete Armee Englands erhielt, dass Geld- und Geschäfte-machen ihre Seele, die bürgerliche Geschäftsfreiheit die Triebfeder ihres Kampfes für politische Freiheit und der materielle Leib ihrer Berufung an die ewigen Menschenrechte war. Er wusste, dass die Sucht nach eignem Gewinn jeder Art ein einträchtiges Zusammenwirken und eine für England verderbliche Äusserung des Gemeingeistes so gut wie unmöglich machte. Den Congress, seinen Herrn, der das Wachsthum der Militärmacht fürchtete, konnte er nur mit Mühe zur Beseitigung des Systems der kurzen Verpflichtung für den Kriegsdienst bewegen. Ein Theil der Congressmitglieder war noch für Versöhnung mit dem Welfen Georg III., Einige dachten sogar an den verkommenen Stuart in Florenz, Andere hörten auf die Generale, die gegen Washington intriguirten, auf ihre angebliche militärische Überlegenheit stolz waren und den Oberfeldherrn stürzen wollten. Gegenüber diesen Frictionen, die ihn von allen Seiten her belästigten, bewahrte der Gründer der Union den inneren Gleichmuth, zu dem er seine ursprünglich stürmische und erregbare Natur schon frühe vor der Berufung zu seiner grossen Laufbahn gestimmt hatte. Unbeirrt durch jene Reibungen, auch durch die Geringfügigkeit seiner militärischen Werkzeuge, behielt er sein Ziel im Auge und verstand es, Zweck und Mittel so zu combiniren, dass er gegen innere und auswärtige Feinde das Feld behauptete. Gefahren konnten seine Heiterkeit und selbstgewisse Ruhe nicht stören, nie liess er sich zur Eifersucht gegen die Verdienste seiner Generale herab, in seinen fast täglichen Verhandlungen mit dem Congress mied er jeden Schein der Überlegenheit; — das innere Feuer seiner Natur war so gebändigt, dass es ihm als sicherer Antrieb für Calcul und Ausführung diente, ohne in selbstwillige Flammen auszubrechen.

Ein Paarmal bringen die Privatbriefe an seine Freunde Geständnisse über den Druck, mit dem die Ungunst der Verhältnisse auf ihm lastet. So schreibt er einmal: „ich bin durch den Rückgang der Dinge zu Tode ermattet," nie lässt er jedoch ein Wort fallen, welches als Ausdruck der Verzweiflung an

seiner Sache gedeutet werden könnte. Er bedauert zwar einmal, dass er seinen Posten angenommen habe, aber keine Stockung der Dinge, kein Anlauf seiner Widersacher und Rivalen hat ihn dazu bringen können, mit der Ankündigung, dass er nöthigenfalls zurücktreten werde, seine Widersacher und zugleich die Nation zu erschrecken.

Der geneigte Leser wird es nicht unwillig aufnehmen, dass der Verfasser dieser Zeilen in einem Abschnitt, der von den Musen der Bismarck'schen Ära handelt, an einen Reichsstifter erinnert, der zugleich als militärischer Oberbefehlshaber und als Staatsmann das vollkommenste Ebenmaass der inneren Stimmung der Welt gezeigt hat. Gleichmaass, Wohlgestimmtheit, Eurhythmie sind die Güter, die den Musen inwohnen und von ihnen an ihre Günstlinge vertheilt werden. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Amerikaner die Wohlgestimmtheit ihres Reichsgründers auch in Werken der Leyer und Zither wiedergegeben haben; uns genügt zunächst vielmehr die Thatsache, dass ihr Staatskörper noch heute vom Geist ihres Washington zehrt. Wir sind auch fern davon, bei den Deutschen der jetzigen Ära nach Meisterwerken des Geschmacks und der künstlerischen Erfindung zu suchen, und haben es nur mit der Frage zu thun, ob sie ihr Gelübde vom Jahr 1870, dem von ihnen bewunderten Meister durch die Suprematie im Fache der Kunst Ehre zu machen, erfüllt haben und bei der Unsicherheit der Situation erfüllen konnten.

Einmal, als die chronische Krankheit des Parlamentsleibs wieder in ein hitziges Fieber umgeschlagen war, theilte der Meister einem Kreise von Gläubigen, wie Ludwig Bamberger nach dem Bericht eines Ohrenzeugen (in der Berliner „Gegenwart“ vom 7. Juli 1872) erzählt, die Schreckensgeschichte mit, wie ihm letzte Nacht, als er in Besorgnissen um die deutsche Einheit eingeschlafen war, der Traumgott die Karte Deutschlands in die Hand gab und wie diese zwischen seinen Fingern morsch und immer morscher ward und endlich wie Zunder in Fetzen auseinanderging.

Gleichzeitig sah es in Deutschland wie in einer grossen Krankenstube aus. Alles litt und klagte über das harte Lager und über die Gebrechlichkeit des Dachs, unter dem man sich eingepfercht sah. Dazwischen machte sich die Stimme des

mächtigen Mannes geltend, der Ruhe und Stille gebot, wenn man ihn nicht nächstens reisefertig und zum Rückzug in seine Einsiedelei bereit sehen wollte.

Der Meister verlangte Ruhe und doch war es ein öffentliches Geheimniss, dass ein Theil der Stimmen, die im Dunst der deutschen Krankenstube sich in Klagen und gegenseitigen Anklagen ergingen und den allgemeinen Lärm unterhielten, sich seiner Protection erfreuten. Nur schätzte der Meister den Umfang der protegirten oder officiösen Presse zu gering, wenn er in einem Reichstagsdisput (vom März 1873) diese begünstigte Presse auf ein Blatt beschränkte, in welches „er mitunter einen Artikel hineindrucken lasse." Auch der Abgeordnete Richter, der jenen Disput hervorgerufen hatte, übersah die ungeheure Schaar der freiwilligen Diener, die sich in allen Reihen, auch der Fortgeschrittensten an jenem Lärm betheiligten und mit derselben Kraft des Tons über die sogenannten Reichsfeinde herfielen.

Man braucht nicht wie eine jener protegirten Zeitungen, für deren sämmtliche „Thorheiten" Bismarck im Disput mit Richter seine Verantwortlichkeit nicht hergeben wollte, aus der Krippe Jesu bei Gelegenheit einer katholischen Ausstellung die Reliquie vom Gerippe des Jesuskindes zu machen, um in den Geruch des Officiösen zu kommen. Die „Tagebuchblätter" des Dichters Geibel gegen das „lichtscheue Gelichter des römischen Sumpfs" (in der „Gegenwart" vom April 1873), die Couplets der Berliner Posse, die Predigten der Biedermänner im grossen Schauspiel und die Redner der Bezirksvereine liessen es an gleichen Thorheiten nicht fehlen und die fortgeschrittensten Parlamentarier bemühten sich in gleichem Ton um die Wette, die Bettlägerigen der allgemeinen Krankenstube vollends um die Besinnung zu bringen.

Ein unbeachtet gebliebenes Telegramm der Wiener „Neuen Freien Presse" aus Salzburg vom 6. September 1871 belehrt uns indessen über ein Instrumentalconcert, dessen Direction sich Bismarck anfänglich allein vorbehalten hatte. Es galt der Begrüssung des deutschen Kaisers durch den Kaiser von Österreich. Franz Joseph war von den Oberbeamten des diesseitigen Österreich umgeben. Mit Hohenwart, dessen cisleithanischer Föderations-Versuch sich im Niedergang befand, war auch Beust gekommen, der mit bangem Herzen der Lösung einer alten

Frage und seiner Ersetzung durch Andrassy entgegensah. Der Magyar war gleichfalls auf dem Wege nach Salzburg und bei Kemmelbach stieg der deutsche Gesandte, General von Schweinitz, zu ihm in sein Coupee, um bei ihm bis zur Ankunft am fürstlichen und ministeriellen Rendezvous zu verweilen. Dem Deutschen fiel ein Stein vom Herzen, als er den Ungarn erblickte und er rief ihm die laut gesprochenen Worte zu: „wären Sie nicht gekommen, Graf, so gäbe es ein Loch in unsrer Pauke." Dieses Instrument bewährte sich sofort in Salzburg und bereitete den zwei Monate darauf erfolgten Sturz Hohenwart's und Beust's vor. Allmälig wurde es die Culturpauke, die z. B. der deutsche Botschafter in London auf einem Meeting kräftig rührte. Zugleich griffen aber auch die liberalen Blätter nach dem Notenstock und schlugen den deutschen Gesandten in Rom, Paris, Brüssel, Madrid zur tüchtigen Bearbeitung dieses Culturinstruments den Takt.

Dieses Doppelconcert draussen und innerhalb der einheimischen Krankenstube accompagnirte die Übungen der Musen, als sie Deutschland während der letzten zehn Jahre besuchten. Wir werden nun sehen, ob es ihnen gelang, Berlin zur Herrscherin im Reich der Kunst zu erheben, und bemerken zuvor dem geneigten Leser, wenn er an der düstern Färbung dieses Berichts Anstoss nehmen sollte, dass er dem gebildeten Geschmack der „Nationalzeitung" für diese Schilderungen der Berliner Kunstleistungen zu ernstlichem Dank verpflichtet ist. Der Verfasser hat nämlich, um jener Färbung den Anschein des bloss Subjectiven zu entziehen, in den folgenden Theil dieses Abschnittes die Urtheile der Feuilletonsrubrik verwebt, die sich mit ihrer freimüthigen Sprache von dem ängstlichen Herrendienst des politischen Theils jener Zeitung zu ihrem Vortheil unterscheiden.

Zuweilen verirrt sich zwar in diese Region „unterm Strich" eine Stimme von oben, wie z. B. Herr Dernburg (im November 1877) bei Gelegenheit der Anzeige von K. Frenzel's „Berliner Dramaturgie" im Geiste Dubois-Reymond's darauf schwört, dass Berlin, als „Deutschlands Hauptstadt und Mittelpunkt des deutschen Staatslebens" auch die Ehre des „theatralischen Primats" gesichert ist. Allein die Geister „unten" haben mit ihrer gerechten Kritik der theatralischen Leistungen Berlins dafür gesorgt, dass es sein Haupt nicht allzustolz über seine deutschen Geschwister erheben darf. Eine „regulirende, maass-

gebende Kunststätte," wie es Herr Dernburg nennt, müsste unter Anderm auch der Pflege der nationalen Überlieferung gewachsen sein und Kräfte erziehen, welche die Schätze der Vergangenheit zu heben und den Geist der alten Meister zu citiren verstehn. Wie verhält es sich aber mit dieser Conservirung des Alten, wenn, nach dem Bericht des Kenners im Feuilleton, in der Aufführung von Gluck's „Iphigenia in Aulis" (am 7. Novbr. 1875) die Titelrolle in der rathlosen Stimme und vordringlichen, zum Genrehaften herabfallenden Klangfarbe der Primadonna Mallinger verkümmert, — Agamemnon unter den ungestümen Übertreibungen und realistischen Kraftübungen des Herrn Betz zum Polterer wird und selbst die Haltung des Orchesters die Straffheit vermissen lässt, welche die Ehre des Werks erfordert?

Die schöpferischen Meister unserer Musik haben von ihren welschen Vorgängern gelernt und deren Anregungen zum Verständniss ihres eigenen Inneren benutzt; Gluck hat mit Italien und Frankreich gerungen. Was nutzt uns aber die reine nationale Musik, wenn sie uns in Ignaz Brüll's „Landfrieden" (am 18. October 1877) statt Buffos von italienischer und französischer Bildung „traurige lümmelhafte Spassvögel" bringt, die Biedermänner den Druck eines Alp ausüben und man am nationalen Tisch verhungert?

Immermann hatte das Unglück, mit seiner schönen Originalidylle (im „Münchhausen") die Hunderte und aber Hunderte von Dorfgeschichten hervorzurufen, für deren Decorationen die Verfasser die Winkel von ganz Deutschland durchstöberten. Und nun, bei der jetzigen Steigerung des deutsch-nationalen Sinnes zwingt der Componist Raff in seinem Quartett „die schöne Müllerin" die Instrumente, uns einen ganzen Dorfroman vorzutragen und müssen die Geigen dem staunenden Auditorium z. B. eine klappernde Mühle und den Lärm eines Polterabends vorfiedeln.

Diese vordringliche Sucht nach Effecten und Sensations-Erregungen erinnert uns an die Zeit Nero's, der die Senatoren und Ritter der Weltstadt in seinen Palast berief und ihnen zeigte, wie er dahinter gekommen sei, der Wasserorgel einen stärkeren und wohlklingenderen Ton zu entlocken. So erfreute auch Rubinstein in seinem F-Dur-Quartett (am 17. Novbr. 1875) die Hauptstädter mit dem Kunststück, dass er Flöte, Clarinette,

Fagot, sonst, wie in Händel's Alexanderfest, die Träger des lydischen Brautlieds, mit Erfolg in der neueren nationalen Sprache unterrichtet und zu Organen spitzfindiger Rhetorik und der magersten Reflexion gemacht hat.

Der Triumph, welchen die aus Ungarn eingetroffene Sängerin Etelka Gerster (im April 1877) mit ihren Coloraturen, Trillern und ähnlichen kleinen Effectmitteln über das nationalpolitische Berlin davontrug, war das ächte Bild einer cäsarischen Zeitstimmung. Bismarck musste erfahren, wie oberflächlich sein damaliger Entschluss, die ministerielle und parlamentarische Bühne zu verlassen, auf das Publikum wirkte. Er und der Anmarsch der Russen auf die Donau waren in der krampfhaften Begeisterung für die Sängerin vergessen und das Girren einer plötzlich erschienenen Fremden liess die Krisen des einheimischen Imperialismus und die Ankündigung des Zaren, dass er Europa aus eigener Vollmacht „retten" werde, zu flüchtigen Nebelbildern erblassen. Ein Jahr darauf, als die Sängerin (am 30. März 1878) als Violetta der Verdi'schen Oper wieder auftrat und ein mattes und farbloses Bild aufstellte, musste das Publikum seinerseits wieder eingestehen, wie oberflächlich der Genuss war, von dem es sich vor Monaten hatte berauschen lassen. Das cäsarische Publikum ist ein Flatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des Augenblicks greift, gleichviel, ob der Zufall ihm eine Palastintrigue, Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft, und eben so schnell, wie es zugriff, wendet es sich von der Neuigkeit des Moments wieder ab, um einer anderen Überraschung zu harren. Einer dauernden Beschäftigung ist es nicht mehr gewachsen; es geht ihm wie seinen Parlamentariern, die trotz aller Kanzler-Krisen die politische Frage derselben noch nicht ernstlich ins Auge gefasst haben und noch immer ohne staatsrechtlichen Compass von den Stürmen derselben hin und her geschaukelt werden.

Es gibt noch einiges Phlegma mitten in dem Flattern des cäsarischen Bürgerthums, — etwas Dauerndes in seinem oberflächlichen Wechsel. Das ist seine Gemüthseligkeit und biedere Selbstzufriedenheit. Die Kunst versucht es auch, bei dieser Genügsamkeit mit anzuklopfen. Neben Raff's und Rubinstein's Sensationsstücken hat z. B. E. Kretschmer mit seiner grossen Oper, den „Folkungern" dem Bürgerthum ans Herz gegriffen und sein fabrikmässiges Gemeingut, dem er keinen individuellen

Zug mitzutheilen vermochte, mit Chören ausgestattet, deren Gang und Melodiegehalt sich nicht über den Liederschatz der heutigen Gesangvereine erhebt. Allein diese Vereine sind in ihrem Repertoir, dessen stockende und zerhackte Weisen sich zu dem Fluss der ältern deutschen Lieder eben so verhalten, wie Geibel's Bismarcksgesänge zu den Versen eines Uz, schon so reichlich versorgt, dass sie der Folkungerchöre nicht mehr bedürfen.

Man muss den Muth und die Ausdauer bewundern, mit welchen der musikalische Recensent der „National-Zeitung" pflichtmässig von Woche zu Woche sein Amt verwaltet, obwohl er dem Publikum oft nur denselben Bericht erstatten kann, dass die Novitäten des Opernfaches verfehlte Eingriffe in das Reich der Töne sind. So schreibt er z. B. über die Novität vom 4. März 1879, Rubinstein's lyrische Oper „Feramors": „wo die Musik nicht Landschafts-, Kostüm-, Situations-Malerin, sondern Seelenkünderin sein will, da senkt sie meistens lahm und müde ihre Schwingen. Fast immer vertritt bei solchen Anlässen die wohlgesetzte Phrase den Naturlaut der Empfindung. Keine der handelnden Personen verkörpert sich zur Individualität, den komischen fehlt der Humor, den ernsthaften die Echtheit und Wärme der Empfindung. Die Tonsprache ist in ihrem Element, so lange sie blos erzählt oder schildert, aber ihr versiegt das Vermögen, wenn sie zur lyrischen Ergriffenheit und nun gar zu deren thatkräftigster Bethätigung, dem wirklich dramatischen Ausdruck erheben soll."

In Friedrich Hoffmann's Oper „Armin", am 18. November 1878, findet unser Berichterstatter die Träumereien der deutschen Thusnelda von einem Aufwand des „Empfindungs-Streuzuckers" versüsst, wie ihn die Musik nur erschwingen kann, dagegen in der Römerin Fulvia Leidenschaft „nur hohle, kahle Rhetorik." In Goldmarck's „Königin von Saba" (am 1. December 1879) tritt ihm „die Freude an den grobkörnigsten materiellen Wirkungen, den gewaltsamsten Nervenreizen entgegen und fühlt er sich stets von der Tonsprache angeschrieen."

Die heutige deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcirte Grässlichkeit, auf der anderen das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wollüstigen Kitzels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen

Rosenkranz niederlegt, der Wasserleichen und Sargleichen, des Christuskopfs mit den beweglichen Augenlidern und nun des Gretchen mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf, — einem Bilde, wie sich Julius Lessing (in der „National-Zeitung“ vom 9. December 1877) ausdrückt, „von schwacher Mittelmässigkeit und plumpem Raffinement.“

In dem Gewöhnlichen der anderen Seite hat der Berichterstatter derselben Zeitung über die Kunstausstellung des Jahres 1877, K. Frenzel, das nicht weniger Gesuchte sehr verkannt. Ein materielles, kirchlich-politisches Interesse hat ihm die Augen zugehalten. Die neben einer ganzen Reihe von Darstellungen der Familientrauer, Begräbniss-, Todes- und Krankheits-Scenen, immer noch ansehnliche Anzahl von Bildern, welche das Lesen der Bibel und kirchliche Motive zum Gegenstand haben, benutzt er zu einer geharnischten Anrede an Geistliche und Kirchenobere. Hier, ruft er den „Kurzsichtigen und Engherzigen“ zu, wenn sie über wachsenden Unglauben klagen wollen, — hier liegt die Antwort.

Aber erstlich ist die Mehrzahl jener „ernsten“ Bilder eine sehr verdächtige Wiederholung der Düsseldorfer Trauernden und kein günstiges Zeichen für eine Ära, die mit ihren Kanzler-Krisen, parlamentarischen Zerwürfnissen und Nothzuständen keinen lebendigen Funken im Herzen des Volks hat erwecken können. Und sodann ist die Gesuchtheit und Einförmigkeit dieser Bilder nicht die Antwort, sondern nur das entsprechende Gegenstück zu der kalten Künstlichkeit, mit welcher Geistliche, Consistorien, Oberkirchenrath und Generalsynode den herabgekommenen Glauben in Anreden und Erlassen wieder herstellen wollen.

Indessen haben die schönen Bemerkungen Julius Lessing's über die Proben, welche die französischen Maler, bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung in der leidenschaftlichen Erfassung der Historie von der Fülle ihres Muths und ihrer Phantasie abgelegt haben, dem genannten Berichterstatter die Augen geöffnet. So findet er nun auf der Berliner Ausstellung von 1878 die Worte desselben Lessing über den eingeengten Gesichtskreis der deutschen Maler bestätigt und klagt darüber, dass in dem Mittelgut ihrer Waare sich auch nicht „eine Spur von unserem Leben“ regt. Aber unser Leben? Was können oder dürfen die Maler aus demselben nehmen? Er selbst

kommt ihnen mit dem Vorschlag eines Eisenbahnunfalls, eines Zusammenstosses zweier Schiffe entgegen. Aber welche parlamentarische Fraction soll ihnen bei letzterem Sujet als Hüter und Vormund dienen? Ja, wenn er noch einen modernen Callot für unsere „Misèren" des Kriegs und Friedens hervorzaubern könnte!

Allerdings hat Berlin neuerlich ein Bild von den Misèren, Leiden und Kämpfen des Kriegs und zwar aus dem Kampf um Paris im Jahr 1870 zu sehen bekommen. Es hat allgemein ergriffen; der Kampf vom 30. October um Le Bourget zwischen einer preussischen Gardedivision und einem Freicorps der Pariser Presse sammt einigen Mobilgarden- und Linien-Bataillonen ist mit künstlerischer Eindringlichkeit geschildert; die Grösse des Augenblicks ist in der Haltung und Anstrengung beider Theile, der Preussen und Franzosen, zum unparteiischen Ausdruck gekommen. Aber das Meisterwerk ist von einem der Besiegten, dem Franzosen A. de Neuville geschaffen. Die Sieger stehen beschämt und erdrückt vor diesem Zeugniss der Kraft, welche ihr niedergeworfener Gegner im geistigen Kampf mit seiner Niederlage entwickelt hat; das Gemälde ist das Gegenbild zu dem wirthschaftlichen Aufschwung, mit welchem Frankreich nach den Verlusten des Kriegs die Welt überrascht hatte, während die Sieger an den heimgebrachten Milliarden sich krank und elend geschwelgt haben. Die Gedrücktheit der Sieger wird noch peinlicher, wenn sie sich von dem französischen Meisterwerk zu Piloty's „letztem Gang der Girondisten" wenden, der mit seiner frostigen und unlebendigen Ausführung neben dem Bilde Neuville's zur Ausstellung gekommen ist.

Am 23. April 1879 kam in einer Sitzung der „Berlinischen Realschullehrer-Gesellschaft" eine andere für den Sieger beschämende Leistung Frankreichs zur Sprache. Ein Mitglied der Gesellschaft sprach über Elisè Reclus' Werk „La France" und gab ein ausführliches Bild von der geistvollen Gründlichkeit, mit welcher der französische Gelehrte das Zusammenwirken der Anlagen der Bevölkerung und der klimatischen wie geologischen Verhältnisse seines Vaterlandes in den verschiedenen Perioden der Geschichte desselben geschildert hat. Er gab zugleich zu, dass Deutschland noch kein ähnliches Werk über seine eigene landschaftliche und geologische Gestaltung besitzt, und schloss mit dem Wunsch, dass es gleichfalls, wie

Frankreich durch Reclus, mit einer ähnlichen Arbeit beschenkt werden möge.

Dagegen fehlt es dem neuen Deutschland der Gegenwart nicht an patriotischen Dichtern, die seine Herrlichkeit in Liedern und Dramen gegen das Ausland, namentlich gegen Frankreich und Rom in Verse und auf die Bühne bringen, aber immer nur von ihrer eigenen und der allgemeinen Gedrücktheit ihrer Umgebung Zeugniss ablegen. So hat Felix Dahn sein am 28. October 1876 zur Aufführung gekommenes Drama „Deutsche Treue" sehr richtig ein vaterländisches Schauspiel genannt, an welchem allerdings die Kenner des neueren Patriotismus (Mommsen und Dubois-Reymond) ihre Freude haben müssen. K. Frenzel hat es dagegen mit rühmlicher Gerechtigkeit geschildert. Er nennt es ein patriotisches Tendenzstück, die Charaktermasken der auftretenden Böhmen, Ungarn und Franzosen Nachbildungen der bekannten Schablone, das Ganze als Loblied auf die deutsche Treue, die sich nicht einmal in besonderen Thaten äussert, eine patriotische Selbstüberhebung. Das Selbstbewusstsein dieser Treue spreizt sich in Ermahnungen und Redeübungen, die nicht verfehlen, ihre Tapferkeit gegen die Kirche und französische Grosssprecherei zu bewähren. Der eine der Helden, Heinrich I., als vom Volke erwählter König der Deutschen ist ganz nach Sybel's bekanntem Ideal gezeichnet und bringt seinen Gegner, Arnulf von Bayern, durch die Biederkeit des Vortrags zur Anerkennung der Volksstimme. Wir fühlen uns, nach K. Frenzel's treffendem Ausdruck, unter dem Thun und Treiben unserer Vorfahren vom Jahr 920 so heimisch wie in einem Bezirksverein unserer Tage und ihre Reden machen auf uns den Eindruck eines modernen Leitartikels; Arnulf ist in seinem anfänglichen Widerstand der Mann der bayrisch-patriotischen, Heinrich als Sieger derjenige der norddeutschen Zeitungen.

Was neben Neuigkeiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müller's: „In Bann und Acht", ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wohl foltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem welschen Wesen zu entsagen und echt deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Strassen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und

der inneren Grösse einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slavischen Districte Oberschlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegelsteinen hergestellte und mit Gypsstuckatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hilfe der gemeinsamen Noth, diesen Zuzug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Slavisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Die kleinen Theater und deren zahlreiche Vorschulen und Vorhallen, von den grossen Schaulokalen an bis zu den musikalischen Unterhaltungen der Kellerräume, waren die Stätten, in denen diese Herabstimmung des Berliner Geistes ihr niedrigstes Niveau erreichte. Die „Nationalzeitung" hat für spätere Geschichtsforscher ein Bild vom Niedergang der Berliner, niemals in künstlerischer Beziehung bedeutenden Posse vollständig entrollt. Ihrem sinnigen und freimüthigen Mitarbeiter Franz G. Kugler haben die Zeitgenossen immer gern zugehört und werden Spätere, die sich für die Geschichte der Berliner Cultur interessiren, Dank wissen. Derselbe hat bis zu seinem, am 29. December 1877 erfolgten Tode die Decadence der Berliner Posse bis zur völligen Austrocknung der stehenden Figuren und Scenen mit vielem Fleiss verfolgt und einer seiner Nachfolger vergleicht die Herabgekommene bei der Besprechung einer Neuigkeit vom 31. August 1878 mit einer „Mumie, die bei jeder kritischen Berührung zerbricht."

Wir stehen vor einem Berliner Kehraus. Derselbe ist vollständig; beklagte doch Kugler, nachdem er am 9. Januar 1877 einer Tanzaufführung im königlichen Opernhaus beigewohnt hatte, auch das „Erbleichen des einst so glänzenden Gestirns, wie man das Berliner Ballet wohl nennen könnte." Eine Stimme des oberen Raums der nun oft genannten Zeitung, über dem Feuilletonstrich, mahnt endlich, am 4. Juli 1875, zum Eingeständniss, dass die „deutsche Geschichtsschreibung und Philosophie von ihrer früheren Höhe herabgesunken sind" und namentlich die Erstere bei allem Wachsthum ins Breite „den Weg zum geistigen Gehalt" verloren hat.

So theilen also in der neuen Ära die Musen mit dem deutschen Gewerbe dasselbe Schicksal. Wenn das Letztere

so kümmerlich und verzweifelnd dasteht, als hätte ein auswärtiger Feind dreissig Jahre lang das Land zerstampft, so ist den Musen der Quell originaler Erfindung versiegt und sie nähren sich nur noch ärmlich mit ein paar patriotischen Brocken. Die lichten Höhen, aus denen sie sonst das Sinnen und Dichten ihrer Erkorenen anregten, sind nicht mehr ihre Heimath; auch sie sind nun Insassen des oben geschilderten Krankenhauses geworden.

XIV.

Die Politik Bismarck's gegenüber dem Vaticanischen Concil.

Barsch, wie der Ton der ganzen neuen Ära, kündigte sich auch die Dictatur der herrschenden Partei in den kirchlichen Angelegenheiten an. Die Machthaber, die im vorigen Jahrhundert anfingen, die Militäruniform zum Haus- und Staatsrock zu erheben, opferten der bürgerlichen Mode wenigstens soweit, dass sie neben dem Degen an ihrer Seite sich auch mit dem spanischen Rohr bewaffneten und mit diesem schwunghaften Instrument zu ihren legislativen Reformen den Takt schlugen. „Raisonnirt nicht! Wollt ihr wohl vernünftig sein!“ war der Text, dessen Auslegung sie mit ihrem bürgerlichen Scepter bekräftigten.

Der Fortschritt unserer heutigen Civilisation hat diesen Stab „Wehe!“ mit einem vornehmeren und imponirenderen Machtmittel ersetzt. Es ist die Majorität unserer festländischen gesetzgebenden Versammlungen, aber der Text ihrer Auseinandersetzungen ist der alte geblieben: „Raisonnirt nicht, seid vernünftig!“

Wir haben in den vorhergehenden Abschnitten unserer Geschichts-Übersicht die Leistungen dieser Majorität und ihrer bewunderten Führer auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und des bürgerlichen Gewerbes kennen lernen, werden uns daher von ihren Missgriffen in den innerlichsten Angelegenheiten des Gewissens und der Überzeugung, von den Illusionen über ihre eigene Macht und von den Mitteln, die sie zur Ausführung ihrer Gebote anwenden, nicht überrascht fühlen. Sie werden der römisch-katholischen Kirche dictiren, was zu ihren Glaubenssätzen gehört; sie werden darüber verfügen, dass diese Kirche, soweit sie sich zu den Beschlüssen des vaticanischen Concils

bekennt, eine andere und neue geworden ist, sie werden die wenigen Männer, welche diesen Beschlüssen widersprechen und Vertreter der alten und ächten Kirche sein wollen, als Lehrer in die Schulen der angeblich neuen Kirche schicken und als Seelsorger den Gemeinden der Vatikaner aufdrängen. Oberste Dictatoren über Verfassung und Lehre eines Weltreiches, welches hunderte von Millionen zu seinen Angehörigen zählt, werden sie Lehrer schaffen, denen die Eltern ihre Kinder entziehen, und Seelsorger ausschicken, die keine Gemeinden zur Amtirung finden. Im Rausch ihrer Allmacht werden sie das Unglück erleben, dass die geringe Anzahl der Anti-Vaticaner, welche als Norm ihrer Entscheidungen und als Hilfscorps für die Ausführung dienen sollen, ihnen unter der Hand verschwindet und bald nirgends mehr zu finden ist.

„Es muss sein," war das Motto, welches in den Beschlüssen dieser gebietenden Majorität durchgeführt wurde.

„Es muss, — es muss dem Staate zustehen, die Organe für die Schulaufsicht zu stellen," lautet es in den Motiven zu dem betreffenden Gesetze, — „er muss die Macht haben, — er muss in den Besitz dieser Machtmittel ohne Verzug gesetzt werden." Es handelte sich darum, an Stelle der bisherigen kirchlichen Aufsicht aus dem von uns oben geschilderten Bildungskreise und aus der Musse und Begabung desselben für grosse Culturaufgaben bürgerliche Kreis- und Local-Inspectoren für die Schulen zu ziehen. Es muss, rief Virchow in der Verhandlung des Abgeordnetenhauses über dieses Gesetz am 8. Februar 1872, „für eine gewisse Zeit in der That eine ministerielle Dictatur geschaffen werden!" Für sein gleichlautendes sonores „Muss" berief sich in der Verhandlung vom 10. Februar der Abgeordnete von Bismarck (Flatow) auf die gleiche Ansicht Virchow's, der für sein „Muss" die Einwendungen der Eltern so wenig berücksichtigt wissen wollte, wie man auf die Klagen des Tagelöhners hört, der für die Schulversäumnisse seines Kindes von dem Executor heimgesucht wird.

Je weniger die Majorität den Umfang des Bildungsmaterials, auf welches sie bei ihrer Dictatur rechnete, zu würdigen wusste, um so weniger war sie Bedenken in der Wahl ihrer Mittel ausgesetzt. Der Executor, den Virchow in der Debatte über das Schulaufsichtsgesetz als die Schutzmacht für das „Muss" citirte, erweiterte sich in den folgenden kirchlichen Debatten

zu dem Wächter über den Brotkorb, über die jährlichen Einkünfte der straffälligen Führer der Minderheit oder über die Zubussen, für welche ihnen liegende Gründe angewiesen waren.

So geht im Wachsen des Culturkampfes das Drängen der Majorität auf die Minderheit durch die Entziehung des Brotkorbes auf die Existenz; das Sperren der Ämter stürzt Hunderte von Kirchendienern in Darben und Elend; die Gefängnisse werden von denen angefüllt, deren Glauben sich der Überzeugung der überwiegenden und mit der Staatsgewalt ausgestatteten Mehrheit nicht fügen will und als Gewissensache nicht fügen kann. Mitglieder eines Vereins, von denen Viele für ihre Dienste im französischen Krieg mit Ehrenzeichen belohnt sind, werden vom deutschen Boden verbannt und einige von ihnen erhalten diese äussere Anerkennung ihrer Verdienste um Armee und Staat nachträglich ins Ausland bis in die fernsten Winkel Amerika's nachgeschickt. Erziehungs- und Lehranstalten, welche die Lücken der städtischen und staatlichen Pflege ausfüllen, werden aufgelöst und ihre Schützlinge einer Hilflosigkeit überlassen, welche weder der Staat, noch die betroffenen Stadtgemeinden bei ihrem Mangel an Lehrkräften und Fonds heben können; die Kirchen der Minderheit werden der geringen Zahl ihrer Mitglieder, die sich der Ansicht der mächtigen Majorität gefügt haben, zugewiesen; die Polizei drängt sich in das Innere von religiösen Stiften und in einem Falle, in welchem der Vertreter der öffentlichen Macht anerkanntermaassen sich in excessiver Weise benommen hat, wird dieser als ein „Büffel erster Sorte" von dem Ort des Excesses nach dem entgegengesetzten Punkte der Monarchie verpflanzt, dessen Bewohner in Folge ihres Klima's Stösse dieser Art vielleicht eher vertragen können. Die Frage, ob die Überzeugung der Mehrheit sich soweit praktisch geltend machen darf, dass sie das Allerheiligste der Minderheit durch die Polizei an geweihter Stätte als das winzige sinnliche Ding behandeln lässt, was sie in demselben sieht, ist von den Stimmführern der Majorität noch nicht ernstlich erwogen worden. Dagegen stürmen sie auf die parlamentarische Tribüne und suchen ihre Ehre darin, die Clauseln der Gesetzgebung so zu schärfen und zuzuspitzen, eine Schraube durch eine andere so sicher einzutreiben, dass die Minderheit gewiss „gefasst" werden kann und ihr kein Ausweg zum Entkommen übrig bleibt. Ein Sybel breitet einen Verein der Spionage und Denunciation über die beiden westlichen

Provinzen aus und bringt es durch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Unzuverlässigkeit der dortigen Beamten dahin, dass die Gemeinden jener Provinzen von dem Antheil an der neuen Kreis- und Provinzialordnung ausgeschlossen werden. Das hitzige Treiben dieses Geschichtsforschers bildet den würdigen Übergang zu dem Eifer der Berliner Witzblätter, die wir ihrer Inferiorität wegen nicht einmal unter den Musenproducten der neuen Ära aufführen konnten; ihre Jubel-Illustrationen zur Brotkorbgesetzgebung sind das rechte Gegenbild zur Sybel'schen Bevormundung der westlichen Provinzen; nur um einen Schritt hat eins dieser Blätter den gelehrten Forscher überflügelt, in jener Illustration nämlich, in welcher es den Bischöfen ihr gerechtes Ende weissagt: — ein Schlächter erhebt den Hammer gegen ein Rind, welches unter der neuerfundenen Schlachtmaske seine Hörner in der Gestalt der bischöflichen Mitra ausstreckt.

Wir werden das Getümmel sofort lichten, indem wir die Vertreter der Mehrheit nach ihrer Vergangenheit fragen und an ihre Gegenwart erinnern.

Sie glauben gegen die bischöflichen Streiter der Minderheit einen vernichtenden Schlag zu führen, indem sie denselben ihre anfängliche Gegnerschaft gegen die päpstliche Unfehlbarkeit vorwerfen. Allein, wie sind *sie* denn nun zu ihrer jetzigen Macht in den Tageblättern, auf der Tribüne und in der Gesetzgebung gekommen? Woher stammt ihre journalistische und parlamentarische Dienstmannschaft? Woran liegt es, dass sie auch jetzt noch, wo sie sich brüsten, Gesetz und Ordnung in einem militärisch mächtigen Reich zu bestimmen, ihrer Zukunft unsicher sind, — dass sie glauben und *zittern*?

Sie sind eine *Eroberung* des Mächtigen, dem sie nicht einen Groschen bewilligen wollten, eine *Kriegsbeute* derselben Armee, deren Formation sie sich fünf Jahre lang widersetzt hatten. Dem ohne ihren Beistand und gegen ihren Willen durchgedrungenen und früher von ihnen verwünschten Sieger gaben sie sich als Diener seiner Dictatur hin und als Nivelleure und Regulatoren der Geschäfts- und Verkehrsfreiheit in seinen territorialen Eroberungen. Das Bürgerthum nahm als Schmerzensgeld für ihre Zustimmung zur militärischen Dictatur das Geschenk hin, welches sie ihm in der Planirung und Erweiterung seines Geschäftsbetriebs darreichten. Es jubelte ihnen im Culturkampf gegen die katholische Minderheit zu und liess sich von ihnen,

wenn sie sich schliesslich von ihren Ansätzen zur Vertheidigung von Recht und Freiheit immer wieder dem Dictator zu Füssen warfen, „von Fall zu Fall“ narren. Aber sie fühlen, dass dieses bürgerliche Schauspiel nicht mehr allzuviel Acte erleben und die Geduld der Anhänger, welche die Erinnerung an ihre früheren freiheitlichen Schlagworte noch nicht ganz aufgegeben hat, eine öftere Rückkehr zu den Füssen desjenigen, auf dessen Namen sie gewählt sind, nicht ertragen wird.

Der Papst hatte auch eine innere Eroberung gemacht, als er am 18, Juli 1870 in einer Halle der Peterskirche die Anerkennung der persönlich in ihm centralisirten geistlichen Machtvollkommenheit von den Bischöfen entgegennahm. Diese Unterwerfung des Episkopats unterschied sich aber von der Dienstbarkeit der deutschen Nationalliberalen durch die freiwillige Entscheidung, die in einem langen parlamentarischen Kampfe gereift war.

Pius IX. wusste es so gut, wie das weltliche Europa, dass auf den österreichischen Krieg der Zweikampf zwischen Preussen und Frankreich folgen würde, und sah für seine Person und den Stuhl von Rom einer völligen Isolirung entgegen. Napoleon III. hatte zwar im Jahre 1868 in den Verhandlungen mit dem Cabinet von Florenz noch einmal als Schutzvogt der Kirche gehandelt und das „Niemals“ Rouher's — „Niemals wird Italien sich Roms bemächtigen; niemals wird Frankreich diese Gewaltthat gegen seine Ehre und den Katholicismus ertragen“ — bestätigt. Dem italienischen Cabinet, welches sich auf seine Ohnmacht gegen den nationalen Ruf nach Rom berief, hatte er standhaft den Septembervertrag des Jahres 1864 entgegengestellt.

Aber für wie lange konnte man auf seine Ausdauer rechnen? Bisher hatte er vom Nationalprincip gelebt und für die Opfer, die er im Namen desselben verlangte, Macht, Ansehen nach aussen und Respect bei den Unzufriedenen Frankreichs gewonnen. Wenn nun aber eine Collision kam, die von ihm auch ein Opfer, die Auslieferung der ewigen Stadt an Italien und die Zurückziehung seiner Truppen forderte?

Der Kenner der menschlichen Versuchungen und Leidenschaften, Balzac, hat in seiner „Elendshaut“ ein Bild von den Martern jenes Glücklichen entworfen, der, mit einem Fell beschenkt, aus dessen Striemen und Schnitzeln ihm die Mittel zum Wohlleben und Genuss zufielen, nachdem er in den Freuden

dieser Welt geschwelgt hatte, das Fell auf einen winzigen Schnitzel eingeschwunden sieht und von der Noth und Leidenschaft sich auch um dieses und sein Leben bringen lässt.

Solch' ein Elendsfell war für Napoleon III. das Nationalitätsprinzip. Erst hatte er sich mit dessen Abfällen um die Donaufürstenthümer verdient gemacht und von weitem auch Montenegro und Serbien gelockt. Die grossen Schnitte, die er mit dem gallischen Schwert in das Fell that, verschafften ihm die Triumphe des italienischen Feldzugs. Seitdem schnitt und schnitt er immer zu, aber die Kosten für das Jahr 1859 hatten von dem Zauberding soviel hinweggenommen, dass er nur noch kärgliche Schnitzel opfern, in den polnischen Wirren nur als redseliger Protector auftreten konnte und in der schleswig-holsteinischen Staatsaction sich auf die thatlose Sympathie mit einer nationalen Erhebung beschränken musste.

Der Depeschenwechsel zwischen seiner Regierung und Florenz im Jahre 1868 stellte ihn vor die Frage, ob er der italienischen mit Rom das letzte Geschenk und sie von Frankreich unabhängig machen sollte. Er beschloss vielmehr wirthschaftlich zu Werke zu gehen, den letzten Schnitzel in Händen zu behalten und Alles an die Behauptung des Zaubers dranzusetzen.

Der Papst sah schärfer in die Zukunft und glaubte nicht, dass der Kaiser sich in Rom behaupten könne; darum erliess er am Peters- und Paulstage desselben Jahres, in welchem sein Schutzvogt das Gelübde der Standhaftigkeit that, die Bulle, welche die Eröffnung des vaticanischen Concils für den 8. December 1869 festsetzte.

Er beobachtete ferner, wie der Kaiser im Laufe des Jahres 1869 und im Anfang des folgenden, umgeben von Aufständen und Verschwörungen, zwischen Verfassungskünsteleien, einmal selbst der Wiederbelebung des Orleanistischen Regimes, und zwischen Vorbereitungen zu einem neuen Staatsstreich hin und herschwankte, aber schon zu mittellos und erschöpft war, um eine Wahl zu treffen und durchzuführen. Um so sicherer ging er selbst seinen Weg und beschleunigte im Frühjahr 1870 den Gang des Concils.

An irgend einen Beistand der weltlichen Mächte durfte er nicht denken. Spanien, nach dem Sturz Isabellens unter republikanischen Regenten, erklärte sogar der ausschliesslichen Herrschaft seines alten Katholicismus den Krieg. Russland hatte

seinen katholischen Bischöfen den Besuch des Concils verboten und arbeitete an der Trennung des polnischen Katholicismus von Rom; die freie Hand, die es seit dem Tage von Königgrätz für seine westlichen Gebiete gewonnen hatte, war systematisch thätig, um das Polenthum auch kirchlich an die Oberhoheit von Petersburg zu fesseln. Diese längst von ihm vorhergesehene Isolirung bestärkte Pius in seinem Entschluss, den geistlichen Cäsarismus zu gründen und seine Centralisation den weltlichen Mächten entgegenzustellen.

Die absolute Einsamkeit des Papstes innerhalb des Kreises der Grossmächte des Festlandes wurde durch den Wunsch Napoleon's, neben aller Schutzvogtei über Rom sich ein eigenes gallisches Kirchenthum heranzubilden, und durch die Beust'sche Emancipirung Österreichs von einem Theil der kirchlichen Einmischung vollendet. Dazu kam die fast allgemeine Überraschung und Befremdung des europäischen Publikums durch die Nachricht, dass in den Commissionen des Concils das Dogma von der Unfehlbarkeit, von welchem man kaum noch etwas wusste, im modernsten persönlichen, d. h. in dem seit dem alten Napoleon zur Tagesordnung erhobenen, cäsarischen Sinne vollendet werden sollte. Es konnte keinen geeigneteren Augenblick geben, um unter dem Beifall des Publikums eine Verständigung der Regierungen gegenüber diesem heroischen Wagniss in Vorschlag zu bringen.

In der That ging ein solcher Vorschlag von dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst aus. Derselbe stand an der Spitze des bayrischen Ministeriums und besass an seinen drei Brüdern eine internationale Verbindung, welche seiner Anregung an drei der verschiedensten Stellen Eingang versprach. Der ältere Bruder, Victor, Herzog von Ratibor und Fürst von Corvey schien ganz dazu geeignet, um die Culturidee in Preussen zu empfehlen. Constantin, der jüngste Bruder, bekleidete am kaiserlichen Hofe zu Wien die höchste Charge und stand dem Cardinal Erzbischof von Wien nahe genug, um durch diesen, welcher der päpstlichen Neuerung keineswegs hold war, das österreichische Episkopat in eine Streiterschaar gegen Anhänger des Papstes zu vereinigen. Das Glück hatte es dann so gefügt, dass der Prinz Gustav, Erzbischof von Edessa (i. p. i.) und Grossalmosenier des heiligen Vaters, als Cardinal auf dem Concil selber in die Schlacht der Meinungen eingreifen konnte.

Der bayrische Ministerpräsident stand ferner mit dem Münchener Stiftsprobst Döllinger in naher Verbindung und erhielt von demselben die Zusicherung, dass ihm der Beistand des deutschen Episkopats und der deutschen Wissenschaft gewiss sei. Die protestantische Kolonie, welche München seit den Tagen Ludwigs I. und dessen Nachfolgers auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft erhalten hatte, war allerdings nicht ohne Einfluss auf das dortige Beamtenthum und Bürgerthum geblieben und man konnte darauf rechnen, dass eine Schärfung des katholischen Dogma unter diesen eine sehr geringe Sympathie finden würde. Eine ähnliche Einwirkung der Gelehrtenwelt auf Beamten- und Bürgerthum hatte zwischen Bonn und Köln stattgefunden und der dortige Erzbischof stand mit demjenigen Theil des französischen Episkopats, welcher die Freiheiten der gallicanischen Kirche behaupten wollte, nicht ausser Verbindung. Dupanloup z. B., Bischof von Orleans, der Vorkämpfer der Gallicaner, hatte ihm im Herbst des Jahres 1869 einen Besuch abgestattet. Die württembergische Geistlichkeit, unter Hefele, dem Bischof von Rottenburg, lebte wie in einem abgeschlossenen Thale, war von schwäbischer Philosophie getränkt und glaubte sich unter dem Schutz ihres Bischofs gegen jede neue Anspannung der Glaubenskraft gesichert.

Ein Zweifel an der Zertrümmerung der katholischen Kirche in einen Haufen von Nationalkirchen galt damals als Anmaassung. Russland dictirte seinen Polen einen russificirten Katholicismus; Spanien entkatholisirte sich; die ungarische Regierung arbeitete daran, ihre katholische Kirche mit der gleichen Autonomie zu beschenken, mit der sie ihre israelitischen Gemeinden in die Hand der Pester Centralstelle gebracht hatte; der schwache Erzbischof von Prag fasste aus Furcht vor den hussitischen Aufzügen seiner Czechen den Muth zur Gründung einer czechischen Landeskirche. Über allem Zweifel stand aber die Errichtung einer katholischen Nationalkirche in Deutschland, als der bayrische Ministerpräsident durch sein Circulair vom 9. April 1869 die europäischen Regierungen zu einer gemeinsamen Vereinbarung über die Unzuträglichkeiten einlud, die ihnen durch den Einfluss des vom Concil zu erwartenden Dogmas auf die Stellung der Bischöfe zur Staatsmacht erwachsen würden.

Alle diese Pläne zu Vorarbeiten gegen gefährliche Wir-

kungen der Concilsbeschlüsse strich Bismarck aus dem Tageszettel der diplomatischen Aufgaben; am wenigsten hielt er es für angemessen, die allgemeine Hoffnung auf die nahende Geburt von Nationalkirchen in die Berechnungen und Operationen der Diplomatie aufzunehmen. Die Anfrage Hohenlohe's nahm er sehr kühl auf und nannte, als er dessen Circular dem norddeutschen Gesandten am päpstlichen Hofe, Harry von Arnim am 2. Mai 1869 zuschickte, für den bayrischen Vorschlag, schon jetzt gegen etwaige einseitige Beschlüsse Verwahrung einzulegen, die Sachen noch in keiner Beziehung reif.

Diese Ansicht führte er auch in sehr präciser Form noch weiter aus, als der Gesandte in einer Reihe von Berichten gleichwohl noch auf augenblickliche Beschlüsse hinzuwirken suchte. So kam derselbe in dem Antwortsbericht vom 14. Mai, obwohl er die Bedeutung des Concils in verkleinernderen Ausdrücken, als sein Vorgesetzter sich erlaubt haben würde, herabgesetzt, die einzige nennenswerthe Streitfrage desselben einen müssigen Wortstreit und jeden Versuch einer Einmischung der Regierungen in diesen Streit um blosse Schulfragen einen bedauerlichen Act genannt hatte, auf den Vorschlag einer activen Betheiligung der deutschen Regierungen an den Verhandlungen des „wissenschaftlichen Vereins" zurück, auf dessen Stufe er das künftige Concil herabsetzte. Er nannte es nämlich, da in diesem Verein doch auch Normen über das Verhältniss zwischen Kirche und Staat aufgestellt würden, für angemessen, die Zulassung von Bevollmächtigten der deutschen Regierungen (oratores) zu fordern, damit diese rechtzeitig ihren Protest einlegen könnten.

Trotz der Auseinandersetzung des Bundeskanzlers vom 26. Mai 1869, wonach es „für Preussen verfassungsmässig wie politisch nur einen Standpunkt gibt: — den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und die entschiedene Abwehr jedes Übergriffs auf das staatliche Gebiet", presste die unglückliche Lage der künftigen Nationalkirchengründer schon in den ersten Wochen des Concils dem Gesandten neue Nothrufe um Hilfe ab und sein Vorgesetzter schrieb ihm wieder am 5. Januar 1870: „ein voreiliges Eingreifen in die augenblickliche immer noch chaotische Lage der Dinge würde der Entwicklung der Dinge eine unerwartete Richtung geben und Elemente, auf welche wir gern zählen möchten (die Männer der Opposition) nach der andern Seite hindrängen."

Aber noch ehe zwei Monate vorüber gingen, ward die Lage der Opposition geradezu eine verzweifelte und der Gesandte muss die dringendsten Hilferufe gegen die Macht der Curie und der Concilmehrheit nach Berlin gerichtet haben, denn sein Vorgesetzter schrieb in der Instruction vom 13. März: „wie weit die Bischöfe in der Wahrung ihrer Rechte gehen wollen oder können, haben sie allein mit ihrem Gewissen abzumachen; ihnen kommt allein die Action auf dem kirchlichen Gebiete zu; die Action des Staats kann erst beginnen, wenn die Folgen auf dem äusserlichen Gebiet in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Eingreifen würden wir die Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren."

Bismarck entging durch diese reservirte Haltung den Niederlagen, welche andre Staatsmänner mit ihren Actionsversuchen erlitten. Hohenlohe, der ausserdem im Beginn des Jahres 1870 einem katholisch gesinnten Cabinet weichen musste, konnte nicht einmal Österreich für seinen Plan gewinnen. Der Reichskanzler Beust, der ihn ausserdem für ein vorgeschobenes Werkzeug oder verlornen Posten Preussens hielt, machte ihn in der Antwort auf sein Rundschreiben darauf aufmerksam, dass eine Vorkehr gegen politische, noch nicht einmal thatsächlich feststehende Absichten des Concils einem Staat mit freien Verfassungszuständen nicht wohl anstehe und nur im Nothfall eine nachfolgende Abwehr zulässig sei.

Frankreich hielt noch im Jahr 1869 an der Neutralität des Staats in Kirchenfragen fest. Daru aber, der Minister des Auswärtigen in dem orleanistischen Cabinet der ersten Monate des Jahres 1870, liess sich vom Bischof von Orleans einreden, dass ein Wink von seiner Seite genügen werde, um die Curie den Staatsinteressen Frankreichs fügsam zu machen, und meldete durch den päpstlichen Gesandten in Rom der Curie, dass Frankreich das ihm zustehende Recht, sich durch einen besonderen Bevollmächtigten (einen orator) beim Concil vertreten zu lassen, reclamire. Durch die entgegenkommendste Antwort der Curie in Verlegenheit gesetzt, erklärte er, sich mit dem Zugeständniss begnügen zu wollen, dass ein französischer Bischof am Concil die Rechte Frankreichs vertreten dürfe. Aber kurz vor dem Fall seines Cabinets erhielt er noch die beschämende Eröffnung Antonelli's, dass ein mit der Vertretung des französischen Stand-

punkts betrauter Bischof unmöglich die Pflichten des Gesandten und des Concilsmitglieds würde vereinigen können.

Für die deutschen Bischöfe war Döllinger's Einvernehmen mit einigen Regierungen ein Schreckmittel, sie der Curie in die Arme zu treiben. Sie erinnerten sich, dass derselbe im December des Jahres 1848 auf einer Katholikenversammlung das Bild einer grossen deutschen Nationalkirche entworfen hatte, — gedachten auch des damaligen Gerüchts, dass er sich selbst als den Primas des Nationalinstituts betrachtete. Ihnen selbst wäre zur Einschränkung der päpstlichen Absolutie der Schimmer einer eigenen Autonomie mit nationaler Solidarität, vielleicht auch mit einer Gesammtvertretung auf nationalen Synoden angenehm gewesen; aber andrerseits war, zumal wenn schon ein Primas auf dem Plane stand, die Abhängigkeit dieses Nationalinstituts von einer deutschen Bundes-Regierung nicht zu vermeiden.

Mitten in der Pein dieser Bedenken überfiel die Bischöfe ein wahrer Schrecken, als im Anfang des März 1870 eine Dankadresse des höhern Bürgerthums von Köln an Döllinger für seine freisinnigen Bemühungen gegen die Pläne der Curie in Umlauf kaum. Jetzt sahen sie die nationale Bewegung, welche Döllinger zu einer Vereinbarung zwischen Bischöfen und Regierungen in Pflege genommen hatte, in die Kreise des liberalen Bürgerthums eintreten und befürchteten, dass nun die Gemeinden in die Gewalt der Regierungen kommen könnten. Jetzt, da zugleich die Entscheidungsstunde des Concils nahte, kamen sie untereinander überein, dass der Protest ihrer Fuldaer Erklärung vom 6. September 1869 gegen die Möglichkeit einer „neuen“, in der Überlieferung der Kirche nicht begründeten Lehrbestimmung durch das Concil, nur die Opportunität der Infallibilitäts-Definition hatte bezweifeln sollen. Die wenigen Anhänger dieses Dogma, welche das Fuldaer Schriftstück unterzeichnet hatten, lebten von vornherein des Glaubens, dass ihr Credo nicht am Makel der Neuheit leide.

Noch eine andere grosse Überraschung brach den Widerstand des Episkopats gegen die päpstliche Centralisation; die Bischöfe mussten sich darauf gefasst machen, bei der Rückkehr aus Rom ihre Heimath sehr verändert zu finden. Von Frankreich war eine Bewegung ausgegangen, welche sich auch in Deutschland bemerklich machte. Dupanloup hatte sie mit dem journalistischen „Avertissement“ eingeleitet, welches er gegen

den Laien Veuillot und dessen Einmischung in die Angelegenheiten der Kirche (in dem „Univers") geschleudert hatte. Gleichzeitig (Ende des Jahres 1869) hatte des Ersteren Bundesgenosse, Maret, Erzbischof von Syra (i. p. i.) sein Ideal der regierenden geistlichen Aristokratie mit so grosser Machtvollkommenheit ausgestattet, dass für die niedere Geistlichkeit nur der stumme Gehorsam, wie für den Papst die constitutionelle Rolle eines geistlichen Louis Philipp übrig blieb. Der Gedanke, unter einem mit erhöhter Macht bereicherten Episkopat zu stehen, hatte für die niedere Geistlichkeit nichts Verlockendes, und wie die Bischöfe gegen die Regierungen bei dem Papst ihre Zuflucht suchten, bot sie sich nun dem geistlichen Oberherrn als seine Streiterschaft an. An ihr gewann Pius, als ihn der Spruch des Concils vom 18. Juli 1870 zum geistlichen Cäsar erhob, seine geistliche Demokratie. Zu dieser populären Schaar gesellten sich in Folge des Leidens für Gewissen und Überzeugung und nachdem die Nationalliberalen einen Theil des öffentlichen Rechts nach dem andern geopfert hatten, zahllose Genossen von Laien und bestärkten sich in der Einsicht, dass nur auf dem erneuerten und gesicherten Boden jenes Rechts die kirchliche Freiheit zu gewinnen ist.

Bismarck hatte während des Concils allen Reizungen widerstanden, die ihn zum Eingreifen in die Geburtswehen des vaticanischen Beschlusses zu verlocken suchten. Er verschob seine Entschliessung zu dem Augenblick, wo das Episkopat und die katholische Partei sich zu einem Übergriff in die Rechte und die Überlieferungen des Staats fortreissen liessen. Der Sinn seiner Politik war, zu warten, ob die katholische Partei zur unrechten Zeit und bei einem übel gewählten Anlasse ihr Misstrauen gegen die Absichten der Regierung äussern und sich zu einem Fehlgriff fortreissen lassen würde. Das Urtheil über die Rechtmässigkeit seines Culturkampfes hängt daher von der Entscheidung der Frage ab, ob er es richtig getroffen hat, als er den Antrag der Partei bei der ersten Adressdebatte nach dem französischen Krieg auf Verurtheilung des Nicht-Interventions-Prinzips zur Legitimation seiner Kriegserklärung benutzte, und ob nicht vielmehr sein Entschluss, eine bloss unbedachtsame Thorheit, die gegen eine Floskel des heutigen diplomatischen Codex Sturm laufen wollte, zum Kriegsfall zu erheben, ein Fehlgriff war.

XV.

Die Römerzüge der Bismarck'schen Ära.

Dem Historiker Sybel ward in der ersten Sitzung des deutschen Reichstags, am 30. März 1871, ein Ehrentag zu Theil, wie ihn je kaum ein Geschichtsschreiber erlebt hat. Die Vertreter des neugegründeten Reichs bekannten sich zu dem Programm, für welches der Bonner Gelehrte Jahrzehnte hindurch gekämpft hatte, und beeilten sich, vor den Lockungen zu warnen, welche die wiedererweckten Namen Kaiser und Reich und die mit denselben verbundenen Erinnerungen an die Heereszüge der mittelalterlichen Kaiser auf manche Gemüther noch ausüben könnten. Der Abgeordnete v. Bennigsen nahm in diesem Sinne auf der Tribüne zuerst das Wort, weihte sie als Friedenskanzel ein und legte es mit seiner sanften und schmelzenden Weise der Nation ans Herz, dass jene Verirrungen früherer Kaiser nur aus ihren thörichten Ansprüchen auf die Beerbung des alten römischen Imperatorenthums hervorgegangen seien, die kaiserliche Regierung des neuen Reichs aber in Uebereinstimmung mit den Gefühlen des deutschen Nordens an Nichts weniger denke, als in die „alten Fehler einer deutsch-italienischen und deutsch-kirchlichen Politik“ wieder einzulenken und die furchtbaren Gegensätze zwischen Kaiser und Papst wieder zu beleben.

Die überwiegende Mehrheit der Abgeordneten, in deren Namen Bennigsen sprach, hatte noch ausdrücklicher als ihr beredter Führer die Verpflichtungen anerkannt, welche sie Sybel für seine Aufklärung über das Unheil der Hohenstaufischen Politik schuldig war. Es galt der Erwiderung auf die Thronrede, namentlich auf deren Absatz, welcher die Bereitwilligkeit Deutschlands versichert, „die Achtung, die es für seine Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, auch der Unabhängigkeit aller andern Staaten und Völker zu zollen.“ An der entsprechenden Stelle des Adressentwurfes glänzte, neben einem historischen Rückblick auf die Eingriffe der Hohenstaufenpolitik in die Lebensinteressen Italiens und auf den selbstverschuldeten Verfall Deutschlands, ein zuversichtliches Bekenntniss der Nicht-

Interventionspolitik und der Ausdruck der kühlen Hoffnung, dass „die Tage der Einmischung in das Leben anderer Völker unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren werden.“

Die Geflissentlichkeit der Bennigsen'schen Redewendungen und der Versicherungen des Adressentwurfes war die Antwort auf einen Zwiespalt, welcher in der Adresscommission gespielt hatte. Die Vertreter der Minderheit, fünfzig und einige katholische Abgeordneten, wollten die Entscheidung über die Zukunft des Reichs weder der Reminiscenz aus den Streitschriften eines Parteihistorikers, noch einer theoretischen Floskel, welche das Misstrauen des Auslandes doch nicht entwaffnen würde, überlassen sehen. Da sie aber an der Eingenommenheit und missgünstigen Stimmung ihrer Gegner abprallten, waren sie aus der Commission ausgeschieden und an der Stelle ihres Adressentwurfs, wo die Mehrheit in dem ihrigen historische Belehrungen und Stichworte der Tagesdiplomatik zusammengehäuft hatte, war eine beredte Lücke gelassen.

Bis jetzt hatte die Minderheit weder mit einem Schritt noch Wort zur Annahme Anlass gegeben, dass sie sich mit dem neuen Reichsverhältniss nicht arrangiren würde. Einen Römerzug unter Moltke's Führung zur Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes verlangten sie nicht; wenn der Abgeordnete Windthorst in der Debatte des 30. März an den Satz der Thronrede über den wohlthätigen Erfolg der deutschen Vermittelung in der Pontusfrage erinnerte und für die Regelung der römischen Frage auch nicht mehr als eine solche Einmischung verlangte, so war die Forderung einer „kleinen“ Berücksichtigung der katholischen Interessen von Millionen deutscher Mitbürger weder unbillig, noch übertrieben.

Derselbe Windthorst hatte nicht Unrecht, wenn er aus Miquel's gebietendem Wort: „vor allem Andern müsse das moderne deutsche Reich jede Intervention aus religiösen Gründen meiden,“ den Schluss zog, dass man „nur in dieser Angelegenheit nicht nach dem Rechten sehen wolle.“ Der Protest der liberalen Adresse gegen alle Interventionspolitik war in der That nur gegen die katholische Partei gerichtet. Die Debatte des 30. März war nur ein Schauturnier und der Eifer, mit dem sich die Letztere an der Unterhaltung dieses Tages betheiligte, um so mehr eine Thorheit, als das Gefecht sich nur um eine

Schul- und Compendienfrage drehte. Die bedeutende Centralstellung, welche die Partei inmitten der ihr aufgedrungenen Isolirung einnahm, würde noch wichtiger geworden sein, wenn sie mit dem Gebrauch ihrer Waffen auf das Eintreten der Intervention gewartet hätte, welche die dogmatische Ueberstürzung der Liberalen doch unausbleiblich machte.

Dagegen war sie wohl dazu berechtigt, in der Sitzung des Reichstags vom 1. April mit ihrem Antrag auf Einfügung der Grundrechte für Press- und Vereinsfreiheit in die deutsche Reichsverfassung aufzutreten. Jene Kriegsbereitschaft und Ausrüstung mit allerlei Strafmitteln gegen die katholische Kirche für den Fall der Unfehlbarkeits-Erklärung, in welche der norddeutsche Gesandte bei der Curie, Harry von Arnim, seine Privatfreunde während der Concilszeit einen Blick thun liess, wird bei der Rührigkeit der süddeutschen Kreise so wenig ein Geheimniss geblieben sein als die Aussicht, die er auf russisch-polnische Zustände für Deutschland eröffnete. Man erinnerte sich auch noch lebhaft jener Schrift, in welcher der Hofprediger und Generalsuperintendent Hoffmann die „Evangelisirung" von ganz Europa, mit Einschluss des Sultans, als Folge der Königgrätzer Schlacht prophezeite. Die Fraction unterlag zwar mit ihrem Antrag auf eine „Magna charta des Religionsfriedens" der liberalen Strömung, die auf eine Ausnahme-Gesetzgebung losging und mit dem Leichtsinn eines Treitschke die Grundrechte als das Spielwerk der Kinderzeit von 1848 fortspülte. Aber nach einer neunjährigen Anstrengung für dieselben Güter kann sie heute ihre Gegner vom 1. April 1871, einen Schulze (Delitzsch), welcher damals die Vertheidigung der Grundrechte unzeitgemäss nannte, oder diejenigen, die ihr an jenem Tage egoistische Sorge für ihre kirchlichen Angelegenheiten vorwarfen, fragen, wohin sie denn nun mit ihrer Zeitberechnung und mit der Sorge für ihre eignen Interessen gelangt sind.

Bismarck sah wie die Mehrheit des Reichstags in dem Auftreten der Katholiken eine Mobilisirung und Kriegserklärung und beschloss, dem Erfolg seiner Getreuen noch einigen Nachdruck zu geben. Er intervenirte noch nicht, sammelte auch noch nicht Verbündete zu einem Zug über die Alpen; er recognoscirte zunächst nur das Terrain von Rom. Wenige Wochen nach den lebhaften Debatten des Reichstags verbreitete sich das Gerücht, dass er ein Tadelsvotum, ja eine vollständige

Desavouirung der unruhigen Reichstagsfraction aus dem Vatican erreicht habe. Der Bayrische Gesandte bei der Curie, Graf Tauffkirchen, war von ihm als zeitweiliger Geschäftsträger beauftragt worden, beim Staatssecretär Antonelli sich zu erkundigen, ob die Haltung jener Fraction in ihrem Auftreten für die Interessen des heiligen Stuhls den Absichten Sr. Heiligkeit des Papstes entspreche; wir sind aber in dieser Angelegenheit nicht so reichlich wie in dem Arnim'schen Falle mit diplomatischen Actenstücken versorgt worden, um die Anfrage des Reichskanzlers in ihrer Urform zu würdigen. Wir müssen uns vielmehr an der Antwort Antonelli's vom 5. Juni auf des Bischofs von Mainz besorgnissvolle Erkundigung vom 18. Mai genügen lassen, wonach der Staatssecretär den nach Zeitungsnachrichten eingebrachten Antrag auf eine Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft der Kirche für verfrüht gehalten habe. Die Recognoscirung war also verfehlt, da ein solcher Antrag in jener Reichsdebatte nicht erfolgt war.

Indessen kam im Frühjahr 1872, als die ersten ernstlichen Zuckungen des Culturkampfs eingetreten waren, ein eindringlicher Interventionsversuch; es ist der Plan, ein trojanisches Pferd in den Vatican einzuführen, — die Hohenlohische Angelegenheit.

Ehe der deutsche Geschäftsträger von Derenthall den 25. April 1872 an den Pforten des Vaticans anklopfte und für den gefährlichen Gast um Einlass anfragte, war die „Kölnische Zeitung“ vom 23. April mit der Nachricht beglückt worden, dass der Cardinal Hohenlohe zur Vertretung des deutschen Reichs beim römischen Stuhl ausersehen sei, und meldete der Telegraph an demselben Tage nach Wien und Pest, dass sich eine Versöhnung zwischen der deutschen Regierung und dem Papste vorbereite. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ vom 26. April brachte unbekümmert darum, woher diese Veröffentlichung eines ministeriellen Amtsgeheimnisses stamme, die Nachricht des rheinischen Blattes und zugleich die Deutung der „Spener'schen Zeitung“ von demselben Tage, wonach es in Folge dieser „Neubesetzung“ eines wichtigen Gesandtenpostens den ultramontanen Reichsfeinden schwer sein würde, die Sage von einem Kriegszustande zwischen dem deutschen Reiche und der katholischen Kirche aufrecht zu erhalten. Den Tag darauf setzte eine Berliner Feder dem Wiener „Fremdenblatt“ die Vor-

züglichkeit des vollzogenen Beschlusses auseinander, da Prinz Hohenlohe, ein Deutscher, mit den deutschen Verhältnissen vertraut, durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen in steter, engerer Beziehung mit hervorragenden deutschen Persönlichkeiten, am preussischen Hofe persona grata, zugleich mit dem Vertrauen des Papstes beehrt sei.

Während Nichts von einer Antwort des Vaticans auf Derenthall's Anklopfen verlautete, füllten die Officiösen die unheimliche Pause mit Betrachtungen über die eigentliche Aufgabe des Cardinals aus und stimmten in der Ansicht überein, dass seine Arbeit sehr leicht, sein Geschäft sehr einfach sein würde. Da es sich von selbst verstehe, meinten sie, dass die schwierigeren Fragen und Angelegenheiten, in welchen sich die Aufgaben und Interessen des Staats und der Kirche berühren, der Regelung durch die staatliche Gesetzgebung unterliegen, so hätte er weiter Nichts zu thun, als das Herz des Heiligen Vaters zu erwärmen und dafür Sorge zu tragen, dass die Auffassung und die Schritte der deutschen Regierung von Seiten der Curie eine richtige Würdigung und, soweit möglich, moralische Unterstützung fänden.

Zum Theil gaben diese Federn die Stimmung eines nicht einflusslosen Kreises wieder, in welchem man auf die Stichworte des Parteizwistes, wie Jesuitismus und Ultramontanismus, nicht viel gab, den Protesten des katholischen höheren Bürgerthums gegen die Concilsbeschlüsse keine nachhaltige Kraft zutraute, im Altkatholicismus nicht Masse genug zu einer sichtbaren Organisation erblickte und in Döllingers gelehrter Opposition keine zuverlässige Basis sah. Man wollte in diesen Kreisen Ruhe, etwas Verlässliches, Thatsächliches und Amtliches haben und glaubte, dass man das Alles mit Hohenlohe's Ernennung auf leichte Weise bekommen könne.

Gleichwohl gab es auch eifrige Nationalgesinnte, welche diese Ernennung mit Bestürzung vernommen hatten und befürchteten, dass ein Streit, der einen belebenden Bruch zu versprechen schien, in einen dumpfen Frieden verlaufen könne. Ihnen musste Trost gespendet werden und sie erhielten ihn in einer Berliner Correspondenz der „Weserzeitung“ vom 2. Mai. Sie wurden nun darüber aufgeklärt, dass der Berliner Act, der einen Rückzug der Bismarck'schen Politik anzukündigen schien, nur eine veränderte Schlachtordnung sei. Man belehrte

sie, dass die Ernennung des Cardinals, welcher der Sage nach seinen Bruder, den bayerischen Ministerpräsidenten, zum Kriegsruf gegen das Concil getrieben habe, nur der „Versuch des Reichskanzlers sei, die Jesuiten auf ihrem eigenen Felde und mit ihren Waffen zu schlagen.“ Der Correspondent der „Weser-Zeitung“ vermuthete sogar, dass der Botschafter des deutschen Reichs dazu bestimmt sei, „in Rom bei einem kurz oder lang bevorstehenden Conclave als Cardinal die Interessen des religiösen Friedens zn vertreten“ und gegen die Kirche der Jesuiten den Kampf zu bestehen.

Allein in demselben Augenblick als dem deutschen Publikum das kunstvoll gezimmerte trojanische Pferd vorgestellt wurde, hatte man im Vatican beschlossen, es nicht aufzunehmen.

Der Geschäftsträger Derenthall hatte nach seiner vertraulichen Anzeige, dass der ernannte Gesandte nächstens selbst eintreffen werde, um sich zu vergewissern, ob seine Ernennung dem Papste genehm sei, sieben Tage lang vergeblich auf eine Antwort des Staatssecretärs gewartet und nach einem erneuten Auftrag seines Vorgesetzten vom 1. Mai amtlich noch an demselben Tage den Staatssecretär um Mittheilung der Entscheidung des heiligen Vaters ersucht. Der Cardinal Antonelli erwiderte ihm unterm 2. Mai, dass er gemäss seiner vertraulichen Mittheilung vom 25. April der Ankunft des Cardinals Hohenlohe entgegengesehen habe, nun aber nach Einholung der Befehle Seiner Heiligkeit ihm mittheile, dass derselbe bedauere, einen Cardinal der heiligen Kirche, auch wegen der augenblicklichen Umstände des heiligen Stuhls nicht zur Annahme eines so wichtigen und delicaten Amtes autorisiren zu können.

Die Tagesblätter, welche den Stein mit ihren ermunternden Zurufen begleitet hatten, mussten ihm nun bei seinem Herabgleiten ihre Denksprüche und Trostworte nachrufen. Die „Norddeutsche Allg. Zeitung“ droht, diese Vereitelung eines Arrangements, wonach der Papst in der Anschauung und Beurtheilung deutscher Dinge vor Fälschungen hätte gesichert werden können, möge sich wohl in der bevorstehenden Debatte über die Jesuiten-Frage verwerthen lassen. Die „National-Zeitung“ vom 4. Mai stellt die Geduld des Reichskanzlers auf die Probe, indem sie die römische Expedition in launigem Humor als ein „Impromptu“ bezeichnet, auf dessen Ausgang man selbst nicht

viel Gewicht gelegt habe, und überfällt ihn mit der Plauderei eines enfant terrible und mit der Frage, was er wohl im Frühjahr 1866 gesagt haben würde, wenn es Osterreich auch eingefallen wäre, den Grafen Lippe oder Herrn von Bodelschwingh zu seinem Gesandten in Berlin zu bestellen.

Die schwergerüsteten Officiösen drangen indessen tiefer in die Stimmung des Publikums ein und arbeiteten, z. B. in der „Weserzeitung" und „Frankfurter Presse" vom 9. Mai, nach einem Schema, wonach das Volk durch die päpstliche Verschmähung des Friedensantrages ebenso aufgeregt sei, und ebenso leidenschaftlich den Krieg verlange, wie es in den Emser Julitagen des Jahres 1870 den Kriegsruf erhob.

Obwohl die Mythe jener Tage, dass es in Ems damals einen Beleidiger und einen Beleidigten gegeben habe, von gewichtiger Stimme längst widerlegt war, spielte die Erinnerung an diese angebliche Begebenheit in den Kriegsrufen der officiösen Presse eine sehr wichtige Rolle und Bennigsen knüpfte an die dadurch erregte „gemeinsame Empfindung des deutschen Volks" an, als er in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1872 die päpstliche Zurückweisung der Friedenshand als eine „gegen das Oberhaupt des deutschen Reichs gerichtete Verletzung" bezeichnete.

Die Angelegenheit war in ihren allgemeinen Umrissen nothdürftig erledigt, als Windthorst in derselben Reichstagssitzung, auf die Bemerkung des Reichskanzlers, dass ihm in seinen einundzwanzig diplomatischen Amtsjahren noch kein ähnlicher Fall vorgekommen sei, erwiderte, dass diessmal auch zum erstenmal der Diener eines andern Souverains auserkoren war, bei seinem Dienstherrn für den Monarchen, der ihn zu seinem Gesandten gewählt hatte, dessen Dienste zu verrichten.

Allein die spätere Arnim-Angelegenheit brachte mehrere Schriftstücke zu Tage, die auf die Hohenlohe'sche Sache ein sehr belehrendes Licht warfen. In jenem an den Kaiser gerichteten und am 24. Januar 1876 im Reichsanzeiger veröffentlichten Bericht, erinnert der Reichskanzler daran, wie ihm, als er den Versuch machte, die Gefahren, die ihm Arnim's Charakter in Paris zu bedingen schien, durch seine Versetzung nach London abzuschwächen, bei der ersten Anfühlung an letzterem Ort, „der heftigste Protest wegen Arnims Neigung zur Intrigue und Unwahrheit" entgegentrat. Nun, damals sah er in dem

Protest, der ihn bei der ersten Anfühlung überraschte, keine Beleidigung, gab er vielmehr sein Vorhaben sofort auf und auch der Areopag der officiösen Blätter empfand bei der Veröffentlichung jenes Berichts keine nationalen Blutwallungen.

Der Expedition dagegen, welche den Cardinal Hohenlohe in den Vatican schaffen sollte, war keine Anfühlung, keine Anfrage, ob seine Person dem Papste genehm sein würde, vorausgegangen, wenn man nicht die frühzeitigen Anmeldungen des Römerzuges durch die officiösen Blätter als eine solche Ankündigung betrachten soll. Vielmehr die beiden Schreiben Derenthall's vom 25. April und 1. Mai an Antonelli melden barsch und kategorisch die vollzogene „Ernennung“ des neuen Gesandten, der nach dem bald zu erwähnenden Schreiben Bismarck's an Harry von Arnim nur „behufs Übergabe seines Creditivs“ nach Rom zu reisen hatte.

Das betrifft den Geschäftsgang. Eine andere Frage ist die der Person. In seiner Reichstagsrede vom 14. Mai 1872 nannte Bismarck die Befürchtungen, die man auf evangelischer und liberaler Seite an die kirchliche Stellung des Cardinals knüpfte, unbegründet, da „ein Gesandter nur das Gefäss sei,“ dessen Werth allein in seinem Inhalt, den Instruktionen des Auftraggebers bestehe. Allein dieses Gefäss hatte noch besondere Annehmlichkeiten, die dann wohl dem Auftraggeber, aber nicht dem Souverain, dem es zugeschickt wurde, gefallen konnten. In der Depesche vom 28. April 1872, in welcher Bismarck Harry Arnim die Ernennung Hohenlohe's zum römischen Botschafterposten meldet, setzt er ihm die Eigenschaften auseinander, welche denselben für diesen Posten besonders geeignet machen. Er hebt hervor, wie derselbe, der Rom nach dem Einzug der italienischen Truppen verlassen hatte und seitdem in Deutschland lebte, „den Strömungen, die eine so bedauerliche Richtung bekommen haben, sich niemals hingegeben habe.“ Fügen wir noch hinzu, dass Fürst Chlodwig, als Windthorst in der Debatte vom 14. Mai nach den Geschäften fragte, welche den Cardinal in Deutschland zurückhielten, aufstand und erklärte, dass sein Bruder daselbst weile, weil er „in Rom die seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Stellung nicht gefunden habe,“ so wird man die Entscheidung Pius IX. nicht mehr befremdlich finden können.

Der Cardinal gehörte im Rath und in der Umgebung des Papstes zu den Malcontenten.

Indessen war zwischen der vertraulichen Meldung Derenthall's vom 25. April und zwischen der amtlichen Anfrage desselben vom 1. Mai etwas Wichtiges passirt. In der Zwischenzeit war, wie aus der Rede Bismarck's vom 14. Mai erhellt, die päpstliche Entscheidung in Berlin bekannt geworden und man wollte nun doch auch eine amtliche Antwort haben. Der in Berlin weilende Cardinal hatte zwar die Entscheidung erhalten, aber in den amtlichen Kreisen wollte man doch die „delicate" Sache auf bureaukratischem Wege zum reglementsmässigen Schluss führen, — daher Derenthall's Anfrage vom 1. Mai nach der Genehmhaltung der Person des „ernannten" Gesandten, — daher aber auch in Antonelli's Antwort vom 2. Mai das Stillschweigen über die bereits gestrichene Personenfrage und seine Beschränkung auf den Satz, dass der Papst unter den gegenwärtigen Umständen der Kirche einen Cardinal nicht zur Annahme eines so wichtigen Postens autorisiren könne.

Noch an demselben Tage, an welchem Bismarck in seiner Reichstagsrede der römischen Expedition die Leichenrede hielt und die Vertreter des Reichs mit den Worten elektrisirte: „nach Canossa gehen wir nicht, weder staatlich noch kirchlich," — am 14. Mai unterzeichnete er die Einladung an die Mächte zu einem gemeinsamen Römerzug.

So kam die Papstwahldepesche in die Welt. Ihr Gang war aber sehr unsicher und schleppend. Schon der Eingang des Schriftstücks zeugte von einer tastenden Verlegenheit. Erst die Versicherung, dass die Gesundheit des Papstes Pius IX. „allen Nachrichten zufolge eine durchaus befriedigende ist und keine Symptome einer baldigen Änderung darbietet," — dann der gebrechliche Bau des Gemeinsatzes, dass „über kurz oder lang eine neue Papstwahl immer eintreten muss" — endlich der ins Unbestimmte verlaufende, ebenso sehr Eile wie Abwarten empfehlende Nachsatz, dass „der Zeitpunkt sich der menschlichen Berechnung und Voraussicht entzieht" — Alles das konnte die auswärtigen Regierungen, denen die Vertreter des deutschen Reichs das Schriftstück vorlesen sollten, nicht enthusiasmiren.

Auch der Inhalt war nicht erweckend. Die Einladung an die Mächte, sich über die Garantieen zu verständigen, welche

die Wahl und die Person eines künftigen Papstes gegen den Missbrauch seiner Gewalt bieten, eröffnete eher die Aussicht auf ein unfruchtbares Schlachtfeld der zufälligsten Scrupel und Meinungen, als auf eine der Rede werthe Einigung. Die Bezeichnung der früher bei der Papstwahl von drei Mächten geübten Exclusiva als einer illusorisch gewordenen Garantie, konnte Frankreich und Spanien bei ihren damaligen inneren Nöthen sehr kühl lassen, aber doch Österreich zu dem Versuch reizen, sich als Erben des früheren römischen Kaisers geltend zu machen.

Die officiösen Blätter thaten zwar wiederum ihre Pflicht, als die Oberleitung ihnen gegen Ende des Juni 1872 eine Andeutung über die eingeleiteten Unterhandlungen zukommen liess. Es schien bereits so, als ob sich jenes Wort erfüllen sollte, welches Napoleon I. vor seinem Aufbruch nach den russischen Steppen an die französischen Bischöfe richtete: „sobald ich, was sich jetzt vorbereitet, und zwei oder drei Projecte, die ich hier (sich an die Stirn schlagend) habe, beendigt haben werde, wird es in Europa zwanzig Päpste geben; Jeder wird seinen eigenen haben.“ So glaubten auch jetzt manche Reichsfreunde, dass die Zeit der Staatspäpste und Gegenpäpste vor der Thüre stehe.

Jedoch gab es auch noch reichstreue Blätter, die sich von der Aussicht auf einen etwaigen Protest gegen die nächste Papstwahl gar nicht erbaut fühlten. So nannte die „Weserzeitung“ vom 29. Juni eine solche von der „Norddeutschen Allg. Zeitung“ eröffnete Perspective für den deutschen Reichsbürger sehr unerfreulich. Sie hörte die unmuthigen Seufzer, ob denn das neue deutsche Kaiserthum „die unerquickliche Erbschaft seiner mittelalterlichen Vorgänger auf sich nehmen und jene Händel sich wieder aufladen soll, an denen das alte Reich verblutete,“ — ob man, von dem häuslichen Kirchenkampf noch nicht genugsam in Anspruch genommen, auch noch in die Ferne schweifen und vielleicht mit pommerischen Regimentern den Vatican einschliessen und zur Capitulation zwingen will.

Acht Tage vorher, am 21. Juni hatte die Spenersche Zeitung dem Publikum den Boden unter den Füssen heiss gemacht und die Nachricht mitgetheilt, dass der Papst schon im Jahre 1870 die Bulle unterzeichnet habe, durch welche mit Umgehung aller üblichen Formalitäten die Wahl des Nachfolgers

praesente cadavere durch die in Rom anwesenden Cardinäle vorgeschrieben werde. Ein Paar Tage darauf heizte sie dem Reichsbürger von Neuem ein und machte ihm die ausserordentliche Bedeutung jener Bulle durch die Enthüllung klar, dass die Feinde des Reichs mit dem Plan umgingen, nach dem „vielleicht schon morgen“ eintretenden Hinscheiden Pius IX. einen Franzosen oder einen französisch gesinnten Italiener mit der Tiara zu krönen und von ihm die Coalition der Grossmächte gegen das deutsche Reich einsegnen zu lassen.

Zur Unterstützung dieser Attake auf das Publikum erschien endlich in der Mitte des Juni eine hoch-officiöse Schrift, die unter dem Titel: „ein Wort über die Papstwahl“ für die deutsche Regierung gegenüber einem vom Conclave in's Auge gefassten Papst-Candidaten dasselbe Recht der vorhergehenden Prüfung seiner Garantieen für den Frieden zwischen Kirche und Staat in Anspruch nimmt, welches die preussische Regierung bisher gegenüber einem in Vorschlag gebrachten Bischof übte.

Aber still und sanft wie diese Broschüre in den gütigen und die Welt von Tagesproducten befreienden Strom der Vergessenheit versank, so verlief sich auch die Papstwahldepesche vom 14. Mai 1872 in dem dürren Sande, der sie in den Cabinetten der angesehensten Mächte aufnahm. Ihr Unglück wurde schon am 12. Juli 1872 in einer Berliner Correspondenz des „Hannoverschen Couriers“ angedeutet; als der „Reichsanzeiger“ am 29. December die Depesche selbst brachte, flossen die Trauernachrichten reichlicher; uns genügt indessen die authentische Erklärung Bismarck's in der Reichstagssitzung vom 9. Juni 1873: „wir werden uns jeder Einwirkung auf die Papstwahl enthalten und sie gar nicht versuchen.“

Trotz des Unglücks, welches alle diese Römerzüge verfolgte, übte Rom immer noch den Zauber aus, mit dem es die deutschen Gemüther anzog. Deutsche Reichsfreunde umkreisten den Vatican, in welchem das Original der Spenerschen Bulle praesente cadavere wie ein leuchtender Schatz ruhte, und suchten der Curie ihr Geheimniss zu entreissen. Endlich trafen sie den rechten Mann, der ihnen eine Abschrift des Urtextes aus dem Verschluss der heiligen Burg auslieferte, und die „Kölnische Zeitung“ vom 9. Januar 1874 hatte das Glück, die Papstwahlbulle in einer deutschen Übersetzung zu veröffentlichen. Der sogleich von dem rheinischen Blatte erhobene Kriegsschrei

über den „Umsturz der bisherigen Papstwahlordnung" fand in dem officiösen Schrei über die „canonistische Revolution," welche das Gesetz von Jahrhunderten mit einem Federstrich aufhob und die deutsche Regierung von jeder ferneren Rücksichtnahme gegen die revolutionäre Curie befreite, ein lebhaftes Echo. Ein Berliner Blatt sprach es endlich offen aus, dass nach dieser Kriegserklärung Roms das deutsche Reich gegebenen Falls zur Aufrichtung einer von Rom unabhängigen katholischen Kirche schreiten und sich einen eigenen nationalen Papst schaffen könne.

Allein auch dieses Nachspiel sollte wie die vorhergehenden Römerzüge ein schnelles Ende nehmen. Erstlich beschränkte sich die angeblich umstürzende Neuerung der Bulle auf die Bestimmung, dass bei der jetzigen Nothlage der Kirche, in Übereinstimmung mit einer langen Reihe von Verfügungen früherer Päpste bei einer Neuwahl mehrere Formalitäten ausser Gebrauch gesetzt werden dürften; die Spenersche Mythe, dass dieser Act, noch ehe der Leichnam des verstorbenen Papstes erkaltet sei, in Kraft trete, fand sich in der Bulle nicht einmal vor. Sodann hätte die Erwähnung Monaco's, die Bestimmung, dass nöthigenfalls auch in diesem Fürstenthum, wie in irgend einer französischen Stadt oder in Malta die Neuwahl stattfinden dürfe, die Freude über die wichtige Entdeckung etwas mässigen sollen. Als aus dem Vatican der Berliner „Germania" am 15. Januar die Nachricht zukam, dass die Bulle ein apokryphes und einem seit acht Jahrzehnten existirenden päpstlichen Erlass nachgebildetes Machwerk sei, wies jenes Blatt nach, dass der Fälscher im Datum seiner Bulle, am 28. Mai 1873, Pius IX. in das achtundzwanzigste Jahr seines Pontificats versetzte, obwohl dasselbe erst am 26. Juni jenes Jahres eintrat. Während endlich die „National-Zeitung" die schriftliche Zusicherung eines Jenaer Gelehrten (vom 18. Januar) veröffentlichte, wonach die Bulle, wenn sie auch unecht wäre, „mit grossem Geschick verfertigt sein würde," entschied das „ultramontane" Blatt die Frage durch eine gediegene philologische Untersuchung. Es wies nach, dass der Fälscher die Bulle Pius VI. vom 13. November 1798 schülerhaft umschrieben und z. B. Relativworte beibehalten hatte, ohne die vorhergehenden Angaben, auf welche sich dieselben beziehen, mit aufzunehmen. In Folge der Freiheit, welche Pius auf seinem gewaltsamen

Transport nach Frankreich kraft jener Bulle gegenüber einigen „Ceremonien, Feierlichkeiten und Gewohnheiten" dem künftigen Conclave gestattete, war die Wahl seines Nachfolgers Pius VII. zu Venedig am 14. März 1800 möglich geworden.

Dem Verlangen der deutschen Reichsfreunde zu Rom nach dem Original der von der Spenerschen Zeitung denuncirten Bulle war gegen Geld und gute Worte ein dortiger Abenteurer entgegenkommen und mit seinem Machwerk, welches er von einem Diener des Msgr. Mercurelli, Secretärs der Breven, erhalten haben wollte, gefällig gewesen.

Nach den unglücklichen Römerzügen war nur jene Beobachtung des Vaticans übrig geblieben, deren Chronik mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit in der „Nationalzeitung" aufgezeichnet ist. Je nachdem der römische Correspondent derselben der italienischen Regierung den Stab Sanft oder den Stab Wehe von Weitem zeigt, können wir auf die Willigkeit oder das Widerstreben schliessen, womit dieselbe die deutschen Anregungen zum Anschluss an den Culturkampf aufnahm. Die ewigen Nörgeleien dieses Correspondenten sprachen nicht für einen dauerhaften Erfolg jener Anregungen. Als Beleg für die Noth des Correspondenten führen wir nur seine Geschäftigkeit im Monat März des Jahres 1875 an. Es wurde damals eine Änderung des Garantiegesetzes, eine Beschränkung der Redefreiheit des Papstes, eine Ausdehnung des Kanzelparagraphen auf den beobachteten Insassen des Vaticans angeregt, aber wie die Klagen und Anstrengungen des Correspondenten beweisen, mit geringem Erfolg.

XVI.

Der Jesuitenkrieg der neuen Ära.

Im Mai und Juni des Jahres 1872, des zweiten der neuesten Ära, zog ein Gestirn am Firmament des Reichs die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich und beschäftigte dann auch lebhaft das Publikum. Es gehörte zwar nicht geradezu der Klasse der Haarsterne an, die sonst den Türkenkriegen und andern grossen Erschütterungen der Völkerwelt voranleuchteten, aber es hatte doch einen gewissen unheimlichen Glanz, der sich in fahlen Büscheln ausbreitete und zuweilen in die Gestalt einer

Ruthe verdichtete. Die Sternkundigen in den officiellen Reichskreisen und ihre officiösen Apostel deuteten es als das Vorzeichen einer grossen Reichsgefahr und eines innern Kriegs, der von einer auswärtigen Weltmacht angefacht und mittelst einheimischer Verbündeter unterhalten würde.

Der Unglücksstern hatte sich sogleich in der ersten Sitzung des deutschen Reichstags am 1. April 1871 angekündigt; seine fahlen Strahlenbüschel züngelten am Horizont empor und fuhren am Rande des Bodens hin und her, als wollten sie dem unheimlichen Gast den Weg öffnen. Die Redner der Mehrheit fühlten etwas von der Gefahr der Zukunft und suchten ihr den Eintritt zu wehren.

Bennigsen aber, der die erste Stimme führte, vermaass und versprach sich in seiner ängstlichen Vorsorge ganz gewaltig, als er im Namen des „deutschen Nordens" das neue Reich von Italien und Rom durch eine Pappwand für immer scheiden und die Blicke der deutschen Katholiken vom Süden absperren wollte. Der erste Gruss, welchen er der katholischen Minderheit des Reichstags entgegenbrachte, war ihre Unmündigkeitserklärung und Herabsetzung zu Hintersassen, die sich hinter den Kindern des Nordens und echten Kennern und Vertretern des Reichs nur fügsam zusammenzukauern hätten. Treitschke herrschte ihnen dann bei ihrem Rufe nach Grundrechten wie Ungethümen einer im Sturz des Jahres 1848 versunkenen Urwelt zu und Schulze (Delitzsch) und Miquél stampften auf den Boden, als könnten sie die züngelnden Strahlen am Horizont zerquetschen und dem fremden Gast den Kopf zertreten.

Vergebliche Mühe! Das Gestirn war im Frühling des Jahres 1872 schon hoch am Horizont aufgestiegen und wanderte mit sicherm Gange dem Zenith der Entscheidung zu, dem es sich in unsern Tagen schon nähert. Der Schrecken, welcher die Reichstagsmehrheit im April 1871 ausser sich gebracht hatte, verbreitete sich jetzt auch in den Kreisen des Publikums und man fragte, was das Zeichen bedeute, wo die Reichsgefahr liege und wie ihr vorzubeugen sei.

Wir lesen schon von den Völkern des Alterthums wie von den heutigen Binnenstämmen andrer Welttheile, dass sie das Grauen über eine ungewohnte Himmelserscheinung durch Trommel- und Hörnerklang zu betäuben und mit dieser Musik zugleich den drohenden Geist droben zu erschrecken suchen. Eine ähn-

liche Kriegslist versuchte man jetzt gegen den bösen Gast, der das geistige Firmament der Reichsbürger verfinstern wollte, erfand für ihn einen Kriegsnamen und erhob den Kriegsschrei gegen ihn zur Tagesordnung. Wie wir aus dem Schreiben Harry Arnim's an seine süddeutschen Freunde des Jahres 1870 ersehen, war damals dieser Kriegsname schon bekannt und im Jesuitenorden der wahre Anstifter und Leiter des vaticanischen Concils entdeckt. Als sodann mit dem Auftreten der katholischen Minderheit im Reichstag die vaticanische Gefahr dem deutschen „Norden" auf den Leib rückte, erwarb sich Bluntschli um die gute Sache das Verdienst, dass er unter diesem Kriegsschrei die nationalen Schaaren für den Zug gegen den ausländischen Eindringling sammelte und in ihren Cantonnements ordnete. Seine Unfruchtbarkeit auf dem wissenschaftlichen Gebiet ersetzte der neue Peter von Amiens durch diese Mobilisirung der Massen und als geeigneter Generalstab diente ihm der Protestantenverein, der seine entsprechende wissenschaftliche Unfruchtbarkeit und praktische Erfolglosigkeit durch die rührende Geduld und Ausdauer gut macht, mit der er von Jahr zu Jahr seine Thesen über Geist und Schriftwort, Freiheit und Consistorialregiment wiederholt.

So strömten auf den Betrieb des Agitators die gegen die Jesuiten gerichteten Petitionen in den Reichstag, wo sie im Mai 1872 ihre erste Verwerthung fanden und im Juni darauf der letzte Aufzug des Jesuiten-Drama's folgte, und in beiden Acten stellte sich der rechte Mann ein, der mit seiner Begabung für die Ausdehnung und Einschrumpfung einer wissenschaftlichen Construction ganz dazu geschaffen war, dem finstern Gestirn ein Ende zu bereiten. Das war Gneist. Besonders in der Schlussdebatte vom 19. Juni bewirkte dieser Dialektiker, ehe der Vorhang fiel, einen glänzenden Effect, indem er ein Bild von dem Plan entrollte, wonach die Jesuiten seit dem Anfang der sechziger Jahre auf die Erweiterung der Macht der Curie hinarbeiteten, ihr die Geistlichkeit sammt den Bischöfen unterwarfen und von ihren deutschen Stationen aus auch die Reichsbürger in folgsame Bataillone und Regimenter umwandelten. Dies rednerische Finale war für die Abstimmung, die sogleich darauf erfolgte, entscheidend.

Allein sowohl der parlamentarische Geschichtsmaler als auch Andere, die vor und nach ihm die Neuheit der gegenwärtigen

kirchlich-römischen Centralisation noch nachdrücklicher als er hervorgehoben und daraus die Lossprechung des Reichs von den bisherigen Rücksichten auf die Curie abgeleitet haben, übersahen bei ihren völkerrechtlichen Beweisführungen, dass sich neben den geistlichen und gleichzeitig mit ihr auch eine grosse politische Centralisation erhoben hatte. Die Stiftung der Jahre 1866 und 1870 hat man nun schon so oft als ein neues Reich bezeichnet, welches sich sowohl von den kaiserlichen Gebilden des Mittelalters wie von dem nächstvorhergehenden Bundesstaat der Gegenwart unterscheidet, — warum hat man also diese neue Stiftung nicht mit der römischen Schöpfung der sechziger und siebziger Jahre in Parallele und Zusammenhang gebracht? Warum ist man nicht zur Frage fortgegangen, ob Pius IX. diese deutsche Centralisation nicht in Erwägung gezogen und mit ihr gleichen Schritt gehalten hat?

Seit dem italienischen Krieg des Jahres 1859 musste der Papst den Verlust der weltlichen Herrschaft in seine Berechnungen ziehen. Zwei seiner Vorgänger, Pius VI. und VII., waren aus dem Quirinal in französische Gefängnisse geschleppt, er selbst von der römischen Republik vertrieben worden. Sein Unglaube an den Bestand Napoleon's III. ward bestätigt, als der Kaiser in der Verlegenheit, welche ihm das mexikanische Abenteuer bereitete, dem König von Italien die Zwischenstation Florenz zum letzten Sprung auf Rom anweisen musste. Zugleich sah Pius, wie seine andere Schutzmacht, Österreich, aus Mangel an militärischer Rüstung, an Scharfsinn und an Entschlossenheit für eine ernste Erfassung der Katastrophe, auch in der schlecht begründeten Hoffnung, als Preussens militärischer Alliirter dessen Arm zu fesseln, mit seinem Nebenbuhler in den schleswig-holsteinischen Krieg zog und nach dem Wiener Frieden dazu half, den deutschen Bundestag an eine bescheidene Auffassung seiner Competenzen zu erinnern.

Die Stellung des Papstes war hoch, seine Lage bedroht und sorgenvoll, sein Scharfsinn durch frühere Katastrophen geübt genug, als dass er sich durch das scheinbare Chaos der damaligen preussischen Zustände hätte täuschen lassen. Der Conflict zwischen der gesteigerten und militärisch gestärkten Ministerialgewalt und einer Volksvertretung, die in der deutschen Einheit das Heilmittel gegen eine wachsende Regierungsgewalt suchte, imponirte ihm nicht. Die erhöhte Militärmacht in Verbindung

mit den Verheissungen des allgemeinen Stimmrechts und einer deutschen Volksvertretung waren kräftige Zaubermittel, um den Ausgleich zwischen dem mächtigen Minister und den Angehörigen des Nationalvereins herbeizuführen und Letztere in dienstbare Gehilfen für die Schöpfung einer neuen deutschen Centralmacht umzuwandeln.

Angesichts der Vorbereitungen für diese neue Macht im mittleren Europa und dann ihrer unaufhaltsamen Erweiterung war es nun, dass Pius an der intensiven Centralisation seiner geistlichen Macht arbeitete. Selbst seines Sitzes in Rom konnte er nicht für immer sicher sein. Die wechselnde Freundschaft und Gegnerschaft der einen Macht musste andere Regierungen auf die Bühne rufen. Je nachdem die eine Regierung das Königreich Italien gegen den Besitzer des letzten geistlichen Hufens auf dessen Boden unterstützte oder im Stich liess, konnten sich andere Mächte zum Ersatz anbieten, bis der Krieg sich unter den Mauern der kirchlichen Burg entzündete. In der äussersten Perspective stand als Zuflucht für den Nachfolger Petri immer nur die Fischerhütte, die als Ausgangspunkt des ersten Würdenträgers galt.

Die Geschichte erzählt uns seit den Tagen der asiatischen, macedonischen und römischen Nivelleure von grossen Culturstätten, die zur Unbedeutenheit von Landgemeinden, von Würden, die zu schwachen Titeln, von mächtigen Reichen, die zu dem Range von unselbstständigen Provinzen herabsanken. Die deutschen Nationalliberalen haben selbst, nachdem sie in den Wirbel der politischen Centralisirung sich gestürzt hatten, ihren Scharfsinn angestrengt, um immer neue Competenzen der Reichsgewalt zu entdecken und die Mittelgewalten einzuschränken, und nun erheben sie gegen die Curie den Vorwurf, dass sie ihren Gehilfen, den Bischöfen einen grossen Theil ihres amtlichen Selbstgefühls entzogen habe? Diese zärtliche Theilnahme z. B. eines Gneist für die Erhaltung der bischöflichen Amtswürde übersieht zunächst, dass keine Macht in dem Grade wie die päpstliche an eine Überlieferung von Jahrtausenden und an Gesetze und Grundbestimmungen gebunden ist, die aus den Wurzeln der Tradition ihre Kraft ziehen. In keinem weltlichen Staatsgebilde ist Hingebung an die Verfassung und Glaube an die „Majestät des Gesetzes" als die erhaltende Kraft des Ganzen in gleicher Weise wie in der römischen Kirche durch alle Glieder vom

Haupt bis zu den Gemeinden verbreitet. Sodann ist diese nähere Heranziehung der Verwaltungsspitzen und ihrer Amtsbezirke an ihr gemeinsames Haupt mit der Erhöhung ihrer Verantwortlichkeit und ihrer Amtsthätigkeit verbunden. Die straffere Verbindung der Bischöfe mit dem Träger der Tiara ist die Vorbereitung auf die Wiederholung der macedonisch-römischen Imperatorenzeit, die sich seit den Tagen Napoleon I. in grossem Styl ankündigt.

Pius sah, wie sein mächtigster Gegner, Russland, unermüdlich daran arbeitete, sich in Asien auszubreiten und mit seinem Riesenleibe auf das mittlere Europa einzuwirken. Er ahnte seit 1864, dass Preussen die Kraft und den Wirkungskreis seiner deutschen Basis erproben wird. Jetzt ist auch England, welches auf allen Welttheilen Fuss gefasst hat, hinzugekommen und will seinen, noch vor Kurzem als eine Sage der Vergangenheit verlachten Einfluss auf das europäische Festland zu einer Wahrheit machen.

Die Kreise, welche diese Mächte von ihrem Mittelpunkt im politischen Meere aufrühren und immer weiter zu treiben gezwungen sind, durchkreuzen und schneiden einander und aus der empfindlichen Unruhe, die sie sich untereinander und der ganzen Mitwelt bereiten, entspringt das Vorgefühl einer grossen Vereinfachung der Landkarte von Europa, Asien und Nordafrika. Über alle diese Kreise, die Embryonen einer Weltherrschaft, greift aber die katholische Kirche hinaus und Pius schwebte das Zukunftsbild vor Augen, wie seine Nachfolger von ihrer einstigen Fischerhütte aus dazu berufen seien, gleich ihren Urvätern, welche in der römischen Imperatorenzeit die Zusammenfassung der antiken und griechischen Weisheit zu einem persönlichen Bilde vertheidigten, diesen Nachlass auch in der Zukunft zu behaupten. Der Verfasser erlaubt sich, auf die Erläuterung dieses Satzes in seiner Schrift „Christus und die Cäsaren“ hinzuweisen; die Stellung des anderen Miterben und wissenschaftlichen Fortbildners der griechisch-römischen Weisheit, der weltlichen Forschung zum Zwist der politischen Centralisation hat er im Eingangsabschnitt zur vorliegenden Orientirung über die neuere Ära angedeutet.

Die parlamentarischen Ankläger der Jesuiten sagten ihren Spruch von der zwanzigjährigen Intrigue, welche die neuere Centralisirung der Kirche ersonnen und durchgesetzt haben soll,

von der Redekanzel wie ein auswendig gelerntes Schulpensum her, ohne zu erklären, woher den Vätern der Gesellschaft auf einmal dieses politische Genie gekommen. Sie wussten Nichts davon, dass die Blüthe des Ordens nur achtzig Jahre, von ihrem Wirken auf dem tridentinischen Concil bis zum Auftreten Gustav Adolph's in Deutschland dauerte.

Philipp II. von Spanien, der ihre Dienste für die Katholisirung der südlichen Provinzen seiner Niederlande benutzte und ihre Niederlassung in den Collegien Brügge's, Gents, Brüssels u. s. w. gestattete, stand rathlos ihrem Aufschwunge gegenüber. Er beargwöhnte sie, wenn er sie auch gewähren liess. Ein so doctrinärer Absolutist, wie dieser König, unter dessen Regierung, ja, in dessen Stammlande die Gesellschaft den Gipfel ihrer wissenschaftlichen Entwickelung erreichte, sah perplex zu, wie sie die Vertragstheorie für das Verhältniss zwischen Obrigkeit und Unterthan zur Grundlage machten, die Bestrafung und Absetzung des Herrschers gleich den kühnsten Calvinisten für nothwendig erklärten, das weltliche Geschäft aus der Verquickung mit den Glaubensbedenken herausschälten und Völkerrecht, Staatsrecht und Nationalöconomie schufen und zugleich ihrer scholastischen Dictatur unterwarfen. Solch' ein Aufschwung des weltlichen Geistes, der seine Autorität zugleich vom Himmel ableitete, war ihm unbegreiflich. Der starre und finstere Absolutist verlor die Fäden für jegliches Urtheil, wenn er sah, wie ein Orden, der den Absolutismus des Papstes auf dem tridentinischen Concil gegen die Freiheitsgelüste der anderen Orden stabilirt hatte, in Moral und Dogmatik dem freien Willen Raum liess und dessen weltlichen Rücksichten und Verpflichtungen auch im Beichtstuhl Rechnung trug, — der endlich in China und Indien die Zauber der Natur- und Volksreligionen nicht verschmähte und aus der Verschmelzung derselben mit der Botschaft des Evangeliums eine neue Religion in's Leben rief.

Bekannt ist Philipp's Wort: alle anderen Orden verstehe er, nur die Jesuiten nicht — ganz wie später Nikolaus von Russland sagte: Alles verstehe er, Republik und Monarchismus, nur den Constitutionalismus nicht. Bald darauf aber, nachdem der Orden sich in Frankreich, auf diesem weltlichen und der Verstandesthätigkeit günstigen Boden, heimisch gemacht hatte und im Anfang des dreissigjährigen Krieges für seine Katholisirung Österreichs mit der Heiligsprechung Franz Xaver's (1619) und Loyola's (1622)

belohnt worden war, kam die Zeit, wo er die Welt nicht mehr verstehen sollte. Neue Triumphe schienen ihm gewiss zu sein. Der Kaiser war Anfangs Sieger, die Dictatur ihm gewiss, das Haus Habsburg konnte das gebietende Wort in Europa sprechen und der Orden am Glanz des Erfolges theilnehmen. In diesem Augenblick der Ernte trat eine neue Idee auf, an deren Ausarbeituug der Orden unschuldig und auf die er nicht einmal vorbereitet war.

Kein Geringerer als Papst Urban VIII. erklärte sich für Richelieu's Idee, im Bunde mit dem deutschen Protestantismus die österreichische Dictatur zu brechen; Urban erwartete vom Schwedenkönig die Freiheit der katholischen Kirche, die ihm durch die exclusiv katholische Tendenz Ferdinands, durch dessen Siege und durch den Ernst, mit dem er die Schirmvogtei über die Kirche in Anspruch nahm, gefährdet schien; derselbe Papst erklärte sich auch in Widerspruch mit den Jesuiten gegen das Ferdinandische Restitutionsedict des Jahres 1629, wonach der Besitzstand der beiden Kirchen in Deutschland auf dem Fuss der Zeit des Passauer Vertrags geregelt werden sollte. Eine gleiche Überraschung für die Jesuiten war die Allianz, welche der Kaiser Leopold 1689 mit Holland und durch Vermittelung des Letzteren mit Wilhelm III., der Seele des Unternehmens, gegen Frankreich und Ludwig's XIV. katholische Misère auf demFestlande und in dem Inselreiche abschloss.

Die Verhandlungen des deutschen Reichstages vom 15. und 16. Mai 1872, die unmittelbar auf die Hohenlohe-Debatte vom 14. folgten, haben keinen Beweis dafür aufgebracht, dass der Orden, über dessen Schicksal man berieth, wieder Kraft und Geist zu einer grossen politischen Wirksamkeit gesammelt hat. Nur wegen der „Bewegung," welche der Berliner Abgeordnete Windthorst mit dem Schluss seiner Rede hervorrief, erwähnen wir dessen pathetischen Knalleffect. Wie schwach mussten die Nerven einer Versammlung sein, welche sich durch den Fluch: „möge am 24. August d. J." (dem Datum der Pariser Bartholomäusnacht von 1572) „kein Jesuit mehr den deutschen Boden entweihen" elektrisirt fühlte.

Der Eindruck dieser Phrase auf die Reichsvertreter erinnert uns an das Wort, mit welchem Stephan Schulz, Missionär, zuletzt Director des Callenbergischen Institutum judaicum in Halle, seinen Bericht über die Gründonnerstag-Scene (des Jahres

1750) in der Peterskirche schliesst. Die Verlesung des Bannspruchs über die Ketzer und den königlichen Eifer, mit dem dann der Papst unter Kanonendonner die schwarze Ketzer-Kerze aus einer Höhe von mehr als 80 Schuh zu Boden wirft, dass es kracht, nennt er („Leitungen des Höchsten." Halle 1773. Dritter Theil, p. 278) „ein majestätisch scheinendes Kinderspiel." So können wir dem Berliner Vertreter mit seinem majestätisch scheinenden Bannfluch mit Benutzung der bekannten napoleonischen Anekdote, das entgegengesetzte päpstliche Wort „Tragediante" widmen.

War der Schluss des ersten Verhandlungstages kräftig und vielleicht auch zeugungsfähig, so krönte Gneist die Debatten des zweiten Tages mit einem Gedanken, der auch nicht unfruchtbar war und aus dem sich etwas machen liess. Ausgehend von dem Zugeständniss, dass dem feindlichen Verein „immer" doch eine ideale Macht innewohne, aber unfähig, sich eine gesellschaftliche Reaction anders als unter dem Bilde eines evangelischen „Männervereins" oder „Casinos" vorzustellen, warf er die ganze Angelegenheit in den Schooss einer allmächtigen „idealen Macht, der Majestät des Staats, der neuen Reichsmacht." Diesen „Schooss des verjüngten Reichs" nennt er auch „das Einheits- und Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Volks;" um Missverständnisse zu verhüten, bemerkte er noch, dass es sich bei diesem Appell an die Reichsmacht keineswegs „um die oft gemissbrauchte Gewalt der Polizei, sondern um sehr gemessene gesetzliche Befugnisse" handle, und liess dann über dieser Construction „die stetige Controlle durch die Gerichte" als leuchtende Sonne aufgehen.

Das wirkte und schlug ein. Diese fruchtbare Idee ward in der Resolution verarbeitet, wonach der Reichskanzler um die Vorlage eines Gesetzentwurfs ersucht wurde, „welcher auf Grund des Artikels 4, Nummer 13 und 16 der Reichsverfassung die rechtliche Stellung der Orden, Congregationen und Genossenschaften, die Frage ihrer Zulassung und deren Bedingungen regelt, sowie die staatsgefährliche Thätigkeit derselben, namentlich der Gesellschaft Jesu, unter Strafe stellt.

Da die genannten Nummern der Reichsverfassung der Competenz des Reichs das Strafrecht und die Oberhoheit über das Vereinswesen zuweisen, somit die dahin einschlagenden Bestimmungen der preussischen Landesverfassung ausser Kraft

setzen, so war der Justizausschuss des Bundesraths durch den Reichstag selbst zu dem Gesetzentwurf berechtigt, welcher nach einer dreitägigen Debatte der Volksvertretung seine definitive Form erhielt. Die Auflösung der Niederlassungen des Jesuitenordens innerhalb des Reichs, die Ausweisung der ausländischen Angehörigen, die Internirung der Inländer war den Landespolizeibehörden, die zur Ausführung des Gesetzes erforderlichen Anweisungen waren dem Bundesrath anheimgestellt. Die Vertrauensmänner der Mittelparteien hatten dem Entwurf, wie er aus der Mitte des Justizausschusses kam, die letzte Redaction gegeben; beim Zusammentritt jener Vertrauensmänner und bei ihren Berathungen war besonders der Vicepräsident des Reichstags, Fürst Chlodwig von Hohenlohe, thätig gewesen.

Vergebens mahnten in den Verhandlungen vom 14., 17. und 19. Juni die Sprecher der katholischen Minderheit zur Mässigung und Besinnung. Sie warnten die Majorität vor dem Betreten eines Bodens, dessen Fruchtbarkeit sich gelegentlich auch ihr bemerklich und fühlbar machen könnte. Sie erinnerten die stürmischen Eiferer an den Terrorismus, mit welchem in den letzten Zeiten Griechenlands und Roms die wechselnden Sieger die Minderheit des Augenblicks mit Verbannungen und Ächtuugen heimsuchten.

Taub gegen diese Mahnungen nahmen die Sprecher der Mehrheit das im Lauf der Debatte hingeworfene Stichwort des partiellen Belagerungszustandes mit rauschendem Beifall auf. Ein Schulze (Delitzsch) forderte sogar noch strengere Maassregeln, als der Gesetzentwurf in Aussicht stellte. Competenzbedenken, rief er aus, wie können sie uns in einem Augenblick zurückhalten, wo alle Theile der Bevölkerung des Reichs von dem Bewusstsein der drohenden Gefahr erfüllt sind? Er kannte nur die eine Furcht, dass die Mängel und Schwächen des Gesetzes der Regierung es leicht machen könnten, „sich, falls es ihr einmal darum zu thun sein könnte, mit guter Art aus der Affaire zu ziehen.“

Wenn der stürmische Schulze die Warnungen der Minderheit, dass für ihn und seines Gleichen auch einmal ein Sondergesetz kommen könne, wie ein Kind in den Wind schlug, betete Löwe (Calbe) seinen Glauben gleich einem Kinde her und dieser Glaube war für ihn und für die Welt wunderthätig. Er glaubt und glaubt mit Inbrunst und mit Überzeugung, dass der Glaube

der Regierung an die Feindschaft Roms und der Centrumpartei der allein richtige und orthodoxe ist. Er glaubt, dass sein Glaube an das Recht der Regierungen, „von deren Freundschaft er doch auch seine Erfahrungen gemacht habe,“ eine wirksame Propaganda machen und die Zweifler von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der vorgeschlagenen Maassregeln überzeugen werde. Gläubig will er den Regierungen die ihnen nothwendig scheinende Gewalt „in die Hände legen“ und glaubt, dass sie, nachdem ihnen das vorliegende Gesetz in dieser Angelegenheit Luft gemacht hat, „sich der Entwicklung des modernen Staats zuwenden und keine Herrschaft über die Gewissen ausüben werden.“ Nur nach einer Richtung hin ist dieser Glaubensheld ungläubig — gegen Volk, Wissenschaft, Lehrfreiheit, Recht der Prüfung. Da könnte man lange warten, meint er, wenn er an das Stichwort der „geistigen Waffen und des Siegs der Wahrheit“ geräth; er will den Erfolg sichtbar und fühlbar sofort und auf der Stelle haben.

Bekanntlich werden schwache Leute, wenn sie Nachts durch einen Wald müssen oder sich in einem Zimmer befinden, wo es spukt, Helden und zeigen durch lautes Reden, dass sie ein Herz im Leibe haben. So sprach auch aus den Reden der Mehrheit ihr Gefühl von der Unheimlichkeit des Bodens, auf den sie sich gewagt hatten. Eine innere Stimme sagte ihnen, dass sie Gefangene ihres Entschlusses waren und der blosse Gedanke an den Rückzug oder ein augenblickliches Stillestehen das Eingeständniss der Niederlage sein würde. Darum waren sie froh, wenn hinter ihren Reihen der Nothruf sich hören liess: „wir dürfen den Reichskanzler nicht sitzen lassen;“ Schulze traf mit seinem „weiter, immer weiter!“ die Stimmung der Seinigen und die „Spenersche Zeitung,“ die zwei Tage nach dem Schluss der Debatte mit ihrer Bulle „praesente cadavere“ für die Fortsetzung des Kriegslärms sorgte, verstand die Lage nach dem ersten Schlachttage sehr richtig, wenn sie die Kreuzfahrer am 15. Juni mit dem Ruf: „wir können nicht mehr zurück, wir müssen diesen Kampf durchfechten,“ zu neuen Anstrengungen ermuthigt.

Noch eine besondere Angst, welche die Fieberhitze der Ritter erzeugte, hatte Schulze in seiner Rede verrathen. Seine Genossen hegten in der That die Besorgniss, dass die Regierung sie bei Gelegenheit bei Seite lassen könne, und darum besonders

sollte ihr „weiter! weiter!“ mit der Kraft des Sturms auch den Reichskanzler mit sich fortreissen; sie wollten denselben vor etwaigen, eignen Bedenken retten und er sollte ihr Gefangener werden, wie sie selbst die Ketten ihres Beschlusses an ihrem eignen Leibe fühlten.

Die Mai- und Junidebatten des Reichstags über die Jesuitenangelegenheit werden immer ein classisches Zeugniss von der Verwirrung der Geister bleiben, welche zur Entscheidung mitwirkten. So sprach der Bevollmächtigte des Bundesraths, Friedberg, als er am 14. Juni die Berathung eröffnete, die Hoffnung aus, dass ein Gesetz, welches immerhin in das Gebiet des Gewissens und der Überzeugung einschlage, durch die noble und „vornehme Ruhe“ der Debatte ein Gesetz des Friedens werden möge. Und die Sprecher der Mehrheit kamen dieser Erwartung mit der Hast entgegen, mit der sie der Minderheit das Strafgesetz vor Augen hielten und das Bild des partiellen Belagerungszustandes vormalten.

Den Schluss der Debatte leitete der Vorsitzende des Reichskanzleramts Delbrück im Namen der verbündeten Regierungen und unter besonderer Betonung mit der Erklärung ein, dass man die landläufige „Identificirung des Jesuitenordens mit der katholischen Kirche“ nicht anerkennen könne, noch werde, und unmittelbar darauf folgte Gneist's entscheidende Schlussrede, in welcher dieser Universal-Dialektiker nachwies, wie im Laufe der vorhergehenden Jahre diese Einheit des Jesuitismus und der Kirche durchgesetzt sei.

Die Schwerter, welche die Sprecher der Mehrheit in den Mai- und Junidebatten schwenkten, flimmerten zwar tüchtig in der Luft und doch war das Ganze nur ein Scheingefecht. Man wollte die römische Kirche treffen und die Säbel klatschten nur auf ein Ordensgewand, hinter dem man die Kirche versteckt glaubte. Der Klang war und blieb hohl. Die Schlachtenhelden Schulze, Löwe und Gneist benahmen sich wie die mittelalterlichen Ritter eines Schauturniers oder auch ernstlichen Gefechts, wo die Geharnischten hoch zu Rosse sitzen, auf die Schilde und Eisenschienen der Gegner einhauen und die Sache zu Ehren ihrer Dame erledigen, wenn sie ein Paar Mann der andern Seite aus dem Sattel heben.

Solch ein Turnier konnten zwar im vorigen Jahrhundert die Schöngeister der aristokratischen Kreise zu Paris, Madrid

oder Florenz aufführen und mit Witz oder auch gangbaren Stichworten Jesuiten und Kirche gefährlich treffen. So war es auch den Regierungen der Bourbonischen Höfe möglich geworden, nachdem die Gesellschaft Jesu aus den Berechnungen der grossen Politik längst ausgefallen war, die Ordensmitglieder auf dem Schub über die Grenzen zu schaffen und die Curie dem Gebot der auswärtigen Cabinette fügsam zu machen. Damals gab es aber noch keine katholischen Völker und über dem Haupte dessen, was Volk oder Nation hiess, schaltete und waltete Bildung, Geist und Berechnung der Salons und Bureaux.

Katholische Völker gingen erst aus dem Schooss der französischen Revolution hervor. Die Freiheit, welche die Nationalversammlungen eroberten, machten sich auch diejenigen zu Nutze, die gegen die Beschlüsse derselben ihren Glauben behaupten wollten. Der innere Krieg stärkte die Massen; der gewaltsame Transport Pius VI. über die Alpen nach Valence durch das Directorium, der gleiche Transport Pius VII. nach Savona und die Huldigungen, mit denen die Volkshaufen Italiens und Frankreichs die beiden Gefangenen auf ihrer Fahrt nach dem Kerker bewillkommneten und begleiteten, vollendete die Popularisirung des Katholicismus.

Die Ritter der Mai- und Junidebatten sprachen, als ob es ausserhalb ihres Sitzungssaales kein Volk gäbe, welches, mit dem allgemeinen Stimmrecht ausgestattet, in den öffentlichen Angelegenheiten, also auch in den kirchlichen, ein bedeutendes Gewicht erhalten hat. In andern Ländern, wie in Italien, Spanien, Frankreich haben die Nationalitäten durch die Massen ihrer Stimmen Kronen erhöht oder bestätigt, aber unter denselben auch eine Macht erhalten, die in Fragen der Kirche und Gewissen wohl zu beachten ist. Die Reihe der Verbrechen und Gewaltstreiche, welche Gneist in seiner Rede vom 19. Juni der römischen Kirche vorwirft, reducirt sich auf die Regierungsklugheit, welche Pius den Neunten beim Beginn dieser Plebiscite (im Jahre 1860) die neue Macht der Gegenwart wohl erkennen und danach die Politik seiner Kirche ordnen liess.

Die Führer des Reichstags haben demnach in jenen Mai- und Junidebatten die Frage des Tages in einen sehr beschränkten Umkreis eingeschlossen und, soweit sie auf das Urtheil des Publikums, was allerdings in ziemlich reichlichem Maasse geschah, einwirkten, dessen Gesichtskreis sehr knapp einge-

schränkt. In der Debatte des Reichstags über das Socialistengesetz nannte es Ludwig Bamberger (am 16. September 1878) bedenklich, dass die Regierung (in den Motiven zur Auflösung des Reichstags) „eine Art von Appell an den Egoismus der bürgerlichen Classen" gerichtet habe, indem sie ihnen die Zusicherung gab, dass ihre Freiheit nicht beschränkt werden solle. Er, der am kühnsten und schärfsten die Situation des Augenblicks auffasste, forderte demnach eine allgemeine Herabstimmung der Gesetzgebung und der bürgerlichen Freiheit. Aber auch seine Würdigung der Situation schwebte zum Theil noch in der Luft und er würde den Preis des Tages gewonnen haben, wenn er zugestanden und offen erklärt hätte, dass die allgemeine Herabstimmung des Urtheils und der Wünsche thatsächlich schon existirt und durch ihn selbst wie durch die übereilte Gesetzgebung seiner Genossen seit Jahren herbeigeführt ist.

XVII.

Eine Stimme aus der neuen Ära über die Isolirten.

Dieser Abschnitt möge dem Abgeordneten Ludwig Bamberger gewidmet sein. Ich will diesem Redner des deutschen Reichstags eine Freude machen und ihm zeigen, dass die von ihm verlangte Herabstimmung der bürgerlichen Freiheit in dem schon vorhandenen Verfall des Selbstgefühls und Urtheils eine vielversprechende Grundlage besitzt.

Wenn es den Ruhm eines Gesetzgebers bildet, den Geist der Zeit verstanden und seinen Zeitgenossen in die Seele geblickt zu haben, so wird sich unser Antragsteller einen Platz auf den Tafeln der Geschichte versprechen können; jedoch darf er sich zugleich ohne Selbstüberhebung der Reihe jener Gesetzgeber anschliessen, die ihre Zeitgenossen auch in die von ihnen vorgeschriebenen Ordnungen eingelebt und eingeführt haben. Er selbst hat für die Herabstimmung der Gesetzgebung, Freiheit und des Urtheils gewirkt, — er und seine Parteigenossen sind seit fünfzehn Jahren thätig gewesen, die Geister sanftmüthig zu stimmen und ihre Arbeiten auf ein unschuldiges Vergnügen im Bestehenden einzuschränken. Wie der alte Hamburger Brockes einst seine Zeitgenossen zu dem „irdischen Vergnügen in Gott" in's Freie führte,

so wollen uns jene Erzieher in dem von ihnen geeinigten Deutschland für historische Belustigungen einen grösseren Spielraum eröffnen, gebieten uns jedoch, uns im Genuss dieser Freiheit nicht zu weit von dem Auge der Autorität zu entfernen.

Die von Prof. Steinthal in der von demselben und Prof. Lazarus herausgegebenen „Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachwissenschaft" (Band X, 4, pag. 419—469) veröffentlichte Recension meiner Schrift: „Christus und die Cäsaren" ist eine Stimme aus der neuen Ära, zeigt also auch, wie man daselbst die allgemeine Herabstimmung der Freiheit und des Urtheils versteht.

Dem parlamentarischen Gesetzgeber wird es daher ganz aus der Seele gesprochen sein, wenn der wissenschaftliche Recensent die persönliche Selbständigkeit der griechischen Denker, die in meiner Schrift als Vorarbeiter für das Christenthum auftreten, ihre Sammlung im eignen Innern und die Beschränkung auf die Angelegenheiten der Seele eine „traurige Isolirtheit" nennt. Der Baumeister am neuen Reich wird es ganz recht finden, wenn der für die Reichsschöpfung eingenommene Gelehrte den Stoikern und Schülern Epikur's wegen ihres Rückzugs aus den Staatsgeschäften den Vorwurf macht, dass sie „die objective Sittlichkeit" im Stich liessen. Stolz auf seine eignen legislativen Schöpfungen wird es der parlamentarische Staatsmann billigen, wenn sein litterarischer Gesinnungsgenosse meine Selbständigkeit und die Unabhängigkeit, die ich meiner Person und Kritik bewahrt habe, auf's Korn nimmt und es an mir einen „wesentlichen Mangel" nennt, dass ich „abgelöst von dem drängenden Strom der Entwicklung und ausserhalb jedes Zusammenhangs mit den schöpferischen Bestrebungen der Gegenwart stehe."

Hüben wie drüben, in der Gegenwart und in dem Rom der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung findet Prof. Steinthal seine sogenannte „objective Sittlichkeit" aller Hochachtung und Verehrung werth; es wird ihn also nicht überraschen, wenn ich im Sinne eines Isolirten die „schöpferischen Bestrebungen der Gegenwart" den Zuständen der römischen Kaiserzeit gleichstelle. Jener römische Trümmerhaufen, auf welchem die seelenlosen Formen der alten Stände und politischen Corporationen sammt den Hülsen der moralischen und religiösen Satzungen neben einander lagen und die militärische Gewalt das Geschäft der Ordnung besorgte, hat im nationalen Flickwerk unserer Tage sein Ebenbild erhalten. Mögen doch die Verehrer der neuen Ära sagen, welcher Sparren

des Neubaues an der rechten Stelle sitzt, sich bewährt hat und vor der Geschäftigkeit der Scharwerker sicher ist; mögen sie sagen, ob ein Dachbau, welcher nach dem Modell des alten Bundestags gezimmert ist, die unter ihm zusammengewürfelten Trümmer des Alten und neue Constructionsversuche eine „schöpferische" Leistung sind, — und was den „drängenden Strom der Entwicklung" betrifft, so weiss der Bürger nur von einem rastlosen Gethue der Gesetzgebung zu erzählen, welche ihn mit ihren übereilten Paragraphen und deren ebenso flüchtigen Revisionen aus einer Façon in die andere treibt.

Ähnlich wie Prof. Steinthal die „traurige Isolirtheit" der Weisen der macedonischen und römischen Imperatorenzeit geisselt, hat auch Plutarch die Stoiker und Epicuräer seiner Zeit wegen ihrer Zurückgezogenheit und Theilnahmslosigkeit für alle Staatssachen verfolgt. Dieser Geschichtschreiber und Moralist, selber ein Muster des Wohlwollens und der Theilnahme für die „sittliche Objectivität", lobt in seiner Schrift gegen den Epicuräer Kolotes die legislative Weisheit früherer Philosophen, den Einfluss Anderer auf Alexander's des Gr. Regierungskunst oder auf die auswärtigen Unternehmungen dieses Hegemonen Griechenlands und fährt dann fort: „von Epicur's Lehre und Schule hingegen weiss ich nicht zu sagen, dass von ihr ein Tyrannenmörder (wie Timoleon), ein Gesetzgeber, ein königlicher Minister, ein Vorsteher des Volks ausgegangen wäre."

Da es nicht Jedem gegeben ist, sich als Parteiführer und Fractionsvorsteher den Zugang zu einem Ministersessel zu erobern, will sich Herr Steinthal mit der Wohlgesinntheit begnügen, wenn man nur „jeden Schritt vorwärts mit freudiger Theilnahme verfolgt, mit gleicher Freude hier den schwachen und langsamen Gang sieht, dort den Starken in stürmischem Lauf;" sein Freund und Mitarbeiter Prof. Lazarus hat dagegen die rechte Methode gegenüber dem Bestehenden und der Überlieferung (in seiner Schrift: „Ideale Fragen," Berlin 1878) systematisch festgestellt. Er nennt das Losungswort für den Fortgang der Geschichte die „Vertiefung" des Alten, verlangt also eine liebevolle Versenkung in die überlieferten alten geistigen Güter, ihre Pflege und vertiefte Auffassung.

Allein das Alte war auch einmal neu und von Isolirten ausgegangen. Ein neuer Mensch hat es ausgesprochen, ein neues Gemüth war seine Geburtsstätte. Ein neuer Götterkreis, ein

neuer Himmel und eine neue Weltordnung waren nur möglich, wenn der Mensch ein neuer geworden war. Die Götter der Griechen und Römer alterten, sobald das Gemüth, ihr Urquell verdorrte und ein Gemüth mit neuen Kräften, Forderungen und plastischen Anlagen sich ankündigte und durchsetzte und aus den Schranken seiner anfänglichen Isolirung heraustreten konnte. Sobald es den neuen Kräften in den Satzungen der Heimath und der Vorfahren ungemüthlich geworden ist, hat die Todesstunde derselben geschlagen und artet die künstliche Vertiefung in das Abgestorbene in leere Spielerei aus.

Nach der Anleitung und Vorschrift des Herrn Lazarus hätten die Germanen ihre alte Götterwelt hegen und pflegen, ausschmücken und ausbessern müssen, statt sie in den Brand der Götterdämmerung zu werfen. Die Botschaft von einem neuen Himmel ist immer mit der Ankündigung des Weltgerichts über die alten Weltherrn verbunden und mit deren Sturz in den Abgrund; den Germanen verwandelten sich die Götter ihrer Ahnen in Unholde, die im Dunkel der Wälder auf die Kinder der neuen Ordnung lauern.

Unsere Gegenwart ahnt etwas wie eine Götterdämmerung und das Vorgefühl der nahenden Krisis erklärt zum Theil ihre innere Beängstigung. Der Anklang an diese Ahnungen erklärt den Eindruck, den Richard Wagner's dramatisches Bild der altgermanischen Götterkrisis auf die Zeitgenossen gemacht hat, und auch diejenigen, welche der musikalischen Durchführung des Unternehmens nicht durchweg zustimmen, erkennen es doch an, dass der Künstler energisch ergriff, was die Seele der Gegenwart bewegt. Während die Nachgeburten des Napoleonischen Cäsarismus mit ihren Staatsmännern, Generalen und Parteihäuptern durch den unstäten Bestand ihrer Schöpfungen an die Flüchtigkeit ihrer Entwürfe gemahnt werden, steigen in unserem Gemüth die Erinnerungen an frühere neuernde Krisen und an die Isolirten, die den ersten Anstoss gaben, immer lebendiger auf. Zu jenen Auferstehenden gehören auch die kühnen Einzelnen, die ihren inneren Schatz gegen die macedonische und römische Herrschergewalt retteten und zuletzt in den christlichen Urschriften bearbeiteten; Arthur Schopenhauer's philosophische Befreiung der inneren Welt der Vorstellung von der Macht des Weltwillens wurde daher durch seine Excurse zu den Anschauungen dieser Isolirten erst populär.

Ein Geschichtsschreiber nach dem Geschmack unserer Professoren müsste eine Darstellung der italienischen Renaissance-Zeit mit Klagen über die Pietätslosigkeit ihrer Künstler, Gelehrten und Staatsmänner gegen das Überlieferte und Bestehende anfüllen; er müsste uns bei jedem dieser Neuerer mit der Predigt erbauen, dass sie, statt das Alte zu „vertiefen," mit der Anmaasslichkeit ihrer Autonomie und Unabhängigkeit die „sittliche Objectivität" von sich stiessen. Statt dessen hat uns Jakob Burkhardt in seinem Bilde jener Zeit die Geburt des reinen auf sich selbst gestellten, von den Ordnungen des Standes, der Corporation und Überlieferung befreiten Menschen erklärt.

Der Kaiser Marc Aurel, auch ein Freund der Isolirung und ebenbürtiger Zeitgenosse jener paulinischen Schule, welche den Nachlass des Griechenthums für die christliche Innerlichkeit verarbeitete, preist einmal in seinen Monologen die Einsamkeit der eignen Seele als die ruhigste und anmuthigste Einsiedelei und nannte sie die rechte Stätte für die eigene „Erneuerung."

Nun betrachte man aber in Belgien, England, Nordamerika die grossen Einsiedeleien, die es daselbst gibt, lauter Stiftungen der Privaten, die sich von den Überlieferungen der Grossen und den Gebietern der alten Welt unabhängig gemacht haben. Es sind die freien Universitäten, Collegien und Academieen und, wie wir mit Gewissheit annehmen können, die Geburtsstätten der künftigen Geschichtsbücher, in denen die Isolirten mit ihren Entdeckungen und Kämpfen einen grösseren Raum einnehmen werden, als die Heerführer, Throneroberer und ihr staatsmännisches Gefolge sammt den Vorstehern der politischen Fractionen. Hier wird Condorcet's geniale „Skizze der Fortschritte des menschlichen Geistes" ins Grosse und zum Grundbuch der künftigen Menschheit ausgearbeitet werden. Daneben hat Nordamerika jene Riesenzeitungen geschaffen, welche die Schranken der officiösen Dienstbarkeit nicht kennen und das Volk zu einer Rücksichtslosigkeit erziehen, von welcher die „Vertiefung" unserer diesseitigen Welt in ihre alten Schätze keine Ahnung hat. Nordamerika ist selbst durch den Austritt aus der „sittlichen Objectivität" der alten Welt entstanden und bezeichnet den Sieg der bürgerlichen, sich nach ihrem eigenen Bedürfniss bewegenden Gesellschaft über den Staat. Eine Coloniestiftung der alten Welttheile, wird es die Völkerdämmerung, das Gegenstück zur früheren Götterdämmerung herbeiführen und

schliesslich als Erfinder der verständigen Vereinbarung und Ausgleichung mitten im täglichen Wirbel der bürgerlichen Bedürfnisse die Geschichtsdämmerung, Die Person, welche die Germanen in ihren Wäldern ahnten, die griechischen Privaten im Sieg der militärischen Dictatoren aufrecht erhielten, die christliche Botschaft am Kreuz als den Sieger über die Welt verkündete, wird hier den Schluss den Geschichte bilden.

Allerdings gab es in Rom, während die geistigen Kinder der Einsiedler der macedonischen Zeit in ihrer „traurigen Isolirtheit" die ersten Entzückungen der christlichen Mysterien erlebten, Vergnügte und Befriedigte, die sich der Pflege der sittlichen Objectivität widmeten. Die Geschichtsbücher des zweiten Jahrhunderts erzählen uns aber auch von den blutigen Opfern, welche der Argwohn ihres kaiserlichen Herrn verlangte, und vor Allem ist der Hauptwächter der „sittlichen Objectivität" nicht zu vergessen, der in der Cäsarenzeit als der Dritte zwischen dem Herrn und seinen Dienern auftritt, — es war die Armee. Hätte Prof. Steinthal diesen Mittler beachtet, so würden ihm die Isolirten weniger traurig und auch mancher melancholische Zug in den Mienen seiner nächsten Umgebung erklärlich erschienen sein.

Jener Macedonier sagte zu seinem königlichen Gefolge: „wäre ich nicht Alexander, so möchte ich Diogenes sein." Dieser Ausspruch des Mannes, dem damals Griechenland zu Füssen lag und bald darauf Asien huldigen sollte, wirft auf das Verhältniss, in welchem die beiden Träger des damaligen Selbstgefühls zu einander standen, ein Licht wie der Blitz, der plötzlich das Dunkel einer Nacht erhellt. Die Imperatoren auf der Höhe ihres Throns waren auch Isolirte, wie die Einzelnen unten, die ihr Innres gegen die Macht der Zerstörung bewaffneten. Der Unterschied zwischen Beiden bestand nur darin, dass jene Oberen die Rechte, Ehren und Zierden, welche bisher an die ständischen Körperschaften, Nationen und deren freigewählte Vertreter vertheilt waren, aufsogen und zu ihrer Glorie vereinigten, während die Elenden abseits des Throns die immateriellen Güter, welche die Nationen zur Zeit ihrer zeugenden Kraft geschaffen hatten, in ihrem Innern zusammenfassten und in einem persönlichen Ideal verkörperten. Die Verwandtschaft beider Seiten drückte Kaiser Caligula eben so treffend und geistreich aus wie der Macedonier, als er (siehe Suetonius, Caligula, cap. 19) sagte, „Nichts schätze

er an seiner Natur mehr als seine Unerschütterlichkeit," d. h. die Geisteskraft, welche das Ideal der Stoiker, den Weisen, auszeichnete.

In meiner Schrift: „Christus und die Cäsaren" habe ich den Heiland der Isolirten und die imperatorischen Weltherren, die bisher nur als zufällige Zeitgenossen galten, als ein Feindes-, aber auch zugleich als ein Geschwisterpaar gedeutet und in der freundlichen und zugleich feindlichen Parallele die gegenseitigen Beziehungen dieser beiden Führer aus dem Zusammenbruch des Alterthums nachgewiesen. Auf der einen Seite sind die Kaisergestalten der beiden ersten Jahrhunderte die ausdrucksvollsten Zeugnisse der Anstrengungen, welche das Römerthum in den Kaisern machte, seiner wachsenden Weltbedeutung zu entsprechen; auf der anderen Seite stand die Gemeinde der Isolirten bei der Gestaltung ihres Ideals unter dem Eindruck dieser plastischen Gebilde und traf mit den sprechendsten Zügen derselben zusammen. Waren doch auch die Stoiker von dem Zuge ihrer Zeit nach der Allmacht des Königthums so abhängig, dass sie zur Schilderung ihres Weisen die Attribute des Königs zusammenrafften.

So nannte ich diese imperatorischen Anstrengungen des Römerthums eine Mitarbeit an den Versuchen der Isolirten, die Ideale ihres Herzens zu formen. Ich gab dem Neffen und Nachfolger Cäsar's die Ehre, die ihm als Friedensfürsten und Meister der Milde bei der Heilung der zerschlagenen Welt gebührt. Ich liess Caligula in der Glorie seiner Gottmenschheit und in der Kühnheit, mit der er die Insignien aller Gottheiten des Volksglaubens auf sein Haupt sammelte, glänzen. Vespasian gewinnt in meiner Darstellung, während er Judäa bezwingt und den Fall des Tempels von Zion vorbereitet, im Verkehr mit Josephus, dem Gründer einer neuen Weltreligion, die Überzeugung, dass ihn ein Götterspruch des Orients zur Weltherrschaft berufen habe. Nerva und Trajan mässigen die altrömische Nationalkraft zur Civilität, Sanftmuth und Gelassenheit und reichen den Isolirten die Hand; Hadrian vereinigt in seinem encyklopädischen Haupt wie in einem Pantheon und in einer Universalschule die religiösen und philosophischen Entwürfe des Morgen- und Abendlandes; Marc Aurel endlich wird wie einer der Isolirten und sinnt in seiner Einsiedelei über das Gesetz, welches die Ord-

nung des Weltalls und die Wohlgestimmtheit des Innern zur Harmonie verschmilzt.

Mein Recensent vermisst an diesen Ausführungen die rechte „Vertiefung“ und meint, ich hätte mir dabei doch die „Hegelschen Termini: An sich, Für sich u. s. w.“ recht klar machen sollen. „An sich“, unter dieser verschleiernden Vertiefung will er es wohl zugeben, „haben die Cäsaren wirklich dem Christenthum vorgearbeitet, aber nur an sich.“

Freilich hätte mir die Versuchung nahe liegen können, das „An sich“ meiner Parallele mit auf den Weg zu geben, um vielleicht Missverständnissen und Übertreibungen, mit denen man meiner Würdiguug der Kaiser zu Leibe gehen möchte, zuvorzukommen. Allein das wäre doch nur, von dem Altfränkischen der Sprache abgesehen, von mir persönlich schwach und noch dazu eine Schwächung der Sache gewesen, weil dann die Tiefe, bis zu welcher die plastischen Charakterzüge der Cäsaren in die Seele der Zeitgenossen einschnitten und auch die Neuerer ergriffen, nicht zur Anerkennung gekommen wäre.

Wo sich nur ein Freiheitsgefühl regt und die Isolirten der macedonischen und römischen Imperatorenzeit fortwirken, möchte mein Recensent zuschlagen und die Regung ersticken. So findet er die „wunderlichste Verirrung“ in der Waffe, die ich den Kindern der Isolirten auf ihrer Wanderung durch das Mittelalter bis in die Gegenwart in die Hand gegeben habe. Es ist „das Schwert der Stoa,“ von dem er meint, dass „es niemals“ zu etwas gut war, als dass sich die Isolirten in dasselbe stürzten.“ Aber es steht Matth. 10, 34 geschrieben: „Glaubet nicht, dass ich gekommen bin, Frieden auf die Erde zu bringen; ich bin gekommen, das Schwert in die Welt zu werfen.“ In den Schulen Athens und in dem Fass des Diogenes war die Waffe des Gewissens und der Überzeugung geschmiedet, mit welcher die geistlichen Erben des griechischen Freiheitsaufstandes im Mittelalter die Welt davor bewahrten, dass das Kaiserthum der deutschen Nation in türkischen Absolutismus endigte; noch jetzt beschränken sie doch wenigstens etwas die Dictatur einer parlamentarischen Majorität; jenseits des Oceans haben sie aber einen neuen Welttheil für die Freiheit erobert. William Penn und sein Dogmatiker Barclay erneuerten in ihrem Kampf für die innere Stimme der Quäkergemeinde die Schule von Athen, ihre Freunde brachten den Freiheitsgeist der Stoa nach den Wäldern von Rhode Island und edle, hohe Frauen kamen aus

den Dickichten dieser Freiheitsstätten nach Boston und erlitten den Tod am Galgen, bis sie diese letzte Stätte des Glaubensdrucks eroberten und die neue Welt gründeten.

Wie dem Sprecher der neuen Ära das Schwert des Glaubens höchst fatal ist, so kann er sich nicht genug darüber verwundern, dass in meiner Schrift eine bekannte Thatsache, die Emancipation der christlichen Kinder Athens vom jüdischen Gesetz, eine Stelle gefunden hat. Er selbst treibt die Kunst, das Alte zu vertiefen, so hoch, dass er sich sogar für die „Gebetsriemen" des alten Gesetzes erwärmt. Seine Vertiefung des Alten bringt es dahin, dass er nachträglich alle Regungen des Selbstgefühls und eignen Urtheils, die in meiner Schrift als Signale zum Aufbruch aus einem verrotteten Lager eintreten, zu Träumen ärmlicher Isolirter herabsetzen und die Welt auf das Maass seines specifischen Alten zurückbringen möchte. So erscheint es ihm auch als ein Attentat auf die Heiligkeit des mosaischen Gesetzes, dass ich in meiner Schrift darstelle, wie dasselbe in der römischen Seele, die es mit der griechischen Weisheit in ihr Innres aufgenommen hatte, eine tiefgreifende Kritik und Veränderung erfuhr. „Woher kam diese Kritik, fragt er, weshalb war sie nothwendig?"

Ich werde den geneigten Leser nicht zu guter Letzt ermüden und, um diesen Verehrer und Vertiefer des Alten zu belehren, aus meiner Schrift die Erklärung jener Kühnheit wiederholen, welche die Isolirten der ersten Christenheit zu Herren des Sabbaths machte, die Reinheit des Herzens über die Reinlichkeitsgesetze erhob, die Willkür des Mannes durch die Unauflöslichkeit der Ehe fesselte und ein unfreundliches Wort gegen den Nächsten mit der tiefsten Hölle bestrafte.

Aber ehe ich diesen Vertiefer des Alten verlasse, will ich ihm doch zum Abschied die freudige, allerdings auch schon in meiner Schrift reichlich ausgeführte Mittheilung machen, dass sein Schmerz über das Attentat gegen das Gesetz sich bereits in den ersten Überarbeitungen der evangelischen Urschriften vorfindet. Schwache Gemüther erschraken schon im christlichen Alterthum über die Anspannung jener moralischen Forderungen und haben im Sinne dieser zaghaften Bedenklichkeit den Buchstaben der Urschriften abgeschwächt. In meiner „Philo-"schrift habe ich dieses Zurückweichen von der Zuversicht der ersten Schöpfung als die Ahnung der Götterdämmerung gedeutet, der sich keines der historischen Religionssysteme hat entziehen können. Diese

alterthümliche Ahnung erfüllte sich dann, wie ich bei meinem ersten Auftreten mit der Evangelienkritik nachwies, seit der Ausbildung der Exegese im dritten Jahrhundert bis zum theologischen Ausleger Strauss in einem barbarischen Kampf mit dem Rest des Buchstabens, der sich noch als Zeuge der ursprünglichen Freiheit erhalten hatte.

Nun noch ein Wort an Ludwig Bamberger, dem ich diesen Abschnitt zum Trost, dass die von ihm gewünschte Herabstimmung der Freiheit und des Urtheils nahe herbeigekommen ist, gewidmet habe. Ich will ihm eine Mittheilung machen, die ihm, wenn er sich noch einige Freiheit des Kopfes erhalten hat, ein helles Jauchzen abgewinnen müsste.

Prof. Steinthal sagt im Eingang seiner Recension, damals, als ich (1851) das Vorwort zur Berliner Bearbeitung meiner Evangelienkritik schrieb, hätte er mir gesagt, ich sollte doch zum Philologen Böckh in die Lehre gehen und von ihm „hören, wie man aus dem Detail die Einheit gewinnt." „Hätte", — also wenn er dazu die Gelegenheit gehabt hätte. Indessen besuchten wir uns gerade zu jener Zeit ein paarmal gegenseitig, aber kein Wort vom Philologen entlockte diese Gelegenheit meinem Recensenten. Dagegen veröffentlichte er in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (No. 47, vom 20. November 1852, p. 1105 bis 1114) einen eingehenden Aufsatz über meine Kritik der Evangelien, der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe und erklärte sich sowohl mit dem philologischen Detail derselben, als mit der Gesammtanschauung einverstanden. Meine Durchführung der Kritik nannte er einen „Befreiungs- und Verjüngungsprozess." Nach dieser früheren Arbeit meines Recensenten muss seine jetzige Herabstimmung des Urtheils in den Augen unseres legislativen Meisters Ludwig Bamberger einen um so höheren Werth als Zeugniss von der Geistesverfassung der Gegenwart haben.

Voltaire überfiel einmal Ludwig XV., den er soeben in einem Drama verherrlicht hatte, in den Theatergängen mit der Frage: „ist Trajan zufrieden?" wurde von ihm aber weder eines Worts, noch Blicks gewürdigt; ich werde mich damit begnügen, in bescheidener Ferne unserm Nationalvertreter zur Leistung eines seiner Parteigenossen zu gratuliren.

XVIII.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen und Danton.

1.) B. V. Ephraim's Mission in Paris und Danton bei Valmy.

Wir befanden uns wie bei uns zu Hause, wenn wir im Lauf der vorhergehenden Abschnitte der Interventionspolitik des Königs Friedrich Wilhelm II. in ihren stürmischen Combinationen folgten; andrerseits gewannen wir in der Betrachtung der diplomatischen Wagnisse dieses Königs an Kenntniss und Verständniss unserer Gegenwart. Beide Zeitalter gehören zusammen wie der erste Versuch zur vollendeten Ausführung. Die Anregungen, Funken, zuweilen auch Blitze, welche Friedrich Wilhelm seit dem Beginn seiner Regierung nach den äussersten Spitzen des Festlandes von Amsterdam und Brüssel nach Konstantinopel, von Wien und Pest bis nach Stockholm, Warschau und Petersburg verbreitete, manchmal auch schleuderte, zeichneten die Grundlinien, welche die Bismarck'sche Ära ausgefüllt hat. Der Friede von Basel, in welchem der genannte König das Schutzamt über die deutschen Fürsten und Stände im Norden des Main gewann, war die Skizze des späteren norddeutschen Bundes.

Neben den Belehrungen, welche uns die Geschichte Friedrich Wilhelm's II. bietet, lässt sie es auch nicht an Warnungen fehlen; einige ihrer trüben Parthieen haben sich unter uns schon wiederholt. Der Geldmangel nach der Erschöpfung des Staats durch eine grosse europäische Politik meldete sich in Berlin nicht nur nach den Rhein- und Weichsel-Campagnen, in denen der Nachfolger Friedrich's II. die Grundlage zu seiner norddeutschen Oberhoheit legte, sondern er ist auch im Berlin der Gegenwart nach den militärischen Anstrengungen heimisch geworden. Die Vertheilung der in Polen eingezogenen Staatsgüter hat in dem Preussen des Jahres 1795 dieselben verderblichen Folgen gehabt, wie die Einführung der französischen Milliarden in das heutige Deutschland. Noch neuerlich klagte Prof. Mommsen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, bei der Feier des kaiserlichen Geburtstags (nach dem Bericht der „Nationalzeitung“ vom 20. März) über die „Symptome einer

moralischen Zersetzung, welche das Gebäude unserer vaterländischen Gesellschaft bedrohen und auf die Machterfolge tiefe Schatten werfen."

Wir begnügen uns in diesem und den beiden folgenden Abschnitten mit der Zeichnung der Parallele, welche die Mitwirkung Frankreichs bei dem Abschluss des Baseler Friedenswerkes und bei der modernen Stiftung des norddeutschen Bundes darbietet. Bis jetzt erscheint das Ereigniss vom 5. April 1795, wenn es die Bewunderer und Vorarbeiter der neuen Ära, z. B. Häusser, schildern, nur als ein Werk des Zufalls oder der beiderseitigen Erschöpfung der Gegner; wir werden dagegen die Mitwirkung eines geheimen Zuges erklären, welche den König Friedrich Wilhelm II. und seine Rathgeber schon oft mit den Lenkern des französischen Kriegswagens in sehr intime Beziehungen gebracht hat.

Auch den ausführlichsten Schilderungen des diplomatischen Getriebes bei Valmy und den Lockungen, mit denen die Generale der französischen Armee und die Bevollmächtigten des Convents den König für ein Bündniss mit Frankreich zu gewinnen suchten, fehlt der rechte Hintergrund, so lange man die Erinnerung an den früheren intimen Verkehr des Königs mit den Häuptern der Opposition der constituirenden Versammlung nicht mit in Rechnung zieht. Ferner bleibt das Hin- und Herhuschen der Sendboten zwischen den Heerlagern von Valmy unerklärt, wenn man nicht die Hand sieht, die im Einvernehmen mit Dumouriez die geheimen Sendlinge und amtlichen Bevollmächtigten des Convents als willige Werkzeuge zur Bezauberung Friedrich Wilhelm's und zur Rettung seiner Armee am Faden hielt. Diese Hand gehörte Danton an, — dem wirklichen Danton, der auf dem glühenden Boden der Revolution trotz des warnenden Beispiels, welches ihm Mirabeau und Lafayette gegeben hatten, innehalten, dem Brand Einhalt gebieten und sich selbst, unter dem Schutz des Königthums, den ruhigen Genuss der erworbenen Macht und gewonnenen Stellung sichern wollte.

Der Regisseur des Valmy'schen Dramas griff auch noch als geheimer Freund und Verbündeter der Preussen in die Rheincampagne der Alliirten vom Jahre 1793 ein und er blieb die Seele des Baseler Friedens. Sein Geist, welcher die blutige Katastrophe vom April 1794 überlebte, trieb seine in den Gerichten jenes Monats noch nicht erreichten Genossen und An-

hänger in den Todeskampf mit Robespierre und jauchzte vor Genugthuung, als er die Verschworenen und Sieger des Thermidor in dem Genuss der Macht und der Freuden sah, nach denen er vergebens gelechzt hatte. Seine alten Freunde herrschten im Convent und Wohlfahrtsausschuss und er ging endlich zur Ruhe ein, als dieselben seine Überlieferungen und die Vorsätze von Valmy Hand in Hand mit Hardenberg zu Basel erfüllten.

Diese Parallele der Danton'schen und preussischen Action ist es nun, die wir in drei Abschnitten: 1. Valmy, 2. Rheincampagne des Jahres 1793 und 3. Baseler Frieden durchführen werden.

Freilich wird in diesen Bildern nicht der Danton auftreten, der in der Thiers'schen Darstellung mit dem Donner seiner Stimme die Revolution erweckt und leitet und mit dem Stampfen seines Fusses die Freiwilligen-Heere hervorruft, — nicht der Danton, wie ihn Thiers für die französische Anschauung noch bis auf die Gegenwart zur stehenden Figur gemacht hat. So glaubte z. B. ein Pariser Föderirter in einer öffentlichen Versammlung vom October 1872 Gambetta für seinen angeblichen Verrath der Volkssache auf das empfindlichste zu züchtigen, indem er ihn „einen Danton aus Pfefferkuchen" nannte. In seinem „Brief an die Römer", in welchem Victor Hugo unterm 21. Mai desselben Jahres den Gruss einiger Bürger der ewigen Stadt an das französische Volk mit einem Bilde des italienisch-französischen Volksbundes beantwortet und z. B. Cato dem Barbès entgegen kommt, reicht Rienzi Danton den Arm. Das gleichzeitige Gedicht desselben Meisters vom „schrecklichen Jahr" stellt den Deutschen triumphirend die Aufgabe, sie möchten doch sehen, ob sie sich von Pascal, Danton und Voltaire befreien könnten. Was aber Danton betrifft, so könnte es sich für die Deutschen höchstens nur darum handeln, sich von der französischen, durch Thiers versteinerten Legende los zu machen; dieses Werk der Befreiung hat indess Friedrich Funck in seinem Werk „1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution" (Mannheim 1843) in den Grundzügen längst ausgeführt.

Friedrich Wilhelm that den ersten Schritt zu einer intimen Verbindung mit Frankreich und wandte sich an die Vertreter der Volkspartei in der Constituante, welche die Macht des Königthums zu beschränken suchten. Der preussischen Politik

kam es darauf an, dass Ludwig XVI. die Hand gefesselt und ihm die alte Prärogative seiner Vorfahren, über Krieg und Frieden zu entscheiden, entzogen würde. Die Berechnungen des Berliner Cabinets, wonach England mehr als es dessen Interessen und Absichten entsprach, zur Vertreibung Österreichs aus dem aufständischen Belgien mitwirken sollte, waren in ihrem scheinbar wirksamsten Hebelwerk bedroht. England selbst stand plötzlich vor einem Kriege und rüstete eine ansehnliche Flotte aus, als Schiffe seiner Angehörigen in der, von Spanien in Anspruch genommenen Nootka-Bai Californiens aufgehoben waren. Spanien rief auf Grund des Bourbonischen Familienvertrags Frankreichs Hilfe an und schon sprach Ludwig's Minister des Auswärtigen, Montmorin in dem am 14. Mai 1790 an die Nationalversammlung gerichteten Schreiben die Hoffnung aus, dass dieselbe die Mittel zu einer bewaffneten Vermittlung zwischen den beiden vor dem Krieg stehenden Mächten bewilligen werde. Die Regierung verliess sich auf den kurz zuvor zwischen Mirabeau und dem Hofe abgeschlossenen Vertrag und hoffte mit dessen Beistand zu einem Kriege zu kommen, welcher ihr gegenüber der Demokratie der Versammlung eine ansehnliche Verstärkung verschaffen musste.

In dieser Verlegenheit ertheilte Friedrich Wilhelm seinem Gesandten in Paris, dem Grafen Goltz, die Anweisung, mit den Demokraten Pethion und Barnave zu unterhandeln und dieselben mit Geld für den Kampf gegen die königliche Initiative in der Kriegs- und Friedensfrage zu erwärmen. Max Duncker hat in seinem Vortrag in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften vom 23. März 1876, zur Feier des kaiserlichen Geburtstags aus seinen archivalischen Studien Einiges über diesen diplomatischen Feldzug mitgetheilt und die „Nationalzeitung" hebt in ihrem Bericht über diese festliche Rede mit besonderer Theilnahme den Zug hervor, wie der König in seiner Freude über den Sieg, dem Gesandten an's Herz legt, einen Mann wie Pethion „warm zu halten."

Der Kampf zwischen Mirabeau und seinen Gegnern und deren demokratischen Waffengefährten, den beiden Lameth's, dauerte vom 15. bis zum 22. Mai und endigte mit dem Beschluss, dass die Versammlung nach dem der Nation zustehenden Recht über Krieg und Frieden zu beschliessen hat. Dem König blieb

die Initiative des Vorschlags und die Sanction des etwaigen Kriegsbeschlusses.

Noch im November desselben Jahres schickte Friedrich Wilhelm den Benjamin Veitel Ephraim, Sohn jenes Ephraim, der besonders im siebenjährigen Kriege Friedrich II. als Münzagent zur Seite gestanden hatte, mit einer Mission nach Paris. Dieser thätige Agent war kurz vorher aus den Niederlanden zurückgekehrt, wo er den Belgiern die nachdrücklichste Unterstützung von Seiten Preussens zuzusichern hatte, falls Österreich nicht mit den Türken Frieden schliessen sollte. Das erste Wort, mit welchem ihn der König bei seiner Rückkehr in Breslau empfing, war: „ihm den (damals zu Stande gekommenen) Reichenbacher Frieden zu verdanken." Friedrich Wilhelm fühlte sich noch durch diese Convention beglückt, merkte aber allmälig, dass die Vermittelung, die er nach dem Reichenbacher Abkommen gemeinschaftlich mit England zwischen den aufständischen Belgiern und dem Kaiser herbeizuführen hatte, nur zum Vortheil Österreichs ausfallen würde, da das Londoner Cabinet in der Befestigung der kaiserlichen Herrschaft über Belgien die sicherste Garantie für seine Interessen und für die Eindämmung Frankreichs erblickte. So fasste er nun Paris ins Auge und eröffnete dem Ephraim (siehe dessen Schrift: „über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens", Berlin 1807): „er solle nach Paris gehen und sehen, ob er nicht unter dem Vorwand eines Commerztractats eine Allianz abschliessen kann. Wenn er die Sache gut macht, setze ich ihn in ein Departement."

Der Geheime, der neben und unabhängig von dem Grafen Goltz die wechselnden Elemente des damaligen Paris für die Zwecke Friedrich Wilhelm's studiren und bearbeiten sollte, bemerkte aber bei dem Minister Montmorin sogleich in der ersten Besprechung (im Anfang des November 1790) einen Widerwillen gegen Alles, was der Revolution nur den geringsten Vorschub geben konnte. Das heisst, der Minister eines Königs, der bei sich zu Hause seine Autorität sich zerbröckeln sah, hatte keine Neigung dazu, in dem Nachbarstaate, im Hause des Kaisers, des Anverwandten seiner Königin, den schon erlöschenden Heerd des Aufstandes wieder anzufachen. Jedenfalls täuschte sich auch Montmorin darüber nicht, dass England die zu Reichenbach versprochene Vermittlung nicht zum einseitigen Vortheil der Aufständischen durchführen und vielmehr Alles dazu thun würde,

dass dem Kaiser die belgische Barrière gegen Frankreich gesichert bliebe.

Mehr Glück hatte Ephraim beim diplomatischen Ausschuss der Nationalversammlung, besonders aber bei Mirabeau, mit dem er bis zu dessen Anfangs des April 1791 erfolgten Tode viel verkehrte und der sich schon bei seiner geheimen Mission in Berlin, in den ersten Monaten der Regierung Friedrich Wilhelm's, als Freund einer preussisch-französischen Allianz einen Namen gemacht hatte. Barnave, mit dem er öfters, wie mit dem gleichgesinnten Duport tafelte, hatte sich im Mai 1790 als gefälliger Freund Preussens bewährt.

Indessen trübten sich die Aussichten, an denen er sich in den Gesprächen mit geistesverwandten Politikern erfreute. Die Letzteren schlossen sich der königlichen Sache selber an, als die Wogen der Bewegung nach der verunglückten Flucht des Königs (im Juni 1791) gegen den Thron lebhafter anschlugen. Ein royalistisches Blatt, eine Nachahmung von Marat's „Volksfreund", fing sogar an, den geheimen Agenten zu verfolgen und wegen seiner Umtriebe gegen die Sicherheit des Staats anzuklagen. Die Sache kam unter der Form, dass der Berliner Emissär an einer Vereinbarung zwischen Frankreich und Preussen zur Eindämmung der französischen Volksbewegung arbeite, an den Untersuchungsausschuss der Nationalversammlung. Jedoch fehlte es ihm in diesem nicht an thätigen Freunden, die sich beeilten, ihn am Morgen nach dem Blutbade, in welchem die republikanische Kundgebung am 17. Juli auf dem Marsfeld erstickt war, im Gefängniss der Abtei der Wuth des Volks zu entziehen. Und auch hier traf es sich so glücklich, dass die vereinigten Commissäre des Untersuchungs- und des Berichterstattungs-Ausschusses aus dem ihnen dargebotenen Portefeuille seiner Correspondenz mit seinem Könige, welches ihm, dem preussischen Geheimenrath, bei der Beschlagnahme seiner Papiere uneröffnet geblieben war, gerade solche Schriftstücke herauszogen, in denen er Friedrich Wilhelm jede Einmischung in die französischen Angelegenheiten widerrieth.

Am 21. Juli befand er sich wieder in Freiheit; allein trotz des Rückhalts, den er an seinen Freunden besass, fühlte er unter dem Pflaster von Paris die Vorboten eines nahenden Erdbebens. Im Anfange des August reiste er nach Berlin zurück, nachdem er noch zum Abschied von einigen Mitgliedern des diplomatischen

Ausschusses zu einem Gastmahl bei Mehu eingeladen war. Als er zu Hause eintraf, war der Pillnitzer Vertrag vom 27. August 1791 abgeschlossen, in welchem Friedrich Wilhelm und der Kaiser die gegenwärtige Lage des Königs von Frankreich als einen Gegenstand des gemeinsamen Interesses aller Souveräne Europa's bezeichneten und ihren Beschluss verkündigten, mit den Monarchen, die ihrem Aufruf zu gemeinsamer That folgen würden, die nothwendigen Mittel zu ergreifen, um Ludwig XVI. für die Aufrichtung eines monarchischen Gouvernements beizustehen.

Jetzt war es mit Aufträgen, wie sie Goltz bei Pethion zur Schwächung der königlichen Initiative ausführte, vorbei, — auch mit Ephraim'schen Missionen zur Anfachung eines populären Aufstandes. Dafür erhob sich in Paris eine revolutionäre Regierung und es konnten sich inmitten derselben und unter ihren Dienern Freunde finden lassen, mit denen sich geheime Verbindungen für das Losungswort des Tages — die Wiederherstellung des legitimen Throns — anknüpfen liessen. Mit diesem neuen Arbeitsfeld war Preussens Macht in unmittelbare Berührung getreten, als Friedrich Wilhelm an der Spitze der allirten preussischen und österreichischen Truppen und gegenüber dem Heerhaufen der neuen französischen Regierung bei Valmy stand.

B. V. Ephraim stand der Angelegenheit, um die es sich im September 1792 handelte, wieder nicht fern. Noch ehe die Katastrophe in der Champagne zum Ausbruch kam, hatte er in ein paar Denkschriften an den Herzog von Braunschweig und an Bischofswerder, den Förderer des verhängnissvollen Kriegszugs, seine Kenntniss der französischen Parteien für den Rath verwerthet, dass man am Besten thäte, den revolutionären Krater Frankreichs in sich selbst austoben zu lassen. Wahrscheinlich hatte er auch angedeutet, wie man sich in der „Oppositionspartei" Einfluss verschaffen könne. Nach dem Rückzug aus der Champagne wurde er nach Frankfurt berufen, um daselbst im königlichen Hauptquartier sein Licht scheinen zu lassen.

Indessen gab es in Paris einen Mann, der an der Spitze jener sogenannten Oppositionspartei stand. Derselbe hatte sich mit dem Donner seiner Stimme und mit den Kraftstücken seiner Drohungen gegen Hof und Adel den Ruf des äussersten Revolutionärs erworben und sah es nicht ungern, wenn seine Person durch den Vorwurf, er sei der eigentliche Anstifter und Leiter der Septembermorde, einen düsteren Hintergrund er-

hielt. Er war an den Gräueln jener Tage so unschuldig, wie an dem Krieg, welchen die Bergpartei bis zu ihrem Triumph am 1. Juni 1793 gegen ihre girondistischen Gegner auf Tod und Leben führte. Mit demselben revolutionären Gebrüll, mit dem er an diesen Mai- und Junitagen seine Theilnahme für die Widersacher der Bergpartei zu verstecken wusste, war er auch auf der Blutstätte des 2. September erschienen, um so viel Opfer als möglich zu retten.

Dieser Mann, George Jacques Danton, hatte sich unter der Protection Mirabeau's und Alexander Lameth's als Clubredner einen Namen gemacht und wie diese Männer, während er sie mit seinem Donner gegen Hof und Minister unterstützte, auch den Weg dazu gefunden, sich der Regierung gefällig und dankbar zu erweisen. So stand er am 17. April 1791, als er vor dem Portal der Tuillerien den Rossen des Wagens, in welchem Ludwig zur Osterfeier mit seinem unvereidigten Priester nach St. Cloud fahren wollte, in die Zügel fiel, mit Alexander Lameth in Verbindung, lieferte aber Ludwig damit den gewünschten Beweis seiner Gefangenschaft und eine Rechtfertigung für seine spätere Flucht. Er hatte ferner von Mirabeau den von diesem bei Seite gelassenen Orleans geerbt und betrieb mit dessen Werkzeug de Laclos nach dem verunglückten Fluchtversuch des Königs jene Kundgebung auf dem Marsfelde, die Lafayette den willkommenen Anlass gab, durch seine Fusillade auf den Volkshaufen ein blutiges Exempel zu statuiren. Seine Dienstmannschaft an diesen beiden Tagen für den Hof wird durch den späteren Gang seines Lebens ausser Zweifel gestellt; jetzt übergab ihm das Ereigniss vom 20. September 1792 die Entscheidung in einer Frage der hohen europäischen Politik.

Das erste grosse Zusammentreffen der Armee Friedrich Wilhelms mit den französischen Schaaren war unentschieden geblieben, somit zu Ungunsten des Königs ausgefallen. Die Armee war nach einem trägen Marsch erschöpft bei Valmy angekommen. Ein wochenlang anhaltendes Regenwetter und mangelhafte Verpflegung hatten Seuchen unter den Truppen hervorgerufen und die Mannschaften decimirt. Das Fouragiren, welches schon beim Eintritt in Frankreich begann, war trotz der Verbote Braunschweigs und trotz der Versuche einzelner Officiere, die Mannszucht aufrecht zu erhalten, in Plündern und Verwüstung der Felder und Dörfer ausgeartet. Als man sich in der Nacht

zum 20. September im Koth und unter brausendem Unwetter lagerte, mussten die Officiere ruhig zusehen, wie die Leute zum Schutz gegen die schneidende Kälte in die Dörfer liefen und was ihnen an Holzwerk in die Hände fiel, Hausgeräth bis auf die Wagen und Karren zusammenschleppten und ein Feuer wie in der Hölle anmachten. Daneben wurde auch, da die Proviantwagen in den grundlosen Wegen weit zurückgeblieben waren, nach Lebensmitteln gesucht und gingen die Bauernhöfe, Scheunen und Ställe in Feuer auf.

Die Stimmung der Armee war unter diesen Umständen sehr gedrückt. Die Officiere waren Politiker geworden und ergingen sich in lauten Raisonnements; schon vor dem Tage von Valmy hatten sie sich darüber ausgesprochen, dass sie sich nichts Gutes vermutheten. Als der classische Zeuge jener Zeit, Laukhard, auf dem Rückzuge unter seiner Muskete zu Kameraden von der ungünstigen Lage gegenüber den unternehmenden Franzosen sprach, begnügten sich seine Vorgesetzten mit der Mahnung, er möge im Reden nur behutsamer sein und immer zusehen, mit wem er zu schaffen hätte.

Der Herzog von Braunschweig war nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das unschuldige Schlachtopfer des Vertrauens, mit welchem sein Gebieter sich auf die Luftschlösser der Emigrirten verliess; er glaubte selbst an deren Schilderung der feindlichen Armee. Dem Generallieutenant von Schlieffen meldete er z. B. am 18. September 1791 die Versicherung des ausgewanderten und soeben bei ihm weilenden Generals Lambert, dass im Fall des Kriegs die Linientruppen zum König von Preussen übergehen würden und ein Winterfeldzug gegen die Nationalgarden hinreiche, um sie zu Paaren zu treiben, ohne diese Weissagung auch nur im Mindesten zu bezweifeln. Und am 3. Februar 1792 schreibt er an denselben Helden von Lüttich, welcher eine möglichst ernste Auffassung des Kriegs mit Frankreich anrieth, es sei „ein unlösbares Problem, wie dieses unglückliche Land bei seiner Schuldenlast mit seinem Deficit und mit seiner incompletten, desorganisirten und gegen ihre uneinigen Generale mit Misstrauen erfüllten Armee die Hilfsmittel zu einem Widerstande finden könne."

Von einem Manne, der sich doch in der Auswahl seiner Stellungen und Bewegungen während der Rheincampagne des Jahres 1793 als gelehrten Militär zeigte, kann man das militärische Unding seines Feldzugsplans gegen Paris, wie er bedeutende

Festungen im Rücken und zur Seite liegen lassen und auf einem dünnen Faden gegen den Heerd der Revolution vorrücken wollte, nur aus seiner Überzeugung erklären, dass er sich dem Feinde nur zu zeigen brauche, um ihn zu sich herüberzuziehen.

Die Truppen Kellermann's, gegen deren Aufstellung auf der Höhe von Valmy der Herzog seine Armee mechanisch aufstellte und ebenso mechanisch eine Kanonade von etwa sechs Stunden unterhielt, stiegen von ihrer Stellung nicht herab, um ihm Frankreich zu übergeben. Damit war die Anfrage und der Feldzug entschieden. Der Herzog hatte nicht geleistet, was die öffentliche Meinung Europas von ihm erwartet hatte; dagegen waren die Franzosen durch ihr männliches Feststehen gegen die Musterarmee der damaligen Zeit in ihren eigenen Augen und in der Meinung Europas gestiegen. Die Wechselfälle eines ernsten Angriffs auf die Stellung des hartnäckigen Feindes getraute sich der Herzog nicht zu wagen, da selbst ein blutiger Sieg die bereits erschöpfte Armee nur noch mehr geschwächt und der Versuch, den Vormarsch auf Paris fortzusetzen, sie dem Untergange zugeführt hätte. Der Gedanke, am 21. den Kampf wieder aufzunehmen, verbot sich selbst, da die Munition erschöpft war und Tempelhof die beiden anderen Chargirungen, welche die Armee mit sich führte, bei den Parkcolonnen in Luxemburg, Longwy und Verdun verzettelt hatte.

An die Stelle der militärischen Action traten Unterhandlungen, von denen allein sich die Rettung aus dieser Stockung erwarten liess. Braunschweig hatte schon am 15., als er die Umgehung der linken französischen Flanke ausgeführt und die feindliche Armee von Rheims und Chalons abgeschnitten hatte, Massenbach nach Grandpré geschickt, um Dumouriez zu einer Unterredung einzuladen. Dieser war zwar der Conferenz ausgewichen und hatte sich auch schon für den folgenden Tag versagt; der Abgesandte des Herzogs hörte aber von dem würdigen, sechzigjährigen und seit 1745 in Dienst stehenden General Duval, der ihn an Stelle des Oberfeldherrn empfing, Alles, was dieser ihm hätte eröffnen können, und das ganze Thema, welches bald darauf in den Verhandlungen von Valmy erörtert wurde. Jener Hochachtung einflössende und mit dem ruhigsten Selbstvertrauen auftretende Mann fragte den Boten, wie sich nur der König von Preussen mit einer feindlichen Macht, dem treulosen Österreich, gegen seine natürlichen Bundesgenossen verbinden könne.

Er warnte ihn, den Emigrirten, die ihr eigenes Volk nicht kennen, zu trauen und zu glauben, dass die alliirten Mächte in Frankreich eine Contre-Revolution hervorrufen könnten. Zum Schluss gab er ihm die Versicherung, dass die Alliirten die Revolution nur stärken und ihr Consistenz geben und irgendwo ihr Pultawa finden würden.

Friedrich Wilhelm, dem Massenbach im Auftrage des Herzogs diese Unterredung meldete, nahm Duvals Äusserungen mit hohem Missfallen auf, ging aber am Tage nach der Enttäuschung des 20. September mit grösserer Bereitwilligkeit auf die Inspirationen des französischen Hauptquartiers ein. Sein Privatsecretär Lombard, der am 20. bei einem Überfall des Gepäcks hinter der Armee gefangen genommen war, kam, als er auf sein Ersuchen am 21. zurückgeschickt ward, mit einem Schreiben Dumouriez' zurück, in welchem neben den Duval'schen Erörterungen die Erschwerung von Ludwig's XVI. Schicksal durch die Fortsetzung des preussischen Feldzugs eine grosse Rolle spielte. In einer Unterredung vom 23., zu welcher Westermann, Generaladjutant der Nordarmee und Vertrauter Danton's, im Namen Dumouriez' am 22. die Einladung brachte, einigte sich der preussische Oberst Manstein mit dem französischen Oberfeldherrn über die Wiedereinsetzung Ludwig's in seine königlichen Rechte. Am Tage darauf ward Massenbach in Kellermann's Quartier geschickt und kam mit Arthur Dillon's Mittheilung zurück, dass im Rücken der Alliirten eine Invasion über den Rhein im Werke sei und nur der Friede das Königthum in Frankreich retten könne.

Die an demselben Tage eingetroffene Nachricht von der Verkündigung der Republik durch den Convent änderte Nichts an dem Fortgang der Verhandlungen, noch weniger die Ankunft von drei Conventsdeputirten am 28., denn Danton hatte Dumouriez wissen lassen, dass zwei derselben, Carra und Sillery mit ihm für die Erhaltung des Königthums einverstanden seien. Lucchesini's Bravourstück, der am 27. von einer Mission aus Verdun eintraf und eine neue Denkschrift Dumouriez' mit einer strengen Verweisung auf die Pflichten der österreichischen Allianz beantwortete, war ebenso folgenlos wie Braunschweig's Manifest vom 28., in welchem der drohende Ton vom Juli wieder angeschlagen wurde. Auch Friedrich Wilhelm's wiederholtes Aufbrausen über die Lehren, die ihm Dumouriez' Zuschriften im Punkte der Pflichten und Interessen Preussens geben wollten,

konnte die Lage der Armee nicht bessern und es blieb nur der Rückzug übrig, zu dessen Sicherung die Convents-Commissäre noch zuletzt in dem Vergleich von Verdun (am 14. October) mitwirkten. Die Verfolgung durch Kellermann's Truppen und durch das Corps des Generals Valence ward zu einer friedlichen Escorte.

Der König war für grosse und umfassende Pläne entzündlich und hatte sich seit dem holländischen Feldzug in die weitaussehendsten Unternehmungen gestürzt. Dabei versprach die natürliche Güte, die ihn Jedermann mit gleichem Wohlwollen empfangen liess, nach dem Druck, welchen Friedrich, der Einsiedler von Sanssouci, auf Bürgerthum, Beamte und Kriegskameraden ausübte, eine Zeit der Milde und Menschenfreundlichkeit. Während er in seiner schwellenden Naturkraft und in einem feurig rollenden Blutreichthum das Zeug zu einem grossen Mann und Helden in sich fühlte, wollte er durch und durch Deutscher sein und mit den Zeichen der Anerkennung, die er einigen Dichtern und Verherrlichern von Friedrich's II. Thaten widmete, der vaterländischen Litteratur eine neue Ära eröffnen. Eine hünenmässige und doch bewegliche Figur schien ihm seine grosse Bestimmung zu verbürgen und er fühlte sich als den rechten Helden des Tages und Agamemnon Europa's, als er an der Spitze seiner Preussen und der verbündeten Österreicher und Hessen den Heereszug nach Paris antrat.

Dieser heroischen Gestalt fehlte aber die Kraft zur Arbeit. Die Mühen des Details waren dem Fürsten lästig. Zwischenfälle schnellten ihn leicht in sein Inneres zurück, dort fand er aber weder Nachhalt zur Ausdauer, noch Nahrung für sein jähes und bald wieder zusammensinkendes Feuer. Diese Leere suchte er mit der Befriedigung sinnlicher und stürmischer Reize auszufüllen und die Folge war nur grössere Ermattung und Verödung.

Als er noch in der Champagne stand, hatte er sich mit der Gräfin von Dönhoff, seiner zweiten Nebenfrau, nach dem Tode der Gräfin von Ingenheim, geborenen von Voss, überworfen und von ihr getrennt. Briefe aus Berlin meldeten ihm, dass diese Geliebte, die ihn schon vorher mit Vorwürfen und Klagen und nach wiederholten Wiederversöhnungen mit neuen Stürmen gemartert hatte, sich mit Missachtung über ihn aussprach und über die tödtliche Last und Langeweile beklagte, welche ihr die Beweise

seiner lebhaften Zärtlichkeit bereiteten. Ihr letzter Brief, der ihn in Frankreich traf, brachte ihn so auf, dass er zur Scheidung schritt; sie hatte sich freimüthig über den Leichtsinn eines Feldzugs ausgesprochen, den er mit 200,000 Preussen und 150,000 Österreichern hätte antreten müssen.

Diese bittere Erfahrung hinderte ihn nicht, in seinem Hauptquartiere zu Frankfurt der durch Geist und Schönheit ausgezeichneten Tochter des Banquier Bethmann seine Hand anzutragen, dieselbe wies aber das Anerbieten unerschütterlich zurück. Auf den Bällen und Festlichkeiten jener Reichsstadt sah man ihn zum letztenmale in seiner heroischen Manneskraft; seitdem zehrten an ihm die Aufregungen und Unglücksfälle des französischen und des polnischen Kriegs; nach dem Frieden von Basel war sein Leben nur ein langsames Hinsiechen.

Für die Wiederherstellung des französischen Königthums, dessen Sturz Friedrich Wilhelm durch die Ankündigung seines Feldzugs wie durch die unbedachte Ausführung desselben nur beschleunigt hatte, war indessen Danton thätig. Dieser Demagoge, der schon längst mit der Regierung Ludwig's in Verbindung gestanden hatte, setzte seine Wirksamkeit nach dem Rückzug der preussischen Truppen fort und arbeitete seit dem December mit Dumouriez auf dem Belgischen Boden. Seine revolutionären Reden und das Ansehen seiner Stellung im Convent als eines der Häupter der Bergpartei dienten ihm als Mittel, seine nächsten Nebenmänner zu täuschen und zu umstricken und die girondistischen Gegner trotz der Wuth und des Abscheus, der sie gegen ihn erfüllte, zu retten, schliesslich aber ihre, hauptsächlich royalistischen Vorarbeiten für sein Aufsteigen zur Herrschaft zu benutzen. Milde, Gnade, Versöhnung waren die Stichworte, mit denen er in den Kampf zwischen Bergpartei und Gironde eingriff, bis er in den letzten Monaten vor seinem Ende sich den Ruf des sehnlich Erwarteten und Friedensstifters erworben hatte, welcher die Wogen der Revolution besänftigen würde.

Er bedurfte am meisten der Gnade und Schonung für die dunkeln Wege, auf denen er nach einer gesicherten Macht strebte. Ihm war, wie sich ein deutscher Zeitgenosse und aufmerksamer Beobachter seiner Laufbahn in Huber's „Friedenspräliminarien" (Berlin 1794) ausdrückt, ein König nöthig, aber als Schildwache, um hinter der Verschanzung des Throns, frei

von dem Bedürfniss der Volksgunst, ruhiger seinen Lüsten fröhnen zu können.

Er und Dumouriez trafen in dieser Suche nach einem König zusammen. Bei Valmy und in den nächsten Monaten darauf dachten sie an die Erhaltung Ludwig's; im März 1793 vereinigten sich ihre Entwürfe in Orleans Egalité's ältestem Sohn Ludwig Philipp, Herzog von Chartres (nachherigem Bürgerkönig), der bei Valmy das Centrum der Kellermann'schen Armee befehligt und durch die Eigenschaften des Herzens und des Geistes sich beim Heer beliebt gemacht hatte. Als Dumouriez nach seinem Verrath in die Dunkelheit des Privatlebens versank, war Danton's Ziel die Spitze in der Regentschaft neben dem Sohn Ludwig's.

Sein Äusseres war nach der Schilderung des genannten Beobachters wild und gebietend, der Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu sein. Der Oberleib war untersetzt, aber von geschmeidiger Corpulenz; eine hohe Brust, breite Schultern, ein kurzer Hals trugen einen kleinen runden Kopf mit krausem braunem Haar, den er rückwärts trug und warf, in der Bewegung eines muthigen Rosses. Das Gesicht war kräftige Hässlichkeit, die Augen klein, dunkelbraun, blitzend, — das Charakteristische des Gesichts eine kurze aufgestülpte Nase, eine mächtige Stirn und die zirkelförmig über die untere weglaufende Oberlippe, — das Ganze der Person eine Mischung von Auerochs und ungarischem Vollstier, der Ausdruck des Vermögens, wie er dem Volk gefällt.

Die Folge der Verhandlungen von Valmy und des nicht unbemerkt gebliebenen Verkehrs zwischen dem preussischen Hauptquartier und dem französischen Lager war eine gründliche Zerrüttung des Vertrauens zwischen den deutschen Alliirten. Die preussischen Generale kamen mit dem Zukunftsbild einer französischen Allianz zurück, in den Officierszelten war der Bund mit der Republik das Tagesgespräch und der gemeine Mann ein politischer Raisonneur geworden, — das Alles bot für Danton's fernere Thätigkeit einen empfänglichen Boden.

XIX.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen und Danton.

2.) Die Rheincampagne von 1793 und Danton's Friedensarbeiten.

Das Zusammentreffen bei Valmy war mit seinem unentschiedenen Ausgang für die preussische Armee verderblicher, als eine entschiedene Niederlage hätte sein können. Ein empfindlicher Schlag hätte die Armee, die schon im bayerischen Erbfolgekrieg sammt ihrem königlichen Oberfeldherrn einem schleichenden Marasmus anheimgefallen war, vielleicht aus ihrer Erstarrung herausgerissen und zur Ermannung geführt; der träge Kanonendonner aber, auf den sich die Offenbarung ihrer gerühmten Tüchtigkeit beschränkte, war nicht im Stande gewesen, die schwere Luft, die auf ihren Reihen lastete, zu zerstreuen. Die beiden Heerhaufen auf dem Windmühlenberg von Valmy und an dessen Absenkung glichen zwei fahrenden Rittern, die einander zur Fehde aufgesucht hatten und erstaunt stille hielten, als sie sich eines Morgens in einem dichten Nebel plötzlich gegenüberstanden. In einer Art Versteinerung beobachteten sie einander; als aber derjenige, der aus weiter Ferne gekommen war und dem Andern schon Monate vorher seinen Fehdebrief zugeschickt hatte, nur seine Drohungen wiederholte und dem Handgemenge auswich, konnte der Andere sich des Sieges rühmen und die Sonne, die endlich den Nebel zerstreute, begrüsste zuerst seine Waffenrüstung und umgab ihn auf seiner Höhe mit einer leuchtenden Glorie.

Diejenigen französischen Adligen hatten Recht gehabt, die den König Friedrich Wilhelm und den Herzog von Braunschweig während des Sommers mit ihren (von Massenbach mitgetheilten) Denkschriften bestürmten und vor einem Einfall in Frankreich, welcher die militärische Kraft der revolutionären Nation nur erwecken und den Sturz Ludwigs beschleunigen würde, sowie vor dem Bündniss mit Österreich gewarnt hatten. Das Unglück war eher eingetroffen, als die Warner erwarteten, und am Tage von Valmy eröffnete sich bereits der Quell des Verderbens, welches die Armee in der Rheincampagne der Jahre 1793 und 1794 heimsuchte.

Die Unentschlossenheit, welche das oberste Armeecommando am 20. September lähmte, wirkte auf die Armee und zerstörte die Zuversicht, mit welcher der preussische Soldat bisher zu dem königlichen Kriegsherrn hinaufblickte. Nachdem der Rückzug bis Luxemburg unter dem freundlichen Geleit der französischen Truppen die Wege mit den Opfern der Seuche, gefallenen Rossen und mit den Trümmern der Bewaffnung besäet hatte, geschah auch der Vormarsch nach dem Main mit zögernder und unbehilflicher Vorsicht. Man hielt jede Unternehmung gegen die schwachen Schwärme des Feindes für zu schwierig und gewagt, die Armee, der man kein Vertrauen schenkte, verlor auch das Selbstvertrauen und da im Kreis der jüngeren Führer die Verzweiflung an der eigenen Kraft um sich griff, eine Anregung weder erwartet noch gestattet war, konnten sich auch keine neuen, das Ganze belebenden Kräfte bilden.

Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, zum kommandirenden General der verbündeten preussischen und österreichischen Truppen für den Feldzug gegen Frankreich bestimmt, stand von vornherein unter dem Druck der Voraussetzungen, mit denen man in der Potsdamer Conferenz vom 11. Februar 1792 unter dem Vorsitz des Königs den Krieg beschlossen hatte und die er dann in seiner Denkschrift vom 19. Februar zusammenstellte. Den Hintergrund des Kreuzzuges zur Befreiung des Königs von Frankreich aus den Fesseln der Revolution bildete der Wunsch der Kaiserin Katharina, dem Zarenreich in Polen ein vorgeschobenes Kriegslager gegen den Westen zu schaffen, und ihr Versprechen, Preussen mit einem Antheil an dem polnischen Gewinn für seine Anstrengungen jenseits des Rheins zu belohnen. Da aber die Potsdamer Beschlüsse und, mit ihnen einverstanden, der Herzog den polnischen Erwerbungen vor etwaigen Eroberungen in Frankreich den Vorzug gaben, so war der Blick des preussischen Cabinets und Kriegsraths von vornherein zwischen dem Rhein und der Weichsel getheilt und danach auch das Aufgebot gegen Frankreich kärglich abgemessen. Ein gleicher Riss durchzog von Anfang an das preussische Verhältniss zu dem verbündeten Österreich, dessen Einwilligung zu den Veränderungen in Polen und zur Ausdehnung Preussens im Norden des Kaiserstaats man erst gewinnen musste, während man nicht Mannschaft genug am Rhein stellte, um österreichische Eroberungen in Frankreich zu unter-

stützen, und die eigene Hauptmacht vielmehr in Reserve behielt, damit man für die Revolution im Osten sich nicht entblösse. Über die Gefahren, welche diese Theilung des Blicks und das Doppelverhältniss zu Österreich am Rhein und an der Weichsel mit sich bringen mussten, ging man Anfangs noch leicht hinweg, da man, nach dem Ausdruck Bischofswerder's, der „Komödie“ in Frankreich keine lange Dauer versprach und fest darauf rechnete, dass die aristokratischen Freunde dem preussischen Commando sofort beim Einrücken in das Land die versprochenen Schlüssel zu den festen Plätzen entgegenbringen würden.

Der Herzog selbst, unterrichtet und arbeitsam, wie die musterhafte Verwaltung seines Landes bewies, hielt sich bei seiner weltmännischen Zurückhaltung, mit der er eine oft bis zur Gesuchtheit übergehende Höflichkeit und Geschmeidigkeit verband, für einen grossen Politiker, obwohl ihm jede männliche Entschlusskraft dazu fehlte, um dem König gegenüber, selbst wenn es sich um das Heil des Ganzen, Preussens und des deutschen Reichs handelte, mit einer eigenen Ansicht aufzutreten. Friedrich Wilhelm hatte sich durch die Lehren, die ihm die Reichenbacher Unterhandlungen gaben, in seiner imposanten Stellung inmitten der Cabinette Europa's nicht irre machen lassen. Es war, als ob ihm selbst nach dem Scheitern der Herzberg'schen Abenteuer aus dem norddeutschen Tieflande mit den Bollwerken der Oder und Elbe die Kraft zuströmte, diese Ebene und ihr Berlin zum Mittelpunkt zu machen, dessen Strahlen nach Paris, Wien und Petersburg reichten. Solchem Stolz und Selbstgefühl gegenüber konnte der Herzog nur schweigen; passiv folgte er dem König nach Valmy, wo ihn der Anblick der Standhaftigkeit Kellermann's aus dem Concept brachte, und missmüthig stand er ohne eigene Idee und Einsicht seinem Oberherrn im Feldzuge von 1793 zur Seite.

Er gehörte zu jenen Zöglingen Friedrich's II., welche das Übergewicht dieses Fürsten, besonders während der Verknöcherung seines Mechanismus in den letzten Jahrzehnten bis 1786, gebrochen hatte. Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, sagte im Anfang des Jahres 1795 in einem Gespräch zu Massenbach: „Der Herzog, mein Neveu, hat Talent und Genie, aber beides ist durch den Herzog Ferdinand und meinen Bruder unterdrückt worden. Glauben Sie mir, er fürchtet noch immer seine beiden

Onkels. Könnte er diese Furcht verlieren und unumschränkt handeln, er würde grosse Dinge gemacht haben und noch machen."

Ausserdem gehörte er zu den Unzufriedenen des Hofes. Entgegengesetzt dem Prinzen Heinrich, der den Wechsel seiner Hoffnungen und Enttäuschungen offen zur Schau trug, stand er schweigend und leidend bei Seite, als die Gunst des neuen Fürsten die Werkzeuge seiner Regierung berief; insgemein aber klagte er, wie der Prinz, darüber, dass die Zukunft Preussens Mittelmässigkeiten anvertraut würde. Tief gedrückt durch die kalte Höflichkeit, mit der ihn der König abfand und bei Seite liess, sah er in dem Auftauchen der Bevorzugten die Vorzeichen einer verderblichen Katastrophe und sprach sich über diese trüben Aussichten sehr nachdrücklich gegen Mirabeau aus, der ihn in der Mitte des October 1786 in Braunschweig besucht hatte. „Wenn der Tag des Hauses Brandenburg, sagte er, gekommen sein wird, werde ich nicht der Letzte sein, den Rückzug anzutreten. Ich bin unabhängig, dabei bereit, das Werk Friedrich's II. mit meinem Blute zu befestigen, aber ich werde nicht durch meine blosse Anwesenheit Mitschuldiger an seiner Zerstörung sein. Die Angelegenheiten meines Landes und meiner Kinder werde ich in grosser Ordnung zurücklassen; wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hannover (England) werden wir wahrscheinlich beim Zusammensturz des deutschen Reichskörpers zuletzt getroffen werden."

Trenck behauptet zwar in seiner Gegenschrift gegen Mirabeau's „geheime Geschichte des Berliner Hofes," der Herzog sei ein viel zu schlauer Politiker und vorsichtiger Hofmann gewesen, als dass er sich durch das schmeichelnde Drängen des französischen Spions zu einer Herzensergiessung dieser Art hätte verleiten lassen. Der feine Hofmann war aber doch so schwach, einem ähnlichen Drängen seines Quartiermeisters Massenbach nachzugeben. Gewöhnlich antwortete er auf die Mahnung desselben, er müsse sich zum Heil Preussens als Wallenstein der Gegenwart erheben, mit einem zornig drohenden Blick und kurzen Verweis, während das tiefe Erröthen seines Gesichts zu verrathen schien, dass der militärische Gehilfe seine geheimsten Gedanken getroffen habe. Als aber während des schwerfälligen Kriegsganges im Frühjahr 1793 Massenbach ihm zurief: „Ew. Durchlaucht bleibt nichts Anderes übrig, als sich zum Connetable

Preussens machen zu lassen oder den Commandostab niederzulegen und den rollenden Wagen in den Abgrund rollen zu lassen," antwortete er: „Ja, der Untergang Preussens ist unvermeidlich. Mein armes Braunschweig! Meine armen Unterthanen!"

An der Spitze Derjenigen, auf welche dieser in der Gefahr zaghafte oder verzweifelnde Feldherr als auf Mittelmässigkeiten herabsah, stand Bischofswerder, ein Sachse von Geburt, früher Kammerherr des sächsischen Prinzen Karl, einstens des Herzog von Kurland, nach dem bayerischen Erbfolgekrieg preussischer Offizier, Adjutant des Prinzen von Preussen und Freund des künftigen Königs. Nach der Thronbesteigung desselben sein thätiger und umsichtiger Beistand, strebte er weder nach Titeln noch hohen Posten, prahlte nicht mit seinem Credit und liess auch seinen Herrn mit keiner Miene merken, dass er sich durch seine Arbeiten um ihn verdient zu machen oder mit seinen Plänen und Anschlägen auf ihn zu wirken glaube. Bei Tage war er beim König, des Nachts mit der Ausführung seiner Aufträge und Briefe beschäftigt. Die Apathie seiner Gesichtszüge unterstützte ihn in der Aufrechterhaltung des Anscheins seiner Unbedeutendheit. In der Unterhaltung nachlässig und ohne Sucht zu glänzen, zeigte er gesundes Urtheil, lichtvolle Darstellung und ansprechende Gesichtspunkte, jedoch liess er auch im Geplauder der Unterhaltung nicht das Geringste seiner Absichten oder Geheimnisse merken, während seinem matten, aber durchdringenden Auge keine Miene, kein Zeichen einer inneren Gemüthsbewegung oder Absicht des Andern entging. Auch sein Äusseres entsprach dieser Doppelnatur; beleibt und scheinbar schwerfällig, war er in der Behandlung der Waffe und als Reiter gewandt und Meister, wie sein einförmiger Ernst den Geschmack für Vergnügen und Lebensgenuss verschloss. Weder Genie, noch wissenschaftlich geübt, war er nicht der Gefahr ausgesetzt, als Pedant oder als aufdringlicher Systemmacher zu erscheinen, und konnte er mit seinen Rathschlägen den Eindruck des praktischen Geschäftsmanns bewirken.

Neben diesen Naturgaben besass er aber noch einige besondere Schätze, die ihm die Zuneigung seines Gebieters sicherten. Er war in die geheimen Künste seiner Zeit eingeweiht und besass das Recept zum Wunderelixir, welches die Lebensdauer verlängert, ausserdem hatte er in den Freimaurerweihen Aufschlüsse über die jenseitige Geisterwelt gefunden und auch nach

seinem Aufsteigen in Berlin die Verbindung mit dem Kreis der Erwählten unterhalten. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's zog er eine wahre Kolonie aus Sachsen herbei, die ihm beistand, dem Fürsten die Geister des Jenseits zu citiren. So kam Graf Karl von Brühl, der als Generallieutenant in die Armee eingestellt und dem Kronprinzen als Gouverneur beigegeben ward, dann Dubosc, Kaufmann in Leipzig, von grossem Ruf als Geisterseher und Kenner der Ideenwelt, in Berlin dazu berufen, als Commerzienrath neue Handelspläne im Gegensatz zu Friedrich's II. Monopolsystem anzugeben. Als Gehilfen der sogenannten Visionspartei kamen ferner aus Leipzig Fröhlich, früher Kellner und Magus bei Schrepfer, der sich nach dem Zusammenbruch seines Freimaurergebäudes im Rosenthal bei Leipzig erschoss, und Steinitz, der bei demselben sächsischen Zauberer als Bauchredner Dienste geleistet hatte.

Das Jahresgehalt Bischofswerder's wie der anderen Günstlinge war nach der Fridericianischen Überlieferung und nach der kärglichen Naturausstattung der Mark knapp zugemessen; erst später bei der Vertheilung der polnischen Erwerbungen und Starosteien kam etwas Ähnliches wie der Milliardensegen der neuesten Ära und übte wie dieser eine gleich verheerende Wirkung auf die moralische Stimmung der oberen und mittleren Klassen.

Der Nebenmann an der Seite Bischofswerder's, Wöllner, früher Landprediger, nicht ohne Geschick, noch ohne Kenntnisse, hatte dem Prinzen von Preussen einen Cursus über Landesverwaltung und Ökonomie, Finanz, Handel und Rechenwesen vorgetragen und unterzog sich sogleich nach dem Tode Friedrich's der schwierigen Arbeit, den Stand des vorhandenen Geldes, bei dem Misstrauen des verstorbenen Königs gegen die Ressortspitzen ein wahres Geheimniss, aufzuhellen. Von derselben Klugheit wie Bischofswerder geleitet, verzichtete er auf Titel, Ansehen und öffentlichen Glanz, konnte es aber nicht verhindern, dass er schon im December 1786 im Publikum der Vicekönig oder der kleine König hiess. Was für die Organisation der Regierung geschah, ging von ihm aus. Ihm schickte der König am Morgen die bis zum vorhergehenden Abend eingegangenen Briefe und Schriftstücke zu, Wöllner nahm sie dann durch, entschied mit dem König und die Minister erhielten Befehle, ohne Rath zu ertheilen. Dazu war der Vicekönig ein Mitglied

des Bundes der Erleuchteten und Erwählten, — was konnte neben diesem Betriebsamen und seines Gleichen der stumme, stets sich verbeugende und bei seinem Mangel an concentrirtem Willen immer der Verzweiflung nahe Braunschweig bedeuten?

Erwähnen wir noch Haugwitz, den Verehrer des Propheten von Zürich, und den königlichen Privatsecretär Lombard, von denen der Erstere den Bund des hohen Beamtenthums mit der ersten Geliebten des Königs, späterer Gräfin Lichtenau, der Andere die Allianz mit Herrn Riez und den Schönheiten des Theaters vertrat, — ferner den Italiener Lucchesini, der letzte litterarische Gesellschafter Friedrichs, der beim neuen König auf einen Platz wartete, zunächst die Trauerode für die Bestattung des verstorbenen Monarchen dichtete, dann in der Finanz oder im Commerce eine Stelle suchte, bis er in der Diplomatie ein Unterkommen fand und sich z. B. in den Allianzverhandlungen mit der Republik Polen durch sein schroffes und übertriebenes Preussenthum bemerklich machte, — endlich den Obersten Manstein, der als Ultrapreusse und Feind Österreichs bei Valmy der rechte Unterhändler mit Dumouriez war und von diesem für die finstere und ungemüthliche Miene, mit der er die hohe Bedeutung seiner Einweihung in die Arbeiten der Geisterseher zur Schau trug, in einem seiner Valmyer Schriftstücke mit dem Ehrentitel des „vertueux Manstein" gefeiert wurde.

Indem wir nun zu Danton's Wirksamkeit zur Förderung der preussischen Sache im Sommer 1793 übergehen, knüpfen wir an folgende Daten seiner angeblich revolutionären Betriebsamkeit an. Er und sein Freund Lacroix hatten in Belgien mitgewirkt, als Dumouriez im Januar seine hunderttausend Mann bis nach Aachen so vertheilte und zersplitterte, als ob bei Köln keine österreichische Armee stände, die sie mit leichter Mühe aufrollen und vernichten könnte. Danton wartete in Belgien, als der General durch das westliche Flandern wie durch ein Nadelöhr kroch, um Holland einzunehmen und in Amsterdam die Freiheit der Welt zu verkünden, als ob die Engländer nicht schon ihre Truppen zur Einschiffung nach Holland bereit hielten. Danton kehrte nach Paris zurück, als die Österreicher von Köln her vorgebrochen waren und Dumouriez, der geschickter als Hans Nord in die Flasche gekrochen war, zur schleunigen Rückkehr aus seiner Sackgasse zwangen. Das Ganze, doppel-

sinnig wie alle Unternehmungen des Generals, sah neben dem Vertrauen des Spielers auf einen glücklichen Zufall wie ein auf die Verwirrung und Schwächung der republikanischen Armee angelegtes Spiel aus und als letzteres gelungen war, unterhielt Danton, nach Paris zurückgekehrt, den Convent am 8. März mit hohlen Kraftreden und mit Verherrlichung des Dumouriezschen Genies. Er und seine Leute stifteten daneben den misslingenden Aufstand vom 10. März an, der die grossbürgerlichen Bezirke erschrecken und dem General den Vorwand liefern sollte, mit der Armee nach der Hauptstadt zu eilen und die Bergpartei zu Gunsten des Hauses Orleans zu vernichten. In der That schickte Dumouriez, der sich auf Danton's Kunst verliess, am 12. ein Schreiben an den Convent, in welchem er sich über die Mord- und Blutscenen der Hauptstadt beschwerte, da aber die Scenerie, auf welche das Schreiben rechnete, nicht eingetroffen war, setzte es Danton beim Vertheidigungsausschuss durch, dass dasselbe verheimlicht wurde, und reiste mit Lacroix im Auftrag des Convents zum letzten Male nach Belgien, aus welchem sie in den früheren glücklichen Zeiten ihre Beute fuhrenweise nach Paris befördert hatten. Sie trafen den Feldherrn nach seiner Niederlage bei Neerwinden, die, wie er hoffte, den demokratischen Freiwilligen seiner Armee eine Abkühlung bereitet hatte, und am 22. März, wo sie sich mit ihm besprachen, hatte er seine Zusammenkunft mit Mack, dem politischen Haupt des österreichischen Generalstabs. Indessen steht Danton am 27. wieder auf der Tribüne des Convents und preist den Rückzug Dumouriez als das Manöver des Antäus, der aus der Berührung mit der mütterlichen Erde neue Kraft gewann. Lacroix befindet sich noch in Belgien, während der General am 27. in einer zweiten Zusammenkunft mit Mack sich der stillen Compagnieschaft der Kaiserlichen für seinen Zug nach Paris, für die Niederwerfung des Convents und Aufrichtung der Monarchie versichert und ihnen als Pfand für den Ernst seiner Auflehnung gegen die Republik die Auslieferung der Festung Condé verspricht.

Die beiden Helfershelfer des Generals, die den Faden der Intrigue an beiden Enden, in Belgien und in Paris, in der Hand hatten, waren ihrer Sache so gewiss, dass Danton noch am 1. April den Bericht der drei angeblichen, vom Minister Lebrun an Dumouriez abgesandten Jakobiner über ihre dreitägigen

Unterhandlungen mit dem General (vom 26. bis zum Morgen des 28.) im Moniteur abdrucken liess. In diesem mit frecher Lustigkeit abgefassten Bericht erzählen die Drei, die vom General Aufklärungen über seine Drohungen fordern sollten, mit wahrer Herzensfreude und unter innerlichem Lachen, wie er gegen die „Schurken" und 745 Tyrannen des Convents loszog und ankündigte, dass er mit seiner „Mamelucken-Armee" über sie Gericht halten und mit den Auswärtigen Frieden schliessen würde.

Dieser Bericht sollte mit seiner dramatischen Färbung und lustigen Offenheit für den General, der sich am 1. April noch nicht durch seinen Galopp in's österreichische Lager völlig ruinirt hatte, wirken, die geheimen Freunde in Paris ermuthigen und die Gegner schrecken. Bald darauf musste aber Dumouriez sich vor den Kugeln der Freiwilligen spornstreichs bei den Österreichern in Sicherheit bringen und der Convent, d. h. die zahlreichen Mitschuldigen Danton's thaten inmitten dieser Katastrophe vergesslich und drangen nicht mehr auf den Bericht über seine belgische Mission, den er in den zwanziger Tagen des März, neben heroischen Floskeln über die schleunigste Aufstellung einer colossalen Armee von Pikenmännern, mit der wiederholten Betheuerung, er werde Alles — Alles sagen, versprochen hatte.

Man muss die Verwegenheit und Ausdauer beinahe bewundern, mit denen Danton wenige Tage darauf, nachdem er mit genauer Noth einer völligen Entlarvung entgangen war, sein Friedensspiel mit den Auswärtigen wieder begann. Schon am 13. April, als der Convent noch über den Verrath Dumouriez' berieth und Robespierre die Todesstrafe gegen Jeden verlangte, welcher eine Unterhandlung mit den Auswärtigen beantragen sollte, verstand er es, in die Formirung des Beschlusses die nähere Bestimmung zu bringen, wonach nur mit Feinden, „die nicht zuvor die Souveränetät des Volkes anerkannt hätten," Unterhandlungen unzulässig seien.

Er wollte sich trotz des belgischen Missgeschicks den auswärtigen Regierungen als den Friedensvermittler der Zukunft empfehlen. An sie war seine Rede gerichtet, sie sollten es hören, wie er das „in einem früheren Augenblicke des Enthusiasmus erlassene, in seinen Motiven unzweifelhaft schöne Dekret," welches den Völkern den Beistand gegen ihre Unter-

drücker verhiess, dahin persiflirte, dass es Frankreich am Ende die Verpflichtung aufzuerlegen scheine, „auch einigen Patrioten beizustehen, die etwa in China eine Revolution machen wollten."

Sybel, welcher in Bezug auf Danton der Thiers'schen Legende folgt, führt als Beweis der staatsmännischen Begabung und Politik dieses Schreckensmannes den Vertrag an, den er im Mai 1793 mit dem Baron von Stael, schwedischem Gesandten, zu Stande brachte. Nach diesem Übereinkommen sollte das nordische Königreich unter dem Vorwande, den nationalen Handel gegen den englischen Druck zu schützen, für eine Subsidie von etwa 12 Millionen Francs ein Geschwader von 10 wohlbemannten Linienschiffen ausrüsten, in der That aber zur Cooperation mit der Republik stellen.

Allein nach Barère's Memoiren verhielt sich die Sache nicht so glänzend und epochemachend, wie sie in Sybel's Darstellung erscheint. Der Wohlfahrtsausschuss, welchen Danton beherrschte und Stael persönlich bedrängte, wurde von Barère davor gewarnt, eine diplomatische Action, die allem Anscheine nach nur eine Geldspeculation sei, zu unterstützen. Danton liess auch nach und nach mit sich handeln und gab sich damit zufrieden, dass Stael, mit einem Reisegeld von 100,000 Thalern ausgestattet, sich zunächst nach Stockholm begebe, um die Ausrüstung des Geschwaders zu betreiben. Stael und Danton erhielten wirklich diese Summe, der schwedische Gesandte begab sich aber statt nach Stockholm vielmehr zu seinem Schwiegervater nach Coppet, beobachtete von dieser Warte aus die Pariser Wirren und kehrte erst nach dem Sieg der Dantonistischen Partei im November 1794 auf seinen Gesandtschaftsposten zurück. Sybel beruft sich gegen die „unvollständige" Darstellung Barère's auf den „ausführlichen Bericht," welchen Stael am 4. April 1795 dem Wohlfahrtsausschuss zuschickte. Die Zahl der Worte und der Umfang der Sätze sind jedoch ein sehr ungenügendes Kriterium für die Beurtheilung zweier in der Sache selbst einander widersprechender Berichte. Die Darstellung eines Mannes, welcher das von der Republik dargereichte Reisegeld bei den Gegnern derselben verzehrte, konnte vielmehr nur nach den Wünschen und Ansichten der Dantonistischen Herrscher eingerichtet sein und musste das politische Genie ihres früheren Meisters und Helden feiern.

In seiner Bewunderung für Danton's grosse Politik ergötzt

sich Sybel nicht nur an dem Kriegsfeuer, welches durch den schwedischen Alliirten gegen Russland an der Düna, Newa und Weichsel sich entzünden und aufprasseln würde. Sein Auge richtet sich noch weiter nach dem Osten und sieht durch Semonville, bei dessen Absendung nach Constantinopel Danton auch betheiligt war, am Gestade des Hellesponts die Flamme der orientalischen Frage gegen England aufsteigen. Mit derselben Theilnahme sieht er neben Semonville auch den für Neapel bestimmten Maret die Reise durch die Schweiz nach Italien antreten und bewundert Dantons Auftrag, wonach die Beiden die Kleinstaaten Italiens durch ihre Bürgschaft für die Erhaltung des Lebens der Königin Marie Antoinette gewinnen und auf diesem Umweg auch auf die Gesinnung Österreichs einwirken sollten.

Und diese, nur mit der Herzberg'schen Universalaction vergleichbare Politik fällt eben so schnell und prosaisch wie die schwedische Einwirkung auf „die Düna, Newa und Weichsel“ zu Boden. Während Stael im Neckerischen Kreise auf Coppet über unfruchtbaren Plänen gegen Paris brütet, werden Semonville und Maret Ende Juli in Graubündten durch österreichische Posten aufgehoben und als Gefangene nach Mailand geschafft. Ein Paar Tage darauf, am 1. August, muss die Königin aus dem Temple nach der Conciergerie wandern.

Gleichzeitig prasselte ein anderes, von Sybel bewundertes Feuerwerk Danton's in die Luft auf, hatte aber für den Tausendkünstler sehr bedenkliche Folgen und mahnte seine Gegner zum Einschreiten. Der Beherrscher des Wohlfahrtsausschusses und Leiter der ministeriellen Politik hatte Custine, welcher die von Braunschweig zur Deckung der Belagerung von Mainz befehligte Postenkette durchbrechen sollte, vielmehr beauftragt, sich mit dem Herzog in Briefwechsel zu setzen und für einen Friedensschluss zu wirken. Der General der Republik musste sich bei seinem Gegner als Feind der Jakobiner enthüllen und ihm als Mittel zur Herbeiführung des Friedens die Säcularisation der drei geistlichen Churstaaten des Rheins in Vorschlag bringen. Diese Idee war schon, als Mirabeau Berlin studirte, daselbst das Tagesgespräch der Politiker; als Friedrich II., Frankreich und der bayrische Gegenkaiser eine Umgestaltung des deutschen Reichs gegen Maria Theresia beriethen, war schon der Plan einer Vergrösserung Preussens und Bayerns auf Kosten jener

geistlichen Staaten gleichfalls zur Sprache gekommen; jetzt verlangte Frankreich auch seinen Theil. Die Kriegführung Custine's war unter diesen Umständen ein militärisches Unding wie Braunschweigs Einzug in die Champagne. Der Herzog glaubte, er brauche nicht zu schiessen, Custine wollte nicht schlagen und zog es vor, sich selbst von der Minderzahl in die Flucht schlagen zu lassen. Während eines dieser Scheingefechte mit den Vortruppen Braunschweigs tafelten die französischen Generale von Mainz in dem Zelte des Prinzen Louis Ferdinand und besprach sich mit diesem Danton's Freund, der Conventscommissär Merlin von Thionville, über die Räumung der Festung. Das preussische Gold öffnete endlich am 22. Juli die Thore, ehe die zweite Parallele eröffnet war. An demselben Tage ward Custine, den man nach Paris berufen hatte, verhaftet; zwölf Tage vorher war bei der Neuwahl des Wohlfahrtsausschusses Robespierre eingetreten, Danton unbeachtet geblieben und die Zahl der Dantonistischen Mitglieder von neun auf zwei zusammengeschwunden.

Die Folgen dieser Umwendung, welche einen neuen Geist in die Truppen und neue Kräfte an ihre Spitze brachte, erfuhr Braunschweig am 14. September 1793 bei Pirmasens. Er hatte in richtiger Berechnung des nun mächtig aufstrebenden Geistes der feindlichen Generale befürchtet, dass Moreau in seinem Rücken auf ihn losgehen würde, und danach, trotz des Unglaubens Massenbachs, seine Maassregeln getroffen. Das Unternehmen des Neulings war kühn und gross, weil im Fall des Gelingens die Armee des Herzogs nicht nur vom Elsass und den Österreichern abgeschnitten, sondern auch vernichtet wurde. Nur die Überlegenheit der preussischen Taktik rettete die Armee.

Die Oberleitung Hoche's führte die Krisis im Elsass herbei und befeuerte die noch ungeübten Truppen zu einem zwölftägigen Ringen, in welchem sie, von Hauptpunkten wie Froschweiler, Reichshofen, Wörth zurückgeschlagen, immer wieder vorbrachen und den wechselnden Kampf um Weissenburg und den Geisberg am 26. December entschieden.

Damit war auch die Rheincampagne des Jahres 1793 entschieden und das Gericht über Danton möglich geworden, welches uns seinen Hof und seine Leute, wie die Überlebenden, die Männer des Baseler Friedens vorführen wird.

XX.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen und Danton.

3) Der Baseler Frieden und Danton's Geist.

In einer Pariser Garküche, wo sich zur Zeit des höchsten Schreckens im Anfang des Jahres 1794 die Beisitzer und Geschworenen des Revolutionstribunals von ihrem Tagewerk erholten, war einmal, nach der Mittheilung eines jener deutschen Correspondenten der Huber'schen „Friedenspräliminarien," vom Convent die Rede. Als Einige meinten, es würde wohl noch Mancher von den Volksvertretern daran müssen, erwiderte Nicolas, erster Schildträger Robespierre's, Buchdrucker und pünktlicher Arbeiter auf der Geschwornenbank, „es frage sich, wer die Thüre zuschliessen," das heisst, wer Küster sein wird.

Seit dem Beginn der Revolution hatte es aber schon Manchen gegeben, welcher dieses wichtige Schlüsselamt übernehmen wollte. So liess Ludwig XVI. den Saal schliessen, in welchem sich die Abgeordneten des dritten Standes am 17. Juni 1789 als Vertreter der Nation konstituirt hatten, konnte aber nicht alle Säle versperren, zu welchen die Deputirten wanderten. Mit dem zweiten Küsterstreich beschäftigte sich Mirabeau; nach seinem Plan sollten die Departements durch Flugblätter und Broschüren bearbeitet werden und ihre Abgeordneten die Auflösung einer Versammlung fordern, welche am 23. Juni mit dem Schwur des Ballsaals ihre Vollmachten überschritten hätte. Dann meldete sich als Thürschliesser Lafayette und trat anderthalb Monate vor dem 10. August des Jahres 1792 in die gesetzgebende Versammlung, um die Bestrafung der Aufrührer vom 20. Juni zu fordern, vermochte aber nicht einmal, da ihn die Nationalgarde im Stich liess, den Jakobinerclub zu schliessen.

Nach der Verkündigung der Republik standen drei Gruppen auf dem Platz, die sich dem Küsteramt gewachsen fühlten. Die Gironde, Dumouriez und Danton mit seinem zahlreichen Anhang, — sie Alle trafen in dem Vorsatz zusammen, die Bergpartei zu stürzen und das revolutionäre Übergewicht der Haupt-

stadt durch das Grossbürgerthum der Departements zu zerstören. Alle Drei waren durch langjährige Erfahrung im Handwerk und in der Sprache der Revolution geübt und hofften mit den Formeln des Tages selbst in der Hauptstadt ein Publikum für ihre Pläne zusammen zu bringen.

Kein Monarch ist so hintergangen und verrathen, nie ein Volk so übertölpelt worden, wie die Revolution von ihren Vorkämpfern.

Danton und Dumouriez, die sich im September 1792 bei Valmy sehr wohl verstanden hatten, führten z. B. in der Mitte des October, als der General die Huldigungen der Hauptstadt für seinen Erfolg im Ardennenwalde entgegennahm, vor dem Jakobinerclub ein revolutionäres Duett auf. Der militärische Küster der Revolution, der sich die Jakobinermütze aufgestülpt hatte, schwur hoch und theuer, dass er „binnen hier und dem Ende des Monats die Völker von den Tyrannen befreien werde;“ Danton, damals Vorsitzender des Clubs, wies den General in der Lobeserhebung, mit der er dessen Anrede beantwortete, auf die ihm vorstehende Laufbahn hin, auf welcher „die Pike des Volks die Scepter der Tyrannen zerbrechen würde,“ — und in denselben Tagen hatten sie sich über die Herstellung des Königthums und Unterdrückung der Demokratie berathen.

Derselbe parlamentarische Kopf, welcher die Demokraten durch Kraftsprüche bezauberte, richtete seine Reden zugleich so geschickt ein und übertrieb den Volkston in dem Grade, dass der Argwohn der bürgerlichen Besitzer gegen die Pläne der Revolution genährt wurde. Er und seine Helfershelfer scheuten sich nicht, Pöbelaufstände gegen das Eigenthum und Waarenläden zu erregen und Anstalten zur Belagerung des Convents zu treffen, um Paris den Departements zum Gräuel und dem Bürgerthum die Revolution verhasst zu machen.

Dumouriez rechnete auf diese Kunst seiner pariser Verbündeten und erwartete bestimmt, von dem Grossbürgerthum der Hauptstadt und der Provinzen als Befreier empfangen zu werden, wenn er mit der Armee nach Paris zog und die Pforten des Convents schloss. Aber er hatte sich doch verrechnet, denn Viele von denen, die das Königthum wieder angenommen hätten, wollten es doch nicht von einer Armee, die ihnen zugleich den auswärtigen Feind mitgebracht und auf den Hals gezogen hätte, zurückgeführt sehen. Nur die Führer einer siegreichen Armee

konnten die innere Ruhe wieder herstellen und auch sie nur unter der Bedingung, dass sie die revolutionäre Kraft des Landes gegen Europa ins Feld führten.

Danton hat nicht nur seine Zeitgenossen und die späteren Historiker irre geführt, sondern war auch für eine ganze Reihe deutscher Dramatiker verhängnissvoll. Der Gegensatz seines Verlangens nach dem Genuss und seiner übermüthigen Auffassung des Lebens zu der strengen Haltung Robespierre's, — sein verwegenes Herumsteuern auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, die seinen demokratischen Gegnern nur als Mittel zur Anspannung der einheimischen Volkskräfte diente, — endlich sein Sturz durch die terroristische Demokratie schienen ihn zum rechten Helden einer Tragödie zu machen. Allein in der Freude über diesen Fund hat man übersehen, dass die innere Spannung und Einheit der Tragödie den Zusammenhang der That und Leistung des Heros mit seiner Schuld und endlichen Vernichtung fordert.

Wir können uns sehr wohl vorstellen, dass ein Nero oder Tiberius, nicht wie diese Cäsaren in neueren rhetorischen Spectakelstücken oder in den Fabeln des Tacitus erscheinen, mit der Überspanntheit ihrer Gottmenschheit und mit ihrem endlichen Zusammenbruch wohl auf die tragische Bühne gebracht werden können. Ihre Gottmenschheit ist ihre That und Leistung, aber als ausschliesslicher Genuss und eifersüchtig bewachte Eigenheit ein Raub an der Menschheit, welche sie durch den Sturz der alten politischen Mächte und Gottheiten aus der früheren Leibeigenschaft gezogen haben. Bei Danton fehlt dieser Zusammenhang zwischen That und Schuld. Dass er die Revolution, an der er unschuldig ist, zur Übung seiner Kraftfülle benutzte oder als Geliebte seiner Laune behandelte, auch misshandelte und zuletzt von einem nüchternen Dogmatiker unschädlich gemacht ward, ist kein tragischer Stoff. Die Täuschung, die er zuletzt erfährt, als man entdeckte, dass er dem Imperialismus, dem schliesslichen Sieger auf dem Leichenhaufen der alten Grundsätze, den Schatten des Bourbonischen Königthums als Schutzgeist für die Stillung seiner persönlichen Gelüste unterschieben wollte, beweist nur, dass er sich einem falschen Calcul überlassen hatte. Ein blosser Rechenfehler ist aber keiner tragischen Aufputzung fähig. Vielleicht könnte der Schrecken, der ihn zuletzt zermalmte, den Zuschauer ergreifen, weil der

Blitz der Katastrophe aus derselben Revolution hervorbricht, mit welcher der Verwegene bisher gespielt und mit deren Schrecken er sich selbst bekleidet hatte, als er das Reich der Milde und Gnade vorbereitete. Die Störung eines unglücklich angelegten Spiels ist aber auch kein tragischer Stoff.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Danton-Abschnitten nachgewiesen, dass die Emigranten im Auslande und die auswärtigen Mächte nicht Unrecht hatten, wenn sie sich rühmten, sie seien in das innerste Heiligthum der revolutionären Gesetzgebung gedrungen, ihre Eingebung beherrsche das Geheimniss des Wohlfahrtsausschusses, die Hand, die das Staatsruder führe, sei von ihnen geleitet und die Führer der Armee gehorchten ihrem Commando. Diese Verbündeten des Auslandes mussten jedoch, um das Vertrauen der von ihnen betrogenen Mitbürger zu gewinnen, das Kleid der Revolution anlegen, und, wenn auch widerwillig, zu den Zwecken mitwirken, die den Plänen des Auslandes geradezu entgegengesetzt waren, und sich selbst mit einer gewitterschwarzen Wolke umhüllen, deren Blitze sich zuletzt gegen den falschen Spieler entladen mussten. Zu dem Wundermann, wie ihn sich das Ausland, die Emigranten und das flüchtige königliche Haus dachten, gehörte nicht nur, dass er seine Gehilfen als blinde Werkzeuge und die Nation als knetbaren Stoff verarbeitete, sondern auch den Verschworenen draussen seine einheimische Eroberung als ein zahmer Cromwell auslieferte. Solch' ein Zauberer war unmöglich, denn so wie er nur eine Handregung oder eine Miene machte, den Fremden mit Frankreich ein Geschenk zu machen, so war er verloren. Dumouriez und Pichegru nahmen ein trauriges, kein tragisches Ende und mit Dumouriez auch Danton, weil sie den Frieden ohne Überwindung des Auslandes wollten.

Die Berechnung Danton's lief darauf hinaus, Jakobiner und Girondisten als Werkzeuge seiner persönlichen Absichten zu gebrauchen und diese Werkzeuge zuletzt zu zerbrechen, wenn er sie nicht mehr brauchte. Indessen nahmen ihm die Demokraten einen Theil dieser Mühe ab und stürzten am 2. Juni 1793 die Girondisten, ehe er diese Hilfsschaar und Rivalen ganz ausbrauchen konnte. Nachdem er dann auch aus dem Wohlfahrtsausschuss beseitigt war, blieb ihm nur sein altes Hilfsmittel, die Steigerung der Revolution zu einer abenteuerlichen Höhe, und im Sinne dieser unterirdischen Politik beantragte er

am 1. August mit einer seiner donnerndsten Reden die Umwandlung des Wohlfahrtsausschusses zu einer unabhängigen und allmächtigen Regierung und die Ausstattung derselben mit 50 Millionen. „Seien wir fürchterlich, rief er, führen wir den Krieg als Löwen,“ und als Kenner der geheimen finanziellen Wirthschaft nannte er „eine maaslose Verschwendung für die Sache der Freiheit eine Anlage mit Wucherzinsen,“ während er der zukünftigen Regierung die Vollmacht geben wollte, jene Summe nöthigenfalls auch an einem Tage auszugeben.

Der Wohlfahrtsausschuss sah, wie Barère in seinen Memoiren ausführt, in dem Antrag die Kriegslist Danton's, wonach er die zur Allmacht erhobene Regierung zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machen und entweder zum Jubel der Nation sprengen oder unter seinen Willen beugen und, wenn Beides nicht gelänge, mit dem Zauber der Milde das von ihm selbst geschaffene Medusenhaupt als der Augustus der Güte bezwingen wollte. Demzufolge wies der Convent den Antrag auf Änderung der Verfassung am folgenden Tage zurück und gab nur zu, dass jene Millionen der nationalen Finanzkammer zur Verfügung gestellt würden. Der unermüdliche Machinist liess aber nicht nach und am 11. August musste sein alter Genosse Lacroix die Festfeier des vorhergehenden Tages, wegen der Annahme der neuen Verfassung, zu einem entgegengesetzten Schlage gegen den Wohlfahrtsausschuss benutzen. Nach diesem Antrage seines Freundes sollte die Zeit der regelmässigen Regierung beginnen und der Convent für Neuwahlen zu dem verfassungsmässigen gesetzgebenden Körper die nöthigen Maassregeln treffen. Zunächst reichte die Bezeichnung dieses Antrags als eines „unglaublichen“ durch Robespierre in der Sitzung des Jakobinerclubs vom Abend desselben Tages hin, um Danton's neuen Anlauf zurückzuschlagen. Die volle Antwort des Wohlfahrtsausschusses war der Conventsbeschluss vom 10. October, wodurch der Einklang der Regierung mit den revolutionären Gesetzen und ihre Fortdauer bis zum Frieden gesichert wurde.

Zwei Tage darauf ward im Convent Danton's Urlaubsgesuch, um in seiner Vaterstadt der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben, verlesen und genehmigt. Es war ihm in Paris schwül geworden; besonders wollte er dem Process gegen die Girondisten und gegen die Königin aus dem Wege gehen; für die Rettung der Letzteren hatte er noch kurz zuvor, wie

de Pradt in seiner Schrift über Belgien erzählt und von Mercy in Brüssel selbst gehört hatte, diesem kaiserlichen Minister seine Unterstützung zugesichert.

Seit seiner Rückkehr nach Paris (in der Mitte des November) benutzte er einige reizbare Seiten seines Rivalen, um denselben zur Lichtung seiner demokratischen Umgebung zu verleiten. Der Unwille, mit welchem der zukünftige Küster der theokratischen Republik auf Hebert's und Chaumette's Sturm gegen den christlichen Cultus herabsah, bot eine Handhabe zur blutigen Beseitigung dieser Männer; mit gleichem Erfolg wurde das Misstrauen Robespierre's gegen Ronsin und Vincent in Bewegung gesetzt, in deren Kreisen man nach der Erhebung eines verständigen Mannes zur Führung der Volksbewegung rief. Dazwischen musste Camille Desmoulins die Morgenröthe des Reichs der Gnade und Milde dem Bürgerthum vormalen und arbeitete Danton für die Freilassung der am 3. October in Verhaft genommenen 73 Conventsmitglieder, die gegen den 2. Juni protestirt hatten und nach ihrer Rückkehr in den Convent die Gegner der Gironde ohne Verzug zur Guillotine geschickt hätten. In diese schwüle Finsterniss traf die Nachricht, dass ein Versuch gemacht sei, den Dauphin zu befreien und Malesherbes neben dem minderjährigen König als Regenten ausrufen zu lassen. Jetzt war kein Augenblick mehr zu versäumen und St. Just verlas am 31. März den Bericht des Wohlfahrts- und des Sicherheits-Ausschusses über die Dantonistische Verschwörung.

Es hatte gerade ein Jahr gedauert, bis man den Hof Danton's und die Leute, die ihm in dem Friedenswerk zur Beglückung Preussens und Frankreichs zur Seite standen, durchschaute.

Einer der rührigsten unter diesen Friedensstiftern, Johann Peter Berthold Proly, stand an der Spitze jener Commission, welche in den letzten Märztagen 1793 Lebrun, der Minister des Auswärtigen, nach Belgien schickte, um von Dumouriez Aufklärungen über seine Bedrohung des Convents zu verlangen. Proly berieth mit dem General Inhalt und Färbung des Berichts, den er mit seinen Genossen Dubuisson und Pereyre an Lebrun zu erstatten hatte, besonders den Punkt der Friedensunterhandlungen, welche Dumouriez mit den Österreichern unter der Hand eingeleitet hatte; Proly's Feder war mit Hilfe

der Dictate des Generals bei der schliesslichen Abfassung des übermüthigen Berichts besonders betheiligt.

Der Minister war selbst in das Geheimniss eingeweiht und beeilte sich, als der General sich durch seine Flucht ins kaiserliche Lager unmöglich gemacht hatte, dem Verdacht gegen die drei Commissäre zuvorzukommen. In seiner Zuschrift vom 5. April an den Convent, hebt er nicht nur hervor, dass dieselben sich grossen Gefahren ausgesetzt und das Verdienst erworben hätten, den grossen Verrath des Generals zuerst zu entdecken, sondern bringt er auch die Erklärung in Vorschlag, dass sie sich um das Vaterland verdient gemacht haben.

Das war dem Convent doch etwas zu stark und er begnügte sich damit, seine Befriedigung über die Aufführung dieser Mitbürger auszusprechen.

Allmälig kam der Verdacht, dass Proly ein fremder Spion sei, doch zur Sprache; in der Sitzung des Jakobiner-Clubs vom 24. October 1793 machte der, gleichfalls als Verräther verdächtige Desfieux für ihn geltend, dass man ihm das Verdienst, Dumouriez zuerst denuncirt und dessen beabsichtigten Schlag vereitelt zu haben, nicht vergeben könne.

In der Sitzung des Clubs vom 21. November führte aber Robespierre gegen ihn den entscheidenden Schlag und bewirkte seine, Dubuisson's, Desfieux' und Pereyre's Ausstossung aus der Gesellschaft. Die Unterredung, welche die drei Commissäre mit dem General gehabt haben wollen und in ihrem Bericht schildern, bezeichnet er als eine „angebliche," somit als freie Umarbeitung eines ganz anders gemeinten Gedankenaustausches über die damalige Situation. Er erinnert daran, dass Proly der natürliche Sohn des Fürsten Kaunitz ist, die geheime Leitung des Jakobinerclubs an sich gerissen und die Contrerevolution unter dem Deckmantel patriotischen Eifers organisirt hatte. Proly hatte gegen fünfzig Volksclubs gegründet, um in seinem Sinne die Jakobiner zu beeinflussen. Er widmete den Sectionsversammlungen eine rührige Thätigkeit, besonders den Vereinen der revolutionären Frauen, deren Vorsitzerinnen er ernannte. Er war der unsichtbare Sylphe, der sie alle inspirirte und die dienstbaren, sichtbaren Sylphen unter sich hatte; letztere lieferten die Heroinen, die bei grossen Festaufzügen auf den Kanonen ritten, die Sprecherinnen der weiblichen Deputationen an der

Barre des Convents und die Megären, welche die bestellten Stürme auf Bäcker- und Kaufmannsläden in Gang brachten.

Endlich wurde auch Herault de Sechelles, Vetter der Polignacs und lustiger Übertreiber der demokratischen Stichworte wegen seiner Verbindung mit Proly am 16. December im Club angeklagt. In der Conventssitzung vom 29. December erwiderte er zwar in Bezug auf diesen Zwischenfall, er habe freilich vielfachen Umgang mit Proly gehabt, aber nie ein Wort von ihm gehört, welches ihn zur pflichtmässigen Anzeige hätte veranlassen können. Jedoch berichtet Barére in seinen Memoiren, dass Herault ihm, als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, die wichtigsten Originaldocumente von den Plänen der Coalition abzuschwatzen gewusst und Proly mitgetheilt habe und zwar zu einer Zeit, da er einen Urlaub nach Hüningen hatte. Dieser Ort bot aber die leichteste Verbindung mit den beiden Sammelpunkten der auswärtigen Agenten am Oberrhein und in der Schweiz.

Schon in den nächsten Tagen nach der Kanonade von Valmy machte sich Proly zum Organ der Ideen Danton's und Dumouriez' und suchte die Initiative der Jakobiner für die Verbreitung des Stichwortes zu gewinnen, dass man den Rückzug der Preussen eher begünstigen, als durch eine unkluge Verfolgung hindern müsse, um sich den Weg zu Unterhandlungen mit Preussen offen zu halten, und den König von der Coalition zu trennen. Selbst nach dem Untergang Dumouriez' gab er seine Friedensarbeiten nicht auf. Als Dampierre an der Spitze des Restes der Nordarmee am 8. März tödtlich verwundet ward, fand man in seiner Tasche einen Brief Proly's, in welchem derselbe Friedensunterhandlungen empfahl. Vor dem Revolutionstribunal führte er zu seiner Rechtfertigung an, einige Mitglieder des damaligen (von Danton beherrschten) Wohlfahrtsausschusses hätten ihn aufgefordert, Dampierre einzuladen, er möchte die verbündeten Mächte auf eine kluge Weise dahin bringen, dass sie die Republik anerkennen und sich auf den Heimweg begeben.

Dass seine Mutter eine Maitresse des Fürsten Kaunitz gewesen, war eine Sage der pariser Lästerchronik; genug, sein Vater, Graf Proly, residirte als kaiserlicher Staatsrath und Generaleinnehmer der Niederlande in Brüssel, war der eifrigste Diener des Ministers Metternich und glühender Gegner der Revolution, und correspondirte mit dem Sohn. Proudhomme will

in seinen „Révolutions de Paris“ wissen, dass der junge Proly, als die Franzosen zum erstenmal in Brüssel eingezogen und im Hause seines Vaters die Siegel angelegt wurden, heimlich dorthin geeilt sei, um dieselben abnehmen zu lassen und seine Briefe an die Eltern zu sich zu nehmen.

Wir finden den Stab der ganzen Gesellschaft im Saal der Frau von Sainte Amaranthe, Palais Royal Nr. 50, zusammen. Diese Dame hielt hier mit ihrem Schwiegersohn, Herrn von Sartine, früherem Staatsrath zweiter Classe, Sohn des einstigen Marineministers, ein offenes Haus, in welchem sich auch schon zur Zeit der Legislative die Lebemänner der Gironde eingefunden und gegen gutes Geld vergnügt hatten. Graf Tilly erzählt in seinen Memoiren, dass er daselbst mit Vergniaud verkehrt und ihn hätte stöhnen hören: „ich wollte, es wäre alles zu Ende und ich hätte zwanzigtausend Francs Rente.“ Jetzt fanden sich hier die Mitglieder des Convents ein und erholten sich beim Spiel und bei Soupers von ihren politischen Anstrengungen. Namentlich war Danton Stammgast, theilte seinen Helfershelfern die Parole aus und empfing von ihnen Bericht über ihre Leistungen.

Da war Desfieux, gebürtig aus Bordeaux und 39 Jahre alt bei seiner Hinrichtung, Weinhändler in Paris, 1790 und 1791 Schatzmeister bei den Jacobinern, urkundlich (nach den im geheimen Wandschrank der Tuilerieen gefundenen Papieren) als Spion im Sold und Dienst des Hofes, Geschworner beim ausserordentlichen Gerichtshof vom 17. August 1792 und wie Prolyi und Pereyra, Commissär Lebrun's in der Schweiz und bei Dumouriez. Er erhielt vom Minister auch Geld, damit er die Correspondenz der Jakobiner sichte und das Wichtige oder den Zwecken der Regierung schädlich Scheinende unterschlage, und gebrauchte gegen den Vorwurf, dass er sich von den Contrerevolutionären besolden lasse, die Ausrede des Danton'schen Kreises, „man müsse den Ränkemachern ihr Geld abnehmen und über sie lachen, während man Nichts von Allem, was sie verlangen, thue.“ Im Haus der Sainte-Amaranthe war er der gewöhnliche Bankhalter.

Dubuisson, einer der Drei, die Lebrun zuletzt an Dumouriez schickte, 48 Jahre alt bei seiner Hinrichtung, gebürtig aus Laval im Departement Mayenne, war dramatischer Dichter.

Jakob Pereyra, den Dumouriez in seinen Memoiren einen

portugiesischen Juden nennt, 51 Jahr alt, gebürtig aus Bayonne im Departement der Niederpyrenäen, lebte seit dem Föderationsfest vom Jahr 1790 in Paris, errichtete daselbst eine Tabaksfabrik und verwaltete Vertrauensämter in seinem Bezirk. Mit Lebrun stand er auf einem vertrauten Fuss.

Das Conventsmitglied und früherer Kapuziner Chabot, der Complice Fabre's bei der Fälschung und gaunerischen Benutzung eines Conventsbeschlusses betreffs der Liquidation der ostindischen Gesellschaft und der Escompte-Kasse, führte in diesen Kreis zwei österreichische Juden ein, die sich für geächtete Flüchtlinge ausgaben, aber noch soviel Vermögen mitgebracht hatten, dass sie ihre Schwester mit einer Mitgift von 200,000 Francs Chabot in die Ehe geben konnten. Sie hiesen Frey und hatten in der Heimath noch drei im Dienst des Kaisers stehende Brüder.

Erwähnen wir noch Guzman, den Angehörigen einer spanischen Grandenfamilie, der seit 1781 in Frankreich naturalisirt war und bei seiner Hinrichtung 41 Jahre zählte, so haben wir einen Kreis vor uns, mit dessen Hilfe Danton seine Beziehungen zu den Gewalthabern bis nach Wien und Madrid ausdehnen konnte. Guzman hatte wahrscheinlich den spanischen Gesandten in Venedig informirt, als dieser im Juni 1793 an Aranda nach Madrid schrieb, man nehme in Paris an, Danton habe mit der Königin im Temple eine Unterredung gehabt, also auch darin Mirabeau, seinen Lehrherrn, nachgeahmt, der, in St. Cloud von Marie Antoinette zu einer geheimen Unterredung und beim Abschied zum Handkuss zugelassen, ausrief: „Madame, diess rettet die Monarchie."

In demselben Brief schreibt der spanische Gesandte (nach allerdings ganz richtigen Informationen): „was uns zittern macht, ist die Erneuerung des Heilsausschusses." In der That wurden Danton und Lacroix bei der Erneuerung des Ausschusses am 10. Juli 1793 nicht wieder gewählt. Damit sank Danton von der Höhe seiner officiellen Stellung herab.

Der Sieg der Demokratie am 2. Juni hatte der Dumouriez'schen Periode der Revolution ein Ende gemacht und damit Danton's Stellung untergraben. Am 31. Mai hatte er das misslungene Werk des 10. März in grossem Maasstabe vollenden wollen und dieselben Leute, die damals den Aufstand gegen die Linke des Convents vergebens anfachen wollten, durch die

bewaffneten Sectionen der Contrerevolutionäre und durch einen Theil der absichtlich zurückbehaltenen Feldtruppen unterstützen lassen. Dieselben Leute, die am 10. März als Aufwiegler agirten, leiteten diesmal in corpore das grosse politische Stück. Alle Genossen der Danton'schen Gelage und Orgien im Haus der Sainte Amaranthe und die Gehilfen seiner auswärtigen Umtriebe, Desfieux, Dubuisson, Pereyra, Proly und die beiden Frey und Guzman hatten sich im Stadthaus neben Pache und dem demokratischen Stadtrath als sogenannter Revolutionsausschuss installirt und leiteten von hier aus das Unternehmen gegen die Linke. Der seit dem 31. Mai schwankende Tumult wurde aber am 2. Juni durch das Eingreifen der demokratischen Bataillone und der Kanoniere aller Sectionen mit 163 Geschützen gegen die Complicen Dumouriez entschieden und es erfolgte die Verhaftung der namhaftesten Girondisten.

Pereyra hat diess Ende des 31. Mai nach der Aussage eines Zeugen vor dem Revolutionstribunal richtig geschildert. Während er sich für den Urheber dieses Tages ausgab, erklärte er, derselbe habe nicht die Folgen gehabt, die man sich von ihm versprach; es sei ein zweiter 31. Mai nothwendig, der ganz anders als der erste ausfallen müsse.

Mit Danton bestiegen am 5. April 1794 ausser Fabre, Desmoulins und Lacroix noch Chabot, Herault, die beiden Frey's und Guzman das Schaffot. Zehn Tage vorher waren ihm die drei Commissäre Lebrun's: Desfieux, Dubuisson und Proly nebst Pereyra auf demselben Wege vorangegangen.

In dem Augenblicke, wo das preussische Heerlager seinen nützlichsten Alliirten vom Jahr 1793 verloren hatte, ging mit demselben eine wichtige Krisis vor. Ein Vierteljahr vorher hatte es einen neuen Oberbefehlshaber erhalten. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Friedrich Wilhelm und dem Herzog von Braunschweig war seit dem Tage von Valmy so erschüttert, dass Letzterer im December 1793 um die Ernennung eines Nachfolgers bat, während er wusste, dass auch ohne sein Zuthun ein Wechsel des Commandos eintreten werde. Hatte schon unter seiner Führung der moralische Halt der Armee gelitten, so ergriff das Unheil unter seinem Nachfolger Möllendorf das gesammte Officiercorps; dazu kam, dass der Mann, der sich als Bataillonsführer bei Leuthen und Torgau einen Namen gemacht hatte, ein entschiedener Feind Österreichs und gegen die Allianz mit diesem

Widersacher der Fridericianischen Pläne war, überhaupt aber das Unternehmen gegen Frankreich von vornherein nicht gebilligt hatte.

An der Weichsel war indessen schon der Krieg entbrannt, als man am Rhein an die Eröffnung des Feldzugs zu denken hatte. Am 24. März hatte Kosciusko die Fahne des Aufstandes erhoben und am 4. April einen Sieg über die Russen davongetragen; am 18. April zwang der Strassenkampf in Warschau die Russen, die Stadt zu verlassen. Diese Tage waren für die Convention, welche die Seemächte mit Preussen am 19. April im Haag abschlossen, sehr unglücklich gewählt; Preussen sollte, während die Begebenheiten an der Weichsel seine militärischen Kräfte in Anspruch nahmen, zur Unterstützung der Österreicher in Belgien den Seemächten 62,000 Mann unter seiner eigenen Führung stellen und gestand den Seemächten die Verwendung zu, wo es ihren Interessen am vortheilhaftesten scheinen würde.

In der That erhielt die Armee Befehl, ihre Cantonnirungen am Mittelrhein zu verlassen, und sich nach der Sambre in Bewegung zu setzen. Massenbach ward beauftragt, Alles, was zum Empfang der Armee bei Cöln vorbereitet werden musste, in Angriff zu nehmen. Die Vortruppen waren bereits in Cöln angekommen und die Mund- und Kriegsvorräthe schwammen den Rhein hinunter. Plötzlich aber ward der Marsch eingestellt und die Armee zieht sich in ihre Stellung am Mittelrhein zurück.

Die beiden Kriege im Westen und in Polen, wo Friedrich Wilhelm selbst sich den Aufständischen ohne Erfolg entgegenwarf, standen einander im Wege. Eine ernste Mitwirkung mit Österreich, sei es in Belgien, sei es mit dessen Schaaren am Oberrhein, musste zu grossen Schlachten führen, die auch im Fall einzelner Siege die Armee schwächten und ihre Bedeutung für einen etwaigen Oderkrieg um die polnische Beute verminderten. Absonderung von Österreich stellte dagegen die Auflösung der Coalition, die Übermacht Frankreichs und die Rache der Kaiserin Katharina in Aussicht. Nach beiden Seiten hin von Gefahr umringt, zog man die Unthätigkeit am Mittelrhein als sichersten Ausweg vor, da man sich dadurch wenigstens eine Reserve für polnische Verwickelungen erhielt.

So steckte die Armee das Schwert auch dann wieder in die Scheide, als sie Ende des Mai sich des Hardtgebirges, der Deckung gegen den Elsass und Lothringen, von Neuem bemächtigt hatte.

Sie blieb in ihrer Unthätigkeit, als am 20. Juni die Bevollmächtigten der Seemächte wie Dei ex machina zu Kirchheim-Bolanden erschienen und mit Nichtauszahlung der im Haager Vertrag festgesetzten Subsidien drohten. Die Friedensruhe der Cantonnements, in denen sich die Truppen in aller Bequemlichkeit an den Gaben einer fruchtbaren Gegend labten, wurde endlich durch die feindliche Rhein- und Moselarmee gestört. Überall sahen sich die Truppen in ihren weitläufigen Stellungen angegriffen und überwältigt und sie mussten das Hardtgebirge räumen. Man erlitt namhafte Verluste, verlor zum erstenmale in diesem Kriege schweres Geschütz und die preussische Taktik, die im vorhergehenden Jahr bei Kaiserslautern und Pirmasens gesiegt hatte, sah sich vom Feind überholt.

Wiederum hatte man sich, da der Feind die Verfolgung seiner Vortheile noch nicht für nothwendig hielt, in die Friedensstille und in die Überzeugung eingelebt, dass dieser Krieg für Preussens Interesse schädlich sei, als der Erbprinz von Hohenlohe am 20. September durch seinen plötzlichen Schlag bei Kaiserslautern für die unglücklichen Tage des Juli Rache nahm. Aber im Hauptquartier wollte man von einer Benutzung des Siegs nichts wissen; der Prinz ward von Möllendorf finster angesehen, besonders scheel blickte Rüchel und der Prinz erhielt den Befehl, sein Corps nach Polen zu führen. Im November zog die Armee über den Rhein zurück; die Führer hatten die Campagne schon vollständig aufgegeben; die militärischen Gelehrten leben, nach Massenbach's Schilderung, missmuthig in den Tag hinein; der Eine seufzt, der Andre klagt; Phull, der im vorigen Jahr Manstein inspirirt hatte, führt in ein Paar Denkschriften aus, dass man Nichts thun dürfe, verlangt den Frieden, er falle aus, wie er wolle, und meint in Privatgesprächen, „er werde sich um Nichts mehr bekümmern; der T..... werde doch Alles holen."

Seit dem August hatten sich der Armee die belgischen Erfolge der republikanischen Truppen in nächster Nähe fühlbar gemacht. Die Franzosen vertrieben die Österreicher aus Trier, setzten sich an der Saar und Mosel fest und bemächtigten sich der Strasse auf Luxemburg. Im December merkte man, dass die holländische Unternehmung Pichegru's auch die westphälischen Lande Friedrich Wilhelm's bedrohe.

Mit dem Schatz Friedrich's II. war es indessen auf die Neige gegangen. Im März 1795 waren die Kassen so erschöpft, dass

die Armee nicht mehr nach dem Kriegsfuss bezahlt werden konnte. General Geusau, der eigentliche Kriegszahlmeister, klagte laut darüber, dass man das Licht an beiden Enden (in Polen und am Rhein) angezündet habe. Schon im Sommer 1794 hatte er während der unglücklichen Belagerung von Warschau Manstein diese Besorgniss mitgetheilt, Friedrich Wilhelm aber, welchem der „tugendhafte" Oberst diesen Brief vorlegte, ward über das kräftige Bild von den beiden Enden des Lichtes so entrüstet, dass er Geusau drohen liess, er werde ihm den Kopf vor die Füsse legen lassen. Gleichwohl blieb nichts Andres übrig, als diesen redlichen General zum Mitglied der Commission zu ernennen, welche Mittel und Wege zur Besoldung der Armee aufsuchen sollte.

Der Rettungsengel aus aller dieser Noth war jedoch schon im October 1794 in der Person des Kreuznacher Weinhändlers Schmerz erschienen. Derselbe beruft sich in einem späteren Schreiben an den Conventsbevollmächtigten bei der Rhein- und Moselarmee, Merlin von Thionville, indem er sich über unzureichende Belohnung beklagt, auf die Dienste, die er als der „Reisende Möllendorf's" der Republik geleistet habe: — „er hat den Frieden mit Preussen vermittelt, — hat Preussen verhindert, den Kaiserlichen nach Trier hin die Hand zu reichen, und den preussischen Hof im October dazu beredet, seine Armee aus der Pfalz zurückzurufen, — endlich gibt ihm eine Inschrift im Speisesaal Barthelemy's, des Botschafters der Republik zu Basel, das Zeugniss, dass durch seine Bemühungen der Friede zu Stande gekommen sei."

Schmerz war also spätestens seit dem October als Möllendorf's Reisender auf den Beinen. Zuweilen enthielt seine Reisetasche auch sehr umfassende preussische Pläne; so meldet Merlin am 21. November, der Bote habe soeben bei ihm angeklopft, dass eine Erklärung der Republik über den Plan des Königs von Preussen, mit Österreich die deutschen Kleinstaaten rechts vom Rhein zu theilen, gut thun werde. Schmerz war soeben auf dem Wege zum General Kalkreuth, der also auch ins Geheimniss gezogen war.

Die amtlichen Verhandlungen wurden in Basel seit dem 28. December durch den früheren Gesandten in Paris, Grafen Golz, nach dessen im Januar erfolgten Tode seit dem 18. März 1795 durch Hardenberg betrieben. Mannigfache Bilder der Zu-

kunft, welche Merlin in seinen Berichten an den Wohlfahrtsausschuss entwarf, (siehe seine 1860 von Reynaud herausgegebene Correspondenz) schwebten den Franzosen bei diesem Friedenswerk vor Augen. Auf dem einen Bilde lässt man die Wölfe, Preussen und Österreich, im Streit um die Vertheilung der deutschen Reichsstände sich unter einander verschlingen. Das zweite Bild zeigt das Kunststück der französischen Politik, wie beide Wölfe, nachdem man Preussen von der Coalition getrennt und mit dem Protectorat über das deutsche Reich ausgestattet hat, die Republik noch um Erlaubniss bitten, sich gegenseitig zu zerfleischen. Auf dem dritten Bilde bieten die Franzosen Österreich die Hand und beschenken es gegen die Abtretung des linken Rheinufers und Belgiens mit Bayern. Ein reiflicheres Nachdenken überzeugte sie aber, dass das letztere Bild bei der Intimität des Kaisers mit Russland und bei seinem Zusammenhange mit England sich nur als Drohung gegen Preussen wirksam verwenden lässt und eine zeitgemässe Umarbeitung des mittleren Bildes dem Zustand und den augenblicklichen Kräften Frankreichs entspricht.

„Wir eilen von Unruhe zu Unruhe, schreibt Merlin an den Wohlfahrtsausschuss, wir unterliegen, so zu sagen, unter dem Gewicht unserer Siege. Die Waffen haben wir doch nur ergriffen, um Friede, Überfluss bei uns heimisch zu machen. Überspannung der Kräfte und gigantische Entwürfe können uns dahin bringen, dass ein einziger Schlag Frankreich um all' seinen früheren Glanz bringen mag. Gebt uns daher Frieden, müssten wir selbst in unsere alten Grenzen zurückkehren.“

Das war ganz die Stimme Danton's. Sein Geist hatte diejenigen, welche Robespierre am 31. März 1794 noch verschont und einem späteren Gerichte vorbehalten hatte, vier Monate darauf, am 9. Thermidor zum Sturz des Dictators angetrieben und jetzt genoss er die Genugthuung, dass seine Freunde mit der Windstille, die er dem Sturm der Bergpartei entgegenstellen wollte, die Leidenschaften der Grundsätze beruhigten und niederdrückten. Friede um jeden Preis war der allgemeine Wunsch und der Gegensatz von Republik und Monarchie trat vor dem Verlangen nach Genuss und Wohlstand zurück. Die Männer, die sich der Gewalt bemächtigt hatten, wollten zwar auch deshalb Friede, weil sie den Regungen des Royalismus den Vorwand zu Unruhen entziehen wollten, aber sie waren nicht ab-

geneigt, sich zu gelegener Zeit mit einem König zu verständigen, der ihnen dienen und den neuen Zustand der Dinge anerkennen würde. Barthelemy war später als Mitglied des Directoriums einer der Verschworenen, welche die Republik stürzen wollten. Tallien, der nach Robespierre's Sturz mit Danton's alten Freunden, Legendre und Merlin, das Triumvirat zur Revision der Gesetzgebung bildete, wandte sich nachher sogar an das spanische Königsschloss, um aus demselben einen König für Frankreich zu beziehen!

Die beiderseitige Ermattung erleichterte den Friedensschluss, der am 5. April 1795 zu Stande kam. Danach räumt Preussen das linke Rheinufer und die Franzosen besetzen dasselbe, bis der Reichsfriede die definitive Entscheidung gibt. Die Republik verspricht die Annahme der Verwendung Preussens zu Gunsten der Reichsstände, die mit ihr in Verhandlung zu treten wünschen, und Norddeutschland wird gegen den Krieg durch eine Demarcationslinie geschützt, innerhalb deren Grenzen Preussen die Neutralität aufrecht erhält. Eine Nachtragsbestimmung vom 17. Mai lässt zu, dass Preussen nöthigenfalls Hannover in Verwahrsam nimmt.

Nach einem halben Jahr tritt aber schon der Jünger Robespierre's auf die Bühne, der sich bei der Wiedereinnahme Toulon's einen Namen gemacht hatte, am 13. Vendemiaire (5. October) den royalistischen Aufstand gegen den Convent niederschlägt und das flüchtige Werk Danton's kritisiren wird. Am 27. October 1806 zieht dieser Robespierre zu Pferde, nachdem er die Coalition dreimal besiegt hatte, in Berlin ein und seine Legionen bringen in ihren Tornistern die Programme Turgot's und Calonne's mit, welche die Grundgesetze für den modernen Finanzstaat enthalten.

XXI.

Das Donaureich in der neuen Ära.

Die Verehrer der neuen Ära bewundern besonders die Mahnung, welche Bismarck am 4. December 1862 an den Vertreter Österreichs, Grafen Karolyi, richtete, mit welcher er das Ziel seiner deutschen Politik Europa offen ankündigte. Die En-

thusiasten überlegen in allem Ernste, ob sie nicht das geflügelte Wort, Österreich würde für sich selbst am besten sorgen, „wenn es seinen Schwerpunkt nach Pest verlegte," noch über die andern kühnen Würfe der Sprache setzen sollen, mit welchen der Premierminister seine deutsche Politik beleuchtete; ja sie sind nahe daran, es mit der bewaffneten Minerva zu vergleichen, die einstens aus dem Haupt des Donnerers entsprang.

Allerdings unterschied sich das Wort von den Orakeln, die sonst von den oberen oder unterirdischen Gewalten kamen, durch die Waffenbereitschaft, mit welcher der Autor zugleich für die Ausführung sorgte; dennoch war es trotz seiner schlagenden Kraft zum Theil noch in ein geheimnissvolles Dunkel gehüllt. Das Eine war gewiss, der beredte Gebieter wollte Österreich nach dem Westen hin mit einem Zaun umgeben, der ihm die Aussicht auf Deutschland verschloss, aber es blieb noch unbestimmt, ob dem andern Janushaupt, mit welchem das Kaiserreich sich der Zukunftswelt zeigen und mit dessen Gehirn es für sich selbst denken sollte, die freie Aussicht nach dem Orient unbenommen bleiben würde. Sodann verliert das bewunderte Wort doch etwas an historischer Bedeutung, wenn man sich erinnert, dass es am 4. December 1862 schon eine lange Geschichte gehabt hatte.

Nicht ganze drei Vierteljahre zuvor hatte Goldmann, der Verfasser der „Pentarchie" (vom Jahre 1839) in seiner letzten Schrift: „Europa's Cabinette und Allianzen" (Leipzig 1862) Österreich auf den Weg nach dem Osten hingewiesen und die hohe Bedeutung geschildert, welche Ungarns Centralstellung an der Donau als rechter Grundstein des kaiserlichen Gesammtstaats für die moderne Entwicklung desselben habe. Der Pentarchist erinnerte zugleich an eine ansehnliche Reihe österreichischer Staatsmänner, die gleichfalls die Stärkung ihres Staats am ungarischen Mittellauf der Donau suchten. Obenan steht Gentz, der Angesichts der unglücklichen Folgen der Schlacht bei Austerlitz und am Vorabend von Preussens Sturz am 4. August 1806 an Johannes Müller meldet, dass er „einen Plan zur Stiftung einer neuen österreichischen Monarchie ausarbeite." Dieselbe hatte damals Venedig, Tyrol, den Breisgau und die anderen Vorlande verloren, war also aus dem westlichen und südlichen Deutschland ausgewiesen, und als Heilmittel für diese Katastrophe schreibt nun der Rathgeber des kaiserlichen Cabinets folgende gänzliche

Umwendung vor: „Wien muss aufhören, Residenz zu sein, die deutschen Staaten als Nebenländer und Grenzprovinzen betrachtet, der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen, eine neue Constitution für dieses Land gemacht werden. Mit Ungarn, Böhmen, Galizien und was von Deutschland blieb, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will. Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden oder wieder erobert, Alles Übrige in grösster Fülle und die Grenzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, dass der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Wenn dieses befolgt wird, so sollen Preussen und Deutschland zeitig genug bei dieser Monarchie um Hilfe flehen."

Als Gentz diese Worte schrieb, hatte wenige Tage vorher, am 17. Juli, die Unterzeichnung und Veröffentlichung der Rheinbundsacte stattgefunden, am 1. August wurde dem Reichstag zu Regensburg die Urkunde, durch welche sich die Rheinbundfürsten von dem deutschen Reiche lossagten, und zugleich die Erklärung überreicht, dass Napoleon das deutsche Reich nicht mehr als existirend anerkenne. In demselben Augenblick, als Gentz seinen Plan eines neuen Österreich entwarf, hatte er die Redaction der Erklärung, mit welcher Franz II. unterm 6. August die deutsche Kaiserkrone niederlegte, vollendet.

So eifrig sich der Pentarchist bemüht, Österreich im Osten (denn Deutschland betrachtete er als das Arbeitsfeld einer preussischen Conföderation) die Zukunft seiner Grösse und Macht auszumalen, so macht es ihm doch auch Vergnügen, seinem Schützling, indem er ihn nach dem Rettungshafen vorwärts schickt, kleine Stiche zu versetzen. Nicht einmal dem Gentz'schen Entwurf möchte er den Ruhm der Originalität lassen und deutet an, dass die Idee des Briefes an Johannes Müller einem französischen Lichtblick entlehnt sei. Talleyrand soll nach dem Unglückstage von Ulm, (17. October 1805) sein geistreiches Memoire, wonach Österreich auf die Donau bis zum Schwarzen Meere angewiesen und für seine Verluste im Westen mit Serbien, der Walachei und Bulgarien ausgestattet werden sollte, dem Kaiser Napoleon vorgelegt und auch dem Wiener Hofe vertraulich mitgetheilt haben.

Das Unglück des Tages von Ulm nahm sich aber geraume Zeit, um sich zu entwickeln; erst kam die Sonne von Austerlitz (am 3. December), dann der Pressburger Frieden (vom 26. De-

cember), welcher Baden, Württemberg und Baiern die volle Souveränetät gab, und im Frühjahr und Sommer des Jahres 1806 arbeitete Talleyrand an der Vollendung des Unglücks in einem so tiefen Geheimniss, dass die Cabinette Österreichs, Preussens und Russlands erst durch die öffentlichen Erklärungen seit dem Ende des Juli, von dem Abschluss der Rheinbundsacte unterrichtet wurden. Unterm Druck dieser wachsenden Pein war also Gentz seinen eigenen Betrachtungen über Österreichs Zukunft überlassen.

Jedoch war auch sein Spruch nicht als Offenbarung vom Himmel gekommen. Maria Theresia hatte den Ersatz für ihr durch Friedrich II. gebrochenes Heer im Juni 1741 aus Ungarn geholt; Prinz Eugen, ein politisches wie militärisches Genie, stärkte in seinen Türkenkriegen und im Frieden von Passarowitz (1718) die ungarische Position der Monarchie durch die Erwerbung der kleinen Walachei, eines Theils von Serbien mit Belgrad und eines Theils von Bosnien. Joseph's II. Armee kämpfte seit 1788 an der Seite der russischen und sollte ihrem Herrn an der Donau nach der mit Katharina verabredeten Theilung der Türkei nicht nur die Einbussen des Belgrader Vertrags von 1739, sondern auch neben der kleinen Walachei und Serbien und Bosnien die festländischen Besitzungen Venedigs und für die Sicherung der südlichen Erblande und Ungarns, Istrien und Dalmatien mit der Schärfe des Schwertes einbringen.

Da kündigte sich in unheilvollen blutrothen Streifen das Grauen eines Morgens an, aus welchem sich später der sengende Tag von Königgrätz entwickelte, und Friedrich Wilhelm II. von Preussen zwang Leopold, den Nachfolger Joseph's zu Reichenbach (1790), auf alle Eroberungen an der Donau Verzicht zu leisten.

Der Druck der Fesseln, welche Österreich nach dem Sturz der Napoleonischen Continentalherrschaft an die heilige Allianz und politische Censur Petersburgs ketteten, vermochte nicht die Erinnerung an Gentz'ens Spruch von der ungarischen Warte des österreichischen Heerlagers in den Staatsmännern Wiens zu unterdrücken. Graf Buol Schauenstein sagte zu Fr. Perthes (siehe dessen Leben) im Jahre 1816, „das Interesse Österreichs fordere die Verlegung der Residenz von Wien nach Ofen.“ Metternich konnte sich im Türkenkrieg der Jahre 1828 und 1829 mit geheimer Zustimmung und Besorgniss der russischen Staatsmänner

rühmen, dass Österreich allein im Stande sei, von Ungarn aus mit Erfolg dem Gegner der Türkei Halt zu gebieten, — ein unfruchtbarer Ruhm, da Frankreichs stille Hoffnung auf eine russische Allianz und Wellington's conservativ-russische Versimpelung, die Wiener Kanzlei lähmten und wiederum von Berlin aus der grauende Morgen des Tages von Königgrätz sich röthete. Der preussische ausserordentliche Sendbote, General Müffling, eilte der in Adrianopel bedrängten und der äussersten Gefahr ausgesetzten russischen Armee zur Hilfe herbei, schreckte den Divan und zwang ihn zu einem Friedensschluss, welcher Russland mit der Herrschaft über die Donaumündungen ausstattete und der russischen Macht den Schlüssel zu dieser Lebensader des österreichischen Donaureiches in die Hände gab.

Der Sohn des soeben erwähnten Buol Schauenstein wollte zwar den Schaden des Jahres 1829 heilen und das Einschreiten der Westmächte gegen Russland im Krimkrieg für die Wahrung der deutschen Interessen an der Unterdonau benutzen, aber Norddeutschland wollte sich von dem Losungswort der österreichischen Presse von dem deutschen Charakter und der Freiheit des Donaustromes nicht erwärmen lassen und Preussen fühlte in sich selbst keine Aufforderung dazu, beim deutschen Bundestag den Antrag Österreichs auf Mobilmachung zu unterstützen. Gebrochen und durch sein Schwanken zwischen Vermittelung, Allianz mit dem Westen und kriegerischen Drohungen gegen Russland mit beiden Seiten verfeindet, ging Österreich aus dem Krimkrieg hervor und hauptsächlich englischen und französischen Anregungen waren die Anordnungen zur Freiheit der Donauschifffahrt, die Entfernung russischer Besatzung von der Schlangeninsel an der Sulinamündung und die Berichtigung der bessarabischen Grenze zu verdanken.

Die Katastrophe des Tages von Königgrätz hatte sich für die untere Donau nur seit den Verhandlungen zu Reichenbach (1790) angekündigt, das Vorspiel zu derselben füllte dagegen die ganze Regierungszeit von Friedrich Wilhelm's II. Vorgänger aus und war öfters auf blutigen Schlachtfeldern zur Ausführung gekommen.

Es galt der vollständigen Herstellung des Donaureichs im Westen, an der obern Donau, der Einverleibung Baierns und dem Eintausch desselben gegen die Niederlande.

Prinz Eugen, der Held der untern Donau, wollte auch an dem

Oberlaufe dieses Stromes der Vollender des Kaiserstaates werden und verhandelte über jenen Austausch am Schluss des spanischen Erbfolgekrieges. Der hochstrebende Max Emanuel, Kurfürst von Baiern, hatte die Idee selbst zuerst angeregt. Durch den Madrider Vertrag vom Jahre 1700 in den Besitz der spanischen Niederlande gelangt, von Ludwig XIV. als souveräner Herr derselben anerkannt, durch den Sieg der Alliirten bei Hochstädt seines väterlichen Erbes beraubt, als Verbündeter Frankreichs 1706 in die Reichsacht erklärt, endlich 1709 durch die Nachricht erschreckt, dass sich Ludwig zu Friedensunterhandlungen gezwungen sehe, fand er sowohl Marlborough, an den er sich zuerst wandte, als die kaiserlichen Minister zu jenem Austausch geneigt und nur der Dritte im Bunde vereitelte zunächst die Ausführung, da die Generalstaaten keinen minder mächtigen Herrn zum Nachbar und Grenzwächter gegen Frankreich an Spaniens Stelle eintreten sehen wollten. Als aber Prinz Eugen die Idee auf den Friedensunterhandlungen zu Rastadt (1714) durchzusetzen suchte, war Frankreich wieder zu mächtig geworden und Ludwig in der Festigkeit, mit der er auf der Wiedereinsetzung in das Kurfürstenthum bestand, nicht zu erschüttern. Alles, was er erreichte und Marschall Villars, der französische Unterhändler, zugestand, war die Erklärung des 18. Rastadter Artikels und desselben Wiederholung im Badener Friedensinstrument, dass Frankreich einem Umtausch der bayerischen Länder, falls das Kurhaus einen solchen für gut fände, sich nicht widersetzen wolle.

Ehe drei Jahrzehnte vergingen, hatte sich Friedrich II. in Schlesien, also einem Theil der deutschen Lande des Kaiserhauses, so festgesetzt und mit den strategischen Punkten Böhmens und Mährens so vertraut gemacht, dass er auch den obern Lauf der Donau in seine politischen Berechnungen ziehen konnte. Zunächst betheiligte er sich zwar nur an der Wahl Albrechts von Bayern zum Gegenkaiser, ohne unmittelbar an dem Plan der Verbündeten desselben mitzuwirken, wonach Bayern mit dem grössten Theil des deutschen Habsburgischen Hausbesitzes ausgestattet und zu einer grossen Donaumacht erhoben, Österreich dagegen hauptsächlich auf Ungarn beschränkt werden sollte. Als aber die Heere Maria Theresia's das Kurfürstenthum einnahmen und siegreich bis zum Rhein vordrangen, griff er zum zweiten Mal zu den Waffen und rettete das alte

Bayern. Gegen das Ende seiner Regierung (1778 u. 79) sprang er wieder auf und zog in den Krieg, als Österreich durch die Übereinkunft vom 9. Januar 1778 mit dem Kurfürsten Karl Theodor von diesem kinderlosen Fürsten Niederbayern und die Oberpfalz mit dem Vorbehalt noch weiterer Erwerbungen für den Fall seines Todes zugesichert erhalten hatte, und versperrte Österreich dieses Aufsteigen an der oberen Donau. Dem russischen Projekt, wonach derselbe Karl Theodor im Januar 1785 zur Übergabe Bayerns an Österreich gegen dessen Niederlande seine Einwilligung gab, setzte er den Fürstenbund entgegen und gewann für sich die Präsidentschaft über norddeutsche Fürsten, die seit den schlesischen Kriegen dem Kaiserhause allmälig entfremdet waren.

So hatte die Sonne, welche das Gewitter vom 3. Juli 1866 zusammenzog, ehe sie zu ihrer Gluth aufstieg, mit ihren Feuerstreifen am äussersten Horizont Österreich erschreckt und ihm an der untern Donau durch Reichenbach und Müffling Stillstand geboten, das deutsche Donauland und Bayern aber versperrt.

Herzberg und sein College Finckenstein hatten in ihrem Bericht an Friedrich (vom 14. Januar 1785) auseinandergesetzt, dass die Vereinigung Bayerns mit Österreich diese Monarchie „bald in den Stand setzen würde, Elsass und Lothringen mit ihren schwäbischen Besitzungen zu vereinigen und dann ganz Deutschland zu unterwerfen.“ Was preussische Diplomatie und preussische Waffen Österreich verwehrt hatten, beschloss endlich Bismarck auszuführen. In dem fünfzigjährigen Frieden, welcher dem Sturz Napoleon's folgte, schien ihm durch die constitutionellen Bewegungen der deutschen Kleinstaaten, durch populäre Erschütterungen und durch die Ermüdung der meisten Fürstenhäuser die österreichische Präsidentschaft am Bundestage so zermürbt zu sein, dass es nur noch eines ernstlichen Stosses bedurfte, um ihr ein Ende zu machen. Ebenso einfach und kunstvoll, wie Cäsar, ehe er den Rubicon überschritt, den Senat, den Vertreter der Legitimität und der conservativen Interessen, sammt dessen Oberfeldherrn Pompejus in eine revolutionäre Stimmung und Position zu setzen verstanden hatte, wusste er den Bundestag zu dem Beschluss der Bundesversammlung vom 14. Juni 1866 und zur Kriegserklärung gegen Preussen zu treiben und die Bundesversammlung in das Unrecht zu setzen.

Vier Jahre darauf stand Bayern zum Krieg gegen Frankreich an der Seite Preussens.

Sehen wir nun zu, wie sich Österreich in dem Unterkommen zurecht fand, welches ihm Bismarck mit seiner Lösung der Donau- und der bayerischen Frage angewiesen hatte. Wenn es sich bei dieser Angelegenheit darum handelt, ob die Magyaren soviel Stätigkeit gewonnen haben, dass sie den Schwerpunkt der österreichischen Monarchie bilden können, mögen es uns diese Auserwählten Bismarck's nicht verargen, dass wir uns zur Charakteristik des modernen Ungarn an die Pläne und Entwürfe Kossuth's halten. Sie haben es selbst bis auf den gegenwärtigen Augenblick ausgesprochen, dass dieser Mann mit seinem wiederholten Abspringen von einem leidenschaftlich vertheidigten Rechtsboden zu abenteuerlichen Entwürfen und Gewaltmitteln der energischste Ausdruck und Typus seiner Nation ist.

Der Kampf des Jahres 1849 endigte mit einem doppelten Verrath, in welchem Görgey und Kossuth um die Palme des Erfolges stritten. Als der politische Gouverneur merkte, dass der Oberfeldherr die Armee absichtlich moralisch schwächte und militärisch verzettelte, um sie den Russen auszuliefern, nahm er die Friedensunterhandlungen selbst in die Hände, schickte am 1. August die Minister Szemere und Batthyanyi unmittelbar ins russische Hauptquartier und bot dem Zaren, dessen Vorfahr in den Pariser und Wiener Friedensschlüssen sich ja auch als Hort der constitutionellen Volksrechte bewährt habe, Ungarn als eine russische Secundogenitur an. Sein Rival Görgey überflügelte ihn aber am 13. August durch die Waffenstreckung von Vilagos und machte Friedensunterhandlungen gegenstandslos.

Als die Anzeichen des nahenden französisch-österreichischen Kriegs sichtbar wurden, liess der flüchtige Ungar im Februar 1859 durch seine Kriegsgenossen Klapka und Teleki sich beim Prinzen Napoleon im Palais Royal anmelden, er selbst kam im Mai zum Cäsar der Tuilerien und bot für die Absendung eines französischen Armeecorps nach Ungarn dem Sohn Jerome Napoleon's die Krone dieses Landes an. Gesuch und Anerbieten begegneten aber einer gleich ungünstigen Aufnahme; Letzteres fand der Prinz so familiär, als wolle der Kronenwächter ihm eine Prise Tabak anbieten; der Cäsar wollte sich durch den Import eines französischen Armeecorps unter der Geleitschaft

des Gouverneurs und der flüchtigen Genossen desselben nach Ungarn nicht neben Preussen auch noch Russland auf den Hals laden.

Dem Jahr 1862 gehört Kossuth's Idee eines grossen ungarischen Donaureichs an, welches sich von der Leitha bis zum schwarzen Meer erstrecken und die Magyaren mit den Slawen Serbiens, Bosniens, Bulgariens und mit den Rumänen vereinigen sollte, — eines Völkergemenges, welches Russland eine leichte Beute in den Schooss geworfen und ihm die Anstrengungen eines eigenen orientalischen Feldzugs erspart hätte.

Durch Bismarck ward er Realpolitiker und so überschwemmte er 1867 sein Land mit Zuschriften, in denen er den Mann verherrlichte, welcher der „Logik der Geschichte“ Raum verschafft, das einige Deutschland geschaffen und von Ungarn das Unheil abgewandt hatte, dass derselbe Fürst, welcher die Krone des heiligen Stephan trägt, die mächtigen deutschen Mittel zur Germanisirung der Magyaren benutzen könnte.

Die magyarische Isolirung, möge sie nun wie 1849 durch eine russische Secundogenitur oder wie 1859 durch einen napoleonischen Nebenzweig oder endlich wie seit 1866 durch Bismarck beschützt werden, war ihm so ans Herz gewachsen, dass er in seinem Turiner Schreiben am 18. November 1870 die ihm von einem neuen Club der äussersten Linken angetragene Ehrenpräsidentschaft als unannehmbar zurückwies. Dieser Verein, der sich als die „acht und vierziger Partei“ zusammengethan hatte, stand ihm noch viel zu sehr auf dem Standpunkt des Ausgleichs mit dem Kaiser von Österreich und nur für den Fall, „dass ein europäischer Sturm vom Haupt des Kaisers und Königs Franz Joseph die österreichische Krone herunterblasen sollte, werde ich nach Hause gehen und gegenüber dem bloss zum König von Ungarn reducirten Franz Joseph das Band der Unterthanentreue annehmen.“

Zuletzt wurden dieser Stolz auf die inselartige Selbstgenügsamkeit Ungarns und dieser Glaube an den magyarischen Beruf zur Diplomatie und Regulirung der orientalischen Machtverhältnisse an sich selbst irre. Die Russengefahr machte sich sichtbar und Kossuth ward in dem Schrei, den er Ende des Decembers 1876 in sein Land warf, weich und sentimental. Aus dem Zerfall Österreich's schreibt er, kann ein unabhängiges Ungarn nicht hervorgehn; sollte es der Scheiterhaufen werden,

auf dem der österreichische Adler in Flammen aufgeht, so würde es zuletzt in sich selbst verglimmen.

Indessen dachten die Magyaren an Nichts weniger als mit dem österreichischen Adler einstens in Asche zu verglimmen; ihr Plan ging weiter und tiefer; sie wollten diesen Adler selbst verzehren. Sie, die östliche Hälfte der Bismarck'schen Schöpfung, hielten sich als Schwerpunkt der Gesammtmonarchie Österreich-Ungarn für berufen, die westliche Hälfte, Cisleithanien, allmälig zu umspannen und endlich zu beherrschen.

Aber sie schwiegen und liessen den Redner der Jahre 1848 und 49 sprechen, Anreden und Programme an seine Nation richten, höchstens sahen sie in dieser Beihilfe und in dem Wechsel der Kossuth'schen Pläne ein willkommenes Mittel, welches die oberen Kreise verwirrte und die Aufmerksamkeit von ihrer langsamen Arbeit ablenkte.

Während sie im Stillen operirten, hörte in der diesseitigen Reichshälfte der Lärm über ähnliche Hegemonie-Pläne nicht auf und beschäftigte sogar die Regierungen und die Presse des Auslandes. Dort arbeiteten die Slawen an der Schwächung und Niederwerfung der Deutschen. Obenan standen in dieser Schlachtreihe die Czechen Böhmens. Sofort nach dem Ausgleich des Jahres 1867 erhoben dieselben nach dem Vorbilde der Magyaren den Anspruch auf nationale Selbständigkeit, Autonomie und auf einen eigenen Ausgleich mit der Wiener Centralregierung. Stillschweigend, wie im Verfolg aller ihrer Operationen seit 1867, genossen aber die Ungarn den doppelten Triumph, dass ihre Concurrenten und Mitarbeiter sich in ihren Ansätzen und Versuchen ermüdeten und doch zugleich den gemeinsamen Feind, die Deutschen, in die Enge trieben.

Über Versuche, misslungene Versuche, sind die Czechen im ganzen Verlauf ihrer Geschichte nicht hinausgekommen. Ihr König Ottokar und dessen Idee eines grossczechischen Mittelreichs erlagen der Centralmacht Wiens auf dem Marchfelde. Der Hussitenkrieg war ein Versuch, der von der sächsischen Reformation überholt wurde; seit der Niederlage ihres Winterkönigs am weissen Berge (im Anfang des dreissigjährigen Kriegs) gaben die Czechen den Traum einer nationalen Selbständigkeit auf, die Magyaren dagegen verstanden es gerade seit dieser Zeit, durch fortgesetzte Anstrengungen die Wiener Regierung zu Ausgleichen für die Anerkennung des Protestantismus und der

constitutionellen Rechte zu bewegen, und im Krieg der Jahre 1848 und 1849 maassen sie ihre nationale Kraft mit der deutsch-slawischen Macht der Centralregierung. Die Moskau-Reisen der Czechen im Jahre 1867 und ihre hussitischen Aufzüge mit dem Abendmahlskelch des böhmischen Reformators im Jahre 1868 waren nur flüchtige und wechselnde Programme wie sie Kossuth aus der Verbannung an seine Nation erliess.

Dazu erfuhren die Czechen die Kränkung, dass ihre slawischen Rivalen innerhalb der cisleithanischen Reichshälfte, die Polen Galiziens, in den Augenblicken, wo deren günstige Stimmung während einer antirussischen Politik der Wiener Centralregierung brauchbar erschien (im Jahr 1868), Privilegien für ihre Sprache in den Unterrichtsanstalten und im Verkehr mit den Behörden zu erringen wussten. Wie aber auch der innere Zwiespalt die diesseitigen Slawen an einem gemeinsamen Vorrücken gegen die deutsche Centralleitung hindern mag, so gewinnen doch ihre vereinzelten Ansätze an Terrain für ihre Sprache und selbst das endliche Scheitern des Hohenwartschen Föderativ-Cabinets vom Jahre 1871 und die scheinbare Unfruchtbarkeit des jetzigen Coalitions-Cabinets des Grafen Taaffe dienen nur dazu, den slawischen Gedanken der Autonomie und eines staatsrechtlichen Ausgleichs ihrer Gruppen mit Wien immer von neuem zu beleben und zu stärken. Der neue Ansatz der Czechen und Polen hat diesmal sogar die Slowenen der südlichen Karst-Länder mit Muth und Zuversicht erfüllt.

Das Erfreulichste und Erbaulichste in dieser Erschlaffung der Centralisation ist für die Magyaren das Schauspiel des Missmuths, zu welchem die Deutschen der westlichen Reichshälfte herabgesunken sind. Nur mit den Entwürfen der Politik beschäftigt, haben diese Kinder der Pussta die Cultur-Anlagen der Bach'schen Periode, Wege, Chausséen, Brücken verfallen lassen. Sofort im ersten Jahr nach dem Ausgleich von 1867 begannen sie die rücksichtslose Unterwerfung der Sprache, des hergebrachten Rechts und des Unterrichtswesens ihrer Deutschen und Slawen unter das Magyarenthum und der Schrei der Überwältigten, wenn auch ein abgebrochenes Echo desselben nach dem Westen drang, wurde doch bald wieder vergessen, weil Ungarn das Privilegium besass, weit hinten wie die Türkei zu liegen. Nachdem die Magyaren im Namen des Nationalprincips aufgestanden waren und die Bewunderung Europa's gewonnen

hatten, erklärten sie der deutschen und slawischen Nationalität ihres Reiches den Vernichtungskrieg und Koloman Tisza drohte als Minister im Abgeordnetenhaus 1876 bei Gelegenheit einer solchen Sprachenfehde den Unzufriedenen, die magyarische Nationalität werde solche Feinde des ungarischen Vaterlandes mit ihrer Kraft zerstampfen. Mit sicherer Hand gewöhnten die Magyaren Kroatien an ihre Oberleitung, ihren festen Griff bewiesen sie, als sie die Militärgrenze, diese Stiftung der Kaiser, seit 1868 Stück für Stück dem Reich der Stephanskrone angliederten, und stillschweigend harren sie, während sie die Regungen der Nationalitäten in dem jetzigen Bereich ihrer Herrschaft niederdrücken, des Augenblicks, wo sie die Westhälfte der Gesammtmonarchie von der südlichen Küste aus umklammern können.

Es gilt Dalmatien, welches die Südslawen Ungarns als integrirenden Theil ihres dreieinigen Ideal-Königreichs Kroatien, Slavonien und Dalmatien betrachten. Dieses Küstenland, von der Wiener Regierung vernachlässigt, ist zwar beim Ausgleich von 1867 zu dem cisleithanischen Länderbezirk geschlagen, wird aber von demselben durch Kroatien und die Militärgrenze abgesperrt. Von hier aus hat Venedig seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bis zum Sturz durch die französische Republik aus den Slawen der langen Küste seine Matrosen und slavonischen Regimenter bezogen, es hat die Städte mit Italienern bevölkert und cultivirt und von den günstig gelegenen Häfen aus das adriatische Meer beherrscht. Vergebens hatten die ungarischen Könige diese kroatische Küste gegen die Fürstin der Lagunen zu behaupten gesucht, bis ihre Schwäche und Mittellosigkeit im Jahre 1415 sie zwang, ihre unausführbaren Ansprüche an Venedig für hunderttausend Ducaten zu verkaufen. Das Andenken an diesen kurzen und unsichern Besitz genügt aber den jetzigen Magyaren, um ihr Anrecht an demselben zu begründen, jetzt glauben sie durch ihre Ausgleichsverhandlungen mit Kroatien ihren modernen Rechtstitel vollkommen erneuert zu haben, und die Aussicht dazu, Cisleithanien als ein Binnenland sammt dem ewigen Zwist seiner feudalen und kirchlichen Interessen von der See, für welche die Czechen, Polen und missgestimmten Deutschen sich doch nicht enthusiasmiren, abzusperren, wird sie zu gelegener Zeit für den festen Griff, an den ihre Hand gewöhnt ist, bereit finden.

Zu gelegener Zeit, — denn sie hüten sich sehr wohl, gleich Kossuth mit Programmen aufzutreten, wie auch die geheimen Verbindungen Italiens sich mit der Rückforderung Triest's und des Trentino's begnügt haben, ohne von ihren Gelüsten nach der adriatischen Basis der Macht ihres Venedigs die Welt zu unterhalten. Aber wohl haben die Magyaren die seit der Auslieferung Venedigs begonnene italienische Agitation für den Gewinn Triest's und des nördlichen Winkels vom adriatischen Meer wohl beachtet, denn sogleich nach dem Ausgleich von 1867 stand bei ihnen die Ueberzeugung fest, dass sie eine Seemacht werden müssen, und ward Fiume, die Ausmündung ihres Kroatiens nach dem Meer, das Schoosskind ihrer Pflege; in ihm wollten sie die Nebenbuhlerin Triests aufziehen und da sie an die schliessliche Behauptung dieser Stiftung Maria Theresia's nicht glauben, dessen Ersatz vorbereiten.

Während die Magyaren ihren Blick auf das dalmatische Küstenland gerichtet hielten, wurden sie plötzlich von der Kunde überrascht, dass das Kossuth'sche Gedicht vom Jahr 1862, die Donauföderation, das grosse Donaureich ins Leben treten sollte, — freilich in einen ganz anders lautenden Ernst übersetzt. Der Berliner Frieden vom Juli 1878 war der grosse Zauberer. Die russische Besetzung der Donaumündung, welche der Pariser Friede von 1856 beseitigt hatte, wurde durch diesen Wunderthäter wiederhergestellt. Dem Geschöpf des Berliner Friedens, dem Fürstenthum Bulgarien, den Zug über die Höhen des Balkans hinüber zu den bulgarischen Stammverwandten zu wehren, dazu gehörte ein Stärkerer als Russland, welches von den Völkern der Balkanhalbinsel als Befreier verehrt wurde und gestützt auf die Erwartungen dieser Südslawen, seinen Einfluss bis zur südöstlichen Flanke der österreichischen Monarchie vorschob. Andrassy's Vertröstung der ungarischen Delegation (am 14. October 1878), dass das unabhängige Rumänien seine Rechte vertheidigen und seine Strassen für russische Truppenzüge nach der Türkei verschliessen werde, war nach den Erfahrungen des Kriegsjahres 1877 sehr unzuverlässig. Dazu hatte der Berliner Frieden, welcher die Südslawen beglückte, Oesterreich mit dem ehrenvollen Amt des Reformers in Bosnien und in der Herzegowina betraut und die Macht des mittleren Donaureichs mitten in die russenfreundlichen Stämme der untergehenden Türkei wie einen Keil eingetrieben; wer sollte aber die Last für die Behauptung

Oesterreichs in dieser vorgeschobenen Position tragen? Die Deutschen Cisleithaniens, die für die Slawen der Türkei so wenig wie für das Küstenland Dalmatiens ein theilnehmendes Auge hatten und unter dem Druck dieser neuen Aufgabe stöhnten? Also die Magyaren Ungarns, für deren Machterweiterung im Osten die Deutschen und Slawen Cisleithaniens Opfer an Menschen und Gold darbringen sollten?

So wirkt das innere Missgeschick des neuen Oesterreichs auch im scheinbar günstigsten Einfall des Glücks und wir können, nach den bisherigen Erlebnissen dieser Geburt des Jahres 1866 nur zu dem Resultat gelangen, dass sie zu den schwächsten Schöpfungen der neuen Ära gehört.

Freilich konnte Bismarck in jenem Jahr von Königgrätz nur ein schwaches Österreich haben wollen; — wie aber, wenn er ein starkes braucht und durchaus nöthig hat? Und dieser Augenblick wird, wie wir sehen werden, bald eintreten, zuvor werden wir aber darstellen, wie über den Stifter der neuen Ära selbst das Gefühl der Stockung kommt.

XXII.

Stillstand der Geschichte in der neuen Ära.

Ein Reichsstifter der Urzeit und Streiter vor dem Herrn, Josua, der Sohn Nuns, gebot im Genuss eines grossen Erfolges dem Zeitlauf inne zu halten und rief in Gegenwart der Kinder Israel: „Sonne steh' stille zu Gibeon und Mond, im Thale Ajalon!"

Ähnlich lautete das geflügelte Wort, welches Bismarck nach den Berliner Blättern vom 10. September 1872 an die Deputation der Väter der Stadt richtete, als diese ihm die Urkunde seiner Aufnahme in die Reihe der Ehrenbürger der Hauptstadt Preussens überreichten. Weder die Erhebung Berlins zum Mittelpunkt des norddeutschen Bundes, noch das Versailler Ereigniss vom 18. Januar 1871, die Verkündigung des Königs Wilhelm als deutschen Kaisers, eben so wenig der Abschluss des Friedens mit Frankreich erschien den Vätern der Stadt als der volle Aufgang der Herrlichkeit des alten Hohenzollernsitzes. Sondern jetzt erst, als die Kaiser von Österreich und Russland in der Spreestadt dem deutschen Kaiser die Hand gereicht und, wie man hoffte, das

Friedenswerk für Europa vollendet hatten, fühlten sie sich gedrungen, den Mann, der mit Rath und That seit zehn Jahren diese Wendung der Geschichte geleitet hatte, in die Mitte ihrer Bürgerschaft aufzunehmen. Und Bismarck glaubte ganz nach dem Herzen seiner Mitbürger zu sprechen, indem er, nach einer starken Betonung des friedlichen Zwecks jener freundschaftlichen Begegnung der drei Kaiser erklärte, „er würde nichts dagegen haben, wenn nach dem Grossen, was man erlebt, die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben scheine."

Bei aller Berührung dieses geflügelten Worts mit dem Zuruf Josua's an die Sonne des Tages von Gibeon herrscht zwischen beiden Aussprüchen doch auch ein tiefgehender Unterschied. Der Sohn Nuns gebot der Sonne stille zu halten, damit er einen Sieg vollende, den fliehenden Feind vernichte und „das Volk Israel an demselben räche;" Bismarck's Wort klang dagegen wie ein Stossseufzer über die möglichen Folgen der Septembertage, ja, wie die Ahnung, dass der Kanonendonner von Königgrätz und Sedan auf einem vielleicht noch grösseren Welttheater seinen Nachklang finden möge.

Am besten verstand man diesen Stossseufzer nach dem Stillstand der Weltgeschichte im Cabinet des russischen Reichskanzlers! Russland hatte schon im Frühjahr vorher einen gleichen Wink erhalten. Das Telegramm, in welchem Kaiser Wilhelm am 27. Februar 1871 aus Versailles den Tags zuvor erfolgten Abschluss der Friedenspräliminarien dem Zaren meldete und demselben ewige Dankbarkeit für seine Einschränkung des Krieges in engere Grenzen versicherte, hatte in den Vasallenreichen des Sultans elektrisch gewirkt und man rechnete in denselben mit Bestimmtheit darauf, dass die Slawen der Türkei nun an der Vergeltung theilnehmen würden, welche Russland für die Niederhaltung Österreichs während des deutsch-französischen Krieges gewiss wäre. Wenige Wochen nach der Veröffentlichung jenes Telegramms klopfte die Regierung Serbiens bei der Pforte mit einer Denkschrift an und erkundigte sich bei ihr vorläufig, was sie zu einer Abtretung Bosniens und der Herzegowina oder zur administrativen Vereinigung beider Provinzen mit Serbien unter türkischer Oberhoheit meine; ehe sich jedoch die Pforte gegen diesen Vorschlag erklärte, schritten Russland und Österreich mit ihrer Missbilligung gegen eine solche Voreiligkeit ein.

Ein halbes Jahr später hielt Ristitsch, der Vertreter der grossserbischen Idee in Belgrad, die Zeit für reifer und bewirkte im Herbst 1871 die Reise des Fürsten Milan nach Livadia. Der junge, damals noch unmündige Prinz fand von Seiten der kaiserlichen Familie eine ausserordentliche Aufnahme und die officielle Zeitung von Belgrad hob in ihrer Beschreibung der Reise besonders hervor, wie der Zar den Fürsten mit den Worten begrüsste: „ich empfange Ew. Hoheit wie mein eigen Kind.“

Die Allarmrufe, welche das Ereigniss von Livadia in Pesth und Stambul hervorrief, wurden zwar durch die officiösesten Erklärungen von Petersburg aus beschwichtigt; der dortige „Regierungsbote“ vom 14. December gab sogar dem Panslawismus den entschiedensten Abschied und erklärte sich gegen die Bestrebungen Derjenigen, die in Widerspruch mit der von Russland seit 1856 bewiesenen Friedensliebe zu einem Bruche mit derselben drängen und auch im Osten die Saat nationalen Widerstreits ausstreuen wollen. Russland stand damals unter dem Eindrucke der Zusammenkünfte von Gastein und Salzburg, in welchen Preussen und Österreich ihr freundschaftliches Einverständniss besiegelt hatten.

Gleichwohl hielt sich Ristitsch durch jene Petersburger Zurückweisung noch nicht für völlig geschlagen und erhob nach der Rückkehr Milan's von Livadia gegen die Pforte den Anspruch seines Landes auf die Räumung des Fleckens Klein-Zwornik, welches die Türken zur Sicherung ihres gegenüberliegenden Gross-Zwornik nach der Räumung des serbischen Gebiets im Jahre 1862, auch nach der von Beust bewirkten Zurückziehung ihrer Besatzung aus Belgrad (1868) noch in Besitz gehalten hatten.

Russland schwieg, als die Grenzfrage um ein Dorf mit nicht mehr als 300 muhamedanischen Bewohnern einen slawisch-türkischen Krieg hervorzurufen schien. Andrerseits eiferten die Wiener Gegner Andrassy's wider das Gasteiner Abkommen, welches im Herbst den Sturz des Kanzlers Beust, den Sieg des ungarischen Magnaten und den Fall des föderalistischen Systemes für Österreich entschieden hatte, ohne dass diese Opfer dem Kaiserstaat irgend eine Frucht einbrachten. Im Laufe des Winters meldeten sodann französische Blätter, dass Radowitz, ehe er an Stelle des erkrankten Kaiserlingk als Geschäftsträger

nach Konstantinopel kam, als diplomatischer Agent in Bukarest mit dem dortigen russischen Generalconsul Offenberg immer in Einverständniss handelte und der deutsche Generalconsul Rosen in Belgrad mit seinem dortigen russischen Collegen dieselbe Sprache führte. Endlich behauptete der langjährige Belgrader Correspondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," dass Bismarck die serbischen Forderungen durch eine Note unterstützt habe, und hielt seine Mittheilung auch in einer Correspondenz vom 2. Mai gegen den Widerspruch der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aufrecht, worauf sofort die schmetternde Erklärung des deutschen „Reichsanzeigers" vom 6. Mai 1872 erfolgte, dass diese Behauptung vollständig falsch und keine Note, keine Anweisung, keine Mittheilung in diesem oder einem ähnlichen Sinne abgefasst sei.

Diese entscheidende Erklärung erschien gerade in dem Augenblicke, als Kaiser Franz Joseph das von einer Überschwemmung heimgesuchte südliche Ungarn bereiste, die Huldigungen der ungarischen Serben entgegennahm und die Deputation der Stadt Neusatz, des Heerdes der grossserbischen Agitation, an die Pflichten gegen Souverän und Staat erinnerte. Die Pforte hatte zur Begrüssung des Kaisers eine ausserordentliche Gesandtschaft geschickt, die Belgrader Regentschaft dagegen die Gelegenheit, da der Monarch die Grenze des Fürstenthums dicht berührte, zu einer Demonstration benutzt und sich in Stummheit gehüllt; auch von Bukarest war kein „Orator" erschienen.

Aber der Schlag, den der deutsche „Reichsanzeiger" geführt hatte, wirkte in der slawischen Welt von Prag und Agram bis nach Moskau und gab dem Cabinet von Petersburg auf unzweifelhafte Weise zu erkennen, dass der deutsche Reichskanzler in der orientalischen Politik zu einer Beschädigung der österreichischen Interessen nicht die Hand reichen würde.

Dieser nicht zu verkennende Wink wurde Ende des Juli 1872, als die bevorstehende Zusammenkunft der drei Kaiser alle Welt beschäftigte, durch ein neues geflügeltes Wort des Kanzlers ergänzt, für dessen Verbreitung die Berliner officiösen Correspondenten Sorge trugen. Es lautete: „ich treibe weder russische Politik, aber noch weniger westmächtliche, oder gar österreichische. Die Diplomatie muss schon mit meiner deutschen Art zu rechnen vorlieb nehmen!" Ausser dem Wink für Russ-

land, es möge seine Ansprüche auf Vergeltung seiner Dienste in den Jahren 1866 und 1870 nicht zu hoch spannen, lag darin zugleich eine Andeutung, dass die Verständigung mit Österreich keine einseitige Befürwortung von dessen Interessen zur Folge haben müsse.

Bismarck selbst stand den Vorbereitungen zur Dreikaiser-Begegnung etwas kühl gegenüber. Das epochemachende Ereigniss wurde durch die Freundschaft herbeigeführt, welche in Verbindung mit dem Gefühl der Verpflichtung den deutschen Kaiser mit dem Zaren verband. Die Theilnahme des Kaisers von Österreich an der Verständigung über die gemeinsamen Interessen, die man von den Besprechungen des Septembers erwartete, war im Sommer durch den deutchen Kaiser in Gastein und durch den Kronprinzen in Ischl gesichert worden; Franz Joseph selbst ebnete die Verständigung und Verbindung mit Petersburg durch die Sendung des Erzherzogs Wilhelm an den Zarenhof. Seine Stellung als des Dritten neben den beiden nordischen Kanzlern hatte Andrassy schon im Sommer 1870 durch den Eifer vorbereitet, mit welchem er, der frühere Schützling des Elysée und der Tuilerieen, beim Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs die Franzosenfreundschaft der Pesther und Wiener Presse abgekühlt hatte, und er hatte mit dieser Umwandlung auch dafür Bürgschaft geleistet, dass die Protection, welche die Pforte dem Flüchtling des Jahres 1849 gewährt hatte, ihn an einer „staatsmännischen“ Würdigung der neueren orientalischen Verhältnisse nicht verhindern würde.

Das Wort des Septemberräthsels schien endlich von oben zu kommen, als sich bald nach der Abreise der kaiserlichen Gäste aus Berlin das Gerücht verbreitete, dass der intimste Vertraute Bismarck's, der Legationsrath von Keudell, zum Vertreter des deutschen Reichs in Konstantinopel bestimmt sei. Im October erfolgte seine Ernennung, nur ging eine Berliner lithographirte Correspondenz, die sich des Zusammenhangs mit amtlich Erleuchteten rühmte, zu stürmisch vor, als sie in der Sendung eines Beamten, der doch zunächst nur die Lage der Dinge am Bosporus im Sinne seines Meisters, namentlich die Berührung der russischen und österreichischen Interessen zu untersuchen hatte, sofort das Nahen einer „energischen Lösung der orientalischen Frage“ erblickte.

Allerdings war diese Frage wieder in Fluss gekommen.

Noch vor dem Ende des September erhob Montenegro seinen alten Ruf nach einer Grenzberichtigung, erneuerte Serbien seine Ansprüche auf Klein-Zwornik. Im Juni 1873 hielt es der Sultan für nothwendig, an die Befestigung Konstantinopels zu denken und sich gegen die Unruhe, die in die Slawenstämme seines Reichs gekommen war, zu stärken. Gleichzeitig brach in Bosnien der Aufstand aus und machte sich eine bosnische Deputation auf den Weg nach Wien. Wieder ein Jahr später, im Juli 1874 machte Ignatieff, der Vertreter Russlands in Stambul, nachdem er sich beim ökumenischen Patriarchen im Fanar vergebens bemüht hatte, die Klostergemeinschaft des Athos unter die geistliche Regentschaft der dortigen russischen Confratres zu bringen, einen Ausflug nach dem romantischen Felsengebirge und lud zum Genuss dieser Sommerfrische auch seine Collegen von Deutschland und Nordamerika als Begleiter ein. Die Vertreter dieser mächtigen Reiche genossen dann mit ihm auf der Rückkehr durch die Bulgarischen Ansiedelungen des Festlandes neben dem Anblick interessanter Örtlichkeiten die Erinnerungen an das classische Alterthum, während der diplomatische General die Elemente für ein künftiges Königreich studirte und befruchtete, zu welchem er in einer fünfjährigen Anstrengung für die Losreissung der bulgarischen Gemeinden aus dem kirchlichen Zusammenhange mit dem ökumenischen Patriarchen zu Stambul den Grund gelegt hatte.

Die Berliner Berathungen der drei kaiserlichen Kanzler, die im Mai 1875 sich mit der friedlichen Regulirung der orientalischen Angelegenheiten beschäftigten, wurden zwar schon von den Flammen des wachsenden Aufstandes der Herzegowina beleuchtet, aber bei weitem mehr als die Zukunft des Orients zog eine brennende Kriegsgefahr, welche die Ruhe des westlichen Europa zu bedrohen schien, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Diese näher liegende Gefahr war auch zwischen den beiden nordischen Reichskanzlern in sehr lebhafter Weise zur Sprache gekommen und Gortschakoff's Geschäftigkeit, den angeblich glimmenden Brand im Westen zu löschen, trug nicht wenig dazu bei, die Stimmung der beiden Staatsmänner zu trüben und namentlich in Bismarck eine lebhafte Erregtheit gegen seinen nordischen Collegen hervorzurufen.

In diesen Kaiser- und Kanzlertagen trat jene Spannung zwischen Preussen und Russland, welche im Herbst des Jahres

1879 die ganze politische Welt beschäftigen sollte, zuerst an die Öffentlichkeit hervor. Sie hatte aber schon seit langer Zeit geherrscht. Es gehörte kein besonderer Scharfblick dazu, um in jenem Seufzer Bismarck's nach dem Schluss der grossen europäischen Action und in jener Vertröstung der Berliner Stadtobrigkeit (während der Septembertage von 1872), dass hoffentlich nach dem grossen deutsch-französischen Schauspiel der Vorhang vor der weltgeschichtlichen Bühne für einige Zeit gefallen sei, eine Mahnung an Russland zu erkennen, es möge diesen Vorhang ruhen lassen und nicht wieder vor einem orientalischen Drama eigener Dichtung aufziehen. Aus jener schmetternden Verwarnung des Belgrader Correspondenten, der von der deutschen Betheiligung an russischen Vorbereitungen einer orientalischen Krisis sprach, war sehr leicht die Erkläruug Preussens herauszuhören, dass auf seine Unterstützung eines solchen Abenteuers nicht zu rechnen sei. Was Jeder, der nur hören wollte, vernehmen konnte, wird an der Newa nicht taube Ohren gefunden haben.

Aber noch weiter zurück ist jene Spannung zwischen Russland und Preussen zu verfolgen. Wie wir oben im neunten Abschnitt unserer Orientirung auseinandergesetzt haben, hatte sich Russland in seinen Erwartungen, mit denen es erst den österreichischen, dann den französischen Krieg verfolgte und in beiden den Rücken Preussens deckte, getäuscht gesehen. Es hatte auf lange Kriege gerechnet und bestimmt erwartet, dass ihm in einem Congress, welcher die ermatteten Gegner trennen und eine neue europäische Ordnung festsetzen würde, die entscheidende Stimme zufallen müsste. Statt dessen sah es sich durch die schnellen und entscheidenden Schläge seines Nachbarn und alten Freundes überrascht und darauf angewiesen, die müssige Zuschauerrolle, auf welche es durch die prompten Erfolge Preussens beschränkt war, mit einzelnen Schachzügen zu unterbrechen.

Noch im Trouble jenes officiösen Zeitungsscharmützels, mit welchem die Berliner nationalliberalen Blätter im Herbst 1879 den Krieg zwischen Bismarck und Gortschakoff begleiteten, konnten diese Plänkler es Russland nicht vergessen, dass es nach der Schlacht bei Sedan die Operationen der deutschen Diplomatie durchkreuzte und das Einverständniss mit der neuen republikanischen Regierung Frankreichs einleitete. In denselben Tagen wurde jeder Deutsche, der es vorzieht, einen Ehrenmann, statt eines herabgekommenen Wirthes zum Nachbar zu haben, durch

die Nachricht officiöser Blätter erschreckt, dass der Unterlegene von Sedan der Einzige sei, der die Angelegenheiten Frankreichs in Ordnung bringen und die Beziehungen zum Ausland regeln könne. Man brauchte nicht in die Verwünschungen eingestimmt zu haben, mit welchen die deutschen Wortführer im Juli 1870 den Kaiser Napoleon III. überhäuften; man konnte demselben auf dem Boden der historischen Beurtheilung zugestehen, dass er kein blosser Diftler, oder wie er im Bismarck'schen Kreise hiess, kein „Tiefenbacher", sondern der eigentliche Begründer und Vorarbeiter der neuen europäischen Ära war, und dennoch konnte man in der Idee, ihn, den schlechthin Besiegten zum Zweck eines Friedensschlusses aus dem Fall wieder aufzurichten, nur etwas Gespenstisches sehen. Ein Träger des Imperialismus, wenn er völlig besiegt ist, gehört, wie auch Napoleon I. erfahren hat, zu den unmöglich gewordenen Grössen. Das Verbrechen, welches die Berliner Officiösen noch im Herbst des vorigen Jahres Russland vorwarfen, bestand darin, dass es dem Gespenst für immer den Abschied gab und sich durch einen Geschäftsträger mit der republikanischen Regierung, der Rettterin von Frankreichs Ehre, in völkerrechtliche Beziehung setzte.

In der schwülen Atmosphäre, die sich während der letzten Tage des August 1870, nach den Schlachten bei Metz über Europa lagerte, fühlte man sowohl in den russischen Volkskreisen als in den obersten Regionen des Reichs „patriotische Beklemmungen." Die russische Presse, schon vor dem Ausbruch des französischen Kriegs sehr missgünstig gegen Preussen gestimmt, forderte nach dem Tage von Sedan Unterstützung Frankreichs, nachdem es den Russland verhassten Urheber des Krimkriegs losgeworden sei. In den letzten Tagen des August sprach man in Wiener Blättern von einer diplomatischen Annäherung Russlands an Österreich. Das mit der Kanzlei des Fürsten Gortschakoff in Beziehungen stehende „Journal de St. Petersburg" gab diesem Drängen der nationalrussischen Partei und Presse in den Tagen nach dem Ereigniss von Sedan soweit nach, dass es die Annexion von Elsass und Lothringen für Deutschland als schädlich und als den Quell eines späteren aber unausbleiblichen Rachekriegs bezeichnete und dem Sieger rieth, sich mit der Schleifung der Festungswerke von Metz und Strassburg zu begnügen.

Jenen schwülen Tagen gehört das Wort Bismarck's an: „also ist es doch wahr, dass uns der Kaiser unsere Siege nicht gönnt?"

Allein die Ereignisse bewiesen, dass die Freundschaft des Kaisers von Russland zu dem königlichen Sieger von Metz und Sedan über das Drängen der russischen Partei das Übergewicht behauptete, und Fürst Gortschakoff beruhigte sich und die russische Partei durch die Rücksichtslosigkeit, mit der er, ohne sich vorher mit Preussen in Einvernehmen zu setzen, im Oktober die Fessel, mit welcher der Pariser Friede von 1856 Russlands Kriegsmacht auf dem Schwarzen Meere eingeengt hatte, seinem Reiche abnahm.

Jedoch währte diese Beruhigung nicht lange und als der deutsche Kaiser und der Kaiser von Österreich im Hochsommer 1871 zu Ischl zusammenkamen, erwachte die Antipathie der russischen Presse von Neuem in ihrer alten Kraft; der „Golos" erblickte in dieser Entrevue die Vorbereitung eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen Russland und schrieb in der Mitte des August: „im Jahr 1863 schloss Preussen ein Bündniss mit Österreich gegen Dänemark, im Jahr 1866 ein Bündniss mit Italien gegen Österreich, im Jahr 1870 bewarb es sich um ein Bündniss mit Russland und der conservativen Politik Russlands hat es seine glänzenden Siege über Frankreich zu verdanken; heute wendet es sich wieder Österreich zu, um dasselbe gegen Russland zu gewinnen und mit ihm gemeinschaftlich die von auswärtigen Blättern Russland zugeschriebenen panslawistischen Tendenzen zu bekämpfen."

Diese Stimmung der altrussischen Partei und Gortschakoff's Annäherung an die provisorische Regierung Frankreichs erklären Bismarck's Sehnsucht nach einer Pause im bisherigen stürmischen Verlauf der Weltgeschichte, setzen es aber auch ausser Zweifel, dass der russische Reichskanzler den Berliner Seufzer der Septembertage vom Jahr 1872 sehr wohl verstand.

Der Berliner leitende Staatsmann gab aber durch seine eigene unruhige Thätigkeit auf dem Gebiet der grossen Politik dem Rivalen an der Newa selbst die Gelegenheit dazu, ihm zu zeigen, dass er am Schachbrett der „Weltgeschichte" auch seinen Platz behaupten wolle.

Eine Kleinigkeit leitete den offenen Zweikampf ein. Bismarck, der die europäische Politik vom Standpunkt seines heimischen Culturkampfes aus betrachtete, beschloss, die Stellung des spanischen Prätendenten Don Carlos durch die Stärkung der Madrider republikanischen Regierung zu untergraben, und warb bei den Cabinetten um die Anerkennung des Regenten Serrano.

Die russische Antwort auf diese Werbung erfolgte in einem huldvollen Schreiben des Zaren an den Streiter für den römischen Katholicismus, Don Carlos, und ein durchaus nicht „reichsfeindliches" Gemüth unterhielt im „Elsässischen Journal" vom 1. October 1874 die Welt mit seiner kindlichen Plauderei, dass man im auswärtigen Amt zu Berlin von dieser Huldbezeigung des Kaisers von Russland für den Ritter der katholischen Liga keineswegs besonders erbaut war und es gern gesehen hätte, wenn der „greise Gortschakoff" von Schuwaloff, der seitdem in Berlin als der Retter vor den Plänen des Altrussenthums galt, recht bald abgelöst würde.

Bald nach dieser verfehlten Abschweifung in das Kriegslager der spanischen Nordprovinzen dehnte Bismarck seine Interventionspolitik ins Grosse aus. Es folgten seine Bemühung, eine Verschärfung der europäischen Strafgesetzgebung herbeizuführen, als der belgische Kesselflicker Duchesne zum Zweck einer Geldspeculation dem Erzbischof von Paris das Anerbieten gemacht hatte, ihn, den deutschen Reichskanzler zu ermorden, und sein Eindringen auf die italienische Regierung, die durch eine Revision des Garantiegesetzes dem Papst die Freiheit nehmen sollte, durch Wort und Schrift den Widerstand der deutschen Katholiken gegen die Maigesetzgebung der Berliner Parlamentarier zu stärken. Während die belgische Regierung unter mühsamen Verhandlungen mit Berlin eine nothdürftige Ergänzung der heimischen Gesetzgebung vorbereitete, der Quirinal aber sich auf die Unmöglichkeit berief, ein Werk, das wie das Garantiegesetz unter europäischer Zustimmung zu Stande gekommen war, eigenmächtig zu ändern, wurden Völker und Cabinette Europa's durch einen neuen Incidenzfall allarmirt.

Diessmal war es ein Beschluss der Nationalversammlung zu Versailles, was den allgemeinen Lärm hervorrief. Die „Kölnische Zeitung", vom 5. April 1875, erhob den Nothruf, dass die Vermehrung der Cadres der französischen Armee nur als „unmittelbare Vorbereitung eines Revanchekriegs" erklärlich sei; die Berliner „Post" vom 8. April bereitete sodann mit ihrem: „Ist der Krieg in Sicht?"-Artikel das deutsche Publikum auf Schritte vor, zu welchen die Regierung durch ihre Verpflichtung, für die Sicherheit des Reichs zu wachen, sich gezwungen sehe; gleichzeitig machten die Vertreter des deutschen Reichs die aus-

wärtigen Regierungen auf die Besorgniss erregende Vermehrung der französischen Armee aufmerksam.

Selbst nach den Mittheilungen, welche der Pariser „Times"-Correspondent von Bismarck's späteren, der Zeit des Berliner Congresses angehörigen Eröffnungen über die Krisis vom Mai 1875 im September 1878 veröffentlichte, ist es noch streitig, wie die durch die deutschen Officiösen öffentlich ausgeworfenen Kriegsfäden in die Hand Gortschakoff's gelangten. Genug, der russische Kanzler griff nach den in der Luft fliegenden Fäden fest und entschlossen zu, um seinen Berliner Gegner einzufangen. Er versicherte dem französischen Botschafter, General Leflô, als dieser ihm von den Befürchtungen seiner Regierung unterhielt, dass die Sympathieen Russlands seinem Lande gewiss seien. „Mein lieber General, rief er ihm zu, ich habe Ihnen nur Eins zu sagen: seid stark, seid stark!" „Noch einmal, wiederholte er: macht euch stark" — also ganz dieselben Worte, die er im September 1879 dem Redacteur eines Pariser orleanistischen Blattes in Baden-Baden zurief. „Mein Wort wird genügen", in Berlin Frankreich den Frieden zu sichern, sagte der Zar zu demselben Botschafter.

Von Petersburg aus wurde das Londoner Cabinet in der Überzeugung bestärkt, dass wirklich eine Kriegsgefahr vorhanden sei, und Graf Schuwaloff, der auf seiner Rückreise von der Newa nach der Themse ein paar Tage vor dem Zaren durch Berlin kam, glaubte sich trotz der beruhigenden Nachrichten, die er daselbst am Hofe und in den Besprechungen mit Bismarck erhielt, verpflichtet, nach seinem Eintreffen in London das Zusammenwirken Englands und Russlands für die Erhaltung des Friedens in Vorschlag zu bringen. Nur Graf Andrassy liess sich in diese Falle einer russischen Demonstration nicht verlocken. Er hatte sich in das Denken und Fühlen seines deutschen Freundes so gründlich hineingelebt, dass er Englands Aufforderung zur Theilnahme an der Vermittlung mit der Antwort ablehnte, er habe allen Grund dazu, an eine Gefährdung Frankreichs nicht zu glauben.

Gleichwohl war die Geschäftigkeit, welche England für das Friedenswerk entwickelte, für Deutschland eine Mahnung, dass eine Coalition gegen einen von ihm eingeleiteten Krieg nicht zu den Dingen der Unmöglichkeit gehöre und die Localisirung einer ernsten Unternehmung nicht wieder wie in den Jahren 1866

und 1870 zu erwarten sei. Bismarck selbst versäumte es, seine Stellung zur Berliner „Militärpartei," die angeblich, weil sie von den vorbereitenden Rüstungen Frankreichs zu einem kriegerischen Überfall überzeugt sei, zu einer ernsten Entscheidung dränge, bestimmt zu definiren. Es wäre ihm auch schwer, vielleicht unmöglich gewesen, sich streng von einer Partei zu scheiden, deren Eifer, selbst Illusionen er nöthigenfalls nicht entbehren konnte. Die Erklärung der Londoner, von Berlin aus inspirirten „Hour" vom 15. Mai 1875 und zwar in dem Augenblicke, als die Entscheidung schon gefallen war, dass der deutsche Reichskanzler die Besorgnisse der Berliner „Militärpartei" durch die Vertreter des deutschen Reichs im Auslande zur Sprache gebracht habe, um in Paris „einigen Schrecken einzuflössen," war dem Ernst des Augenblicks nicht gewachsen.

Bismarck verzichtete zum erstenmale im Lauf seiner öffentlichen Wirksamkeit auf die Ehre des entscheidenden Worts und überliess dieselbe dem Kaiser von Russland. Er war verstimmt über eine auswärtige Intervention, die er aus Schonung für die sogenannte Militärpartei nicht durch ein eigenes lösendes Wort von vornherein überflüssig machen durfte. Als ein bedeutsames Zeichen der Aufregung, in die ihn die Verlegenheit des Augenblicks versetzte, hebt der Londoner „Observer" den Umstand hervor, dass er nicht auf dem Bahnhof erschien, wo der Kaiser bei seiner Ankunft am 10. Mai von dem Hofe und allen Würdenträgern begrüsst wurde.

Als der Zar am 15. Mai Berlin verliess, erfreute er die Vertreter der Grossmächte mit der Botschaft von der Sicherung des Friedens und verlas Gortschakoff vor dem diplomatischen Corps ein Telegramm gleichen Inhalts an die russischen Gesandten im Auslande; Bismarck konnte nur noch bewirken, dass die Botschaft die Form erhielt, die „Erhaltung" des Friedens sei gesichert.

Die Missstimmung des Opfers der Maitage vom Jahr 1875 über das Vermittlungswerk Gortschakoffs wirkte in Bismarck so lange nach, dass sie noch in seinen Mittheilungen an den Pariser „Times"-Correspondenten während der Berliner Congresstage von 1878 sich vernehmen lässt. „Nie, sagte er zu demselben, habe ich einen Staatsmann unbesonnener handeln, aus Eitelkeit die Freundschaft zweier Regierungen compromittiren, sich den ernstesten Consequenzen aussetzen sehen, um sich selbst das

Ansehen eines Retters beizulegen, als Nichts zu retten war." Nach demselben Bericht erklärte er in jenen Maitagen dem russischen Kanzler: „Sie werden sicherlich nicht viel Grund dazu haben, sich selbst dazu Glück zu wünschen, dass Sie für eine leere Genugthuung unsere Freundschaft auf das Spiel setzen. Ich sage Ihnen jedoch, dass ich mit Freunden ein guter Freund, ein guter Feind mit Feinden bin."

Jedoch unterliess er es nicht, dem Rivalen der Maitage am Schluss des Jahres 1875 eine Mahnung nachzuschicken, dass er den Bogen im Orient nicht überspannen möge. Es ist das geflügelte Wort von dem „Bischen" Herzegowina in der parlamentarischen Soirée vom 18. December. Das Bischen, was nach der Erklärung des Reichskanzlers von der europäischen Politik übrig geblieben und nicht werth war, dass um seinetwillen der Raum der deutschen Zeitungen für die inneren Angelegenheiten beschränkt werde, sollte zugleich als eine Bagatelle erscheinen, die es sich nicht verlohne, dass um ihretwillen die Saat der Zwietracht zwischen den Cabinetten ausgesäet und der Friede Europa's gestört würde.

Bekanntlich kehrte sich Gortschakoff nicht an diesen Wink und Russland erklärte Ende des Jahres 1876, dass es sich nur bei sich selbst Raths erholen und unabhängig von einem Berliner oder sonstigen Abkommen seinen Strauss mit der Pforte allein ausfechten werde. Dagegen that Bismarck ein Wunder, um seinen russischen Rivalen, der im Frieden von San Stephano die Schutzmacht Russlands über den grössten Theil der Balkanhalbinsel ausbreiten wollte, auch einmal zum Rückzug zu nöthigen. Er erfüllte geheimnissvoll wie ein mächtiger und von oben wirkender Gott den Lord Beaconsfield, als dieser mit dem Grafen Schuwaloff über die Linie berieth, bis zu welcher Russland die colossale Schöpfung von San Stephano, das Bulgarien auf beiden Seiten des Balkan einschränken müsse, wenn es mit den Streitkräften Englands nicht in Berührung kommen wolle, mit dem Glauben, dass er mit der Balkanlinie den Sinn des deutschen Staatsmanns treffe. Andererseits errieth er den Wunsch des englischen Premierministers, als er in der Stellung des „ehrlichen Maklers" denselben auf dem Berliner Congress bewog, Österreich als bewaffneten Verwalter in Bosnien und in die Herzegowina einzuführen, denn es entsprach gerade den Plänen Englands, dass dem Eindringen der russischen Schutzmacht die österreichische

Militärmacht gleichfalls auf einem vorgeschobenen Posten als die natürliche östliche Macht entgegengestellt würde.

So ist der Stillstand der Weltgeschichte, nach dem Bismarck in den Septembertagen des Jahres 1872 seufzte, in die Stockung des russischen Vormarsches, damit aber auch in ein dichtes Aneinanderrücken der Militärmächte verwandelt, aus welchem die nächsten Verlegenheiten und Beklemmungen der neuen Ära entspringen werden.

Während der unheimlichen und drückenden Pause der Stockung werden aber die vom ersten Anfang an im Innern der neuen Ära nagenden Übel hervortreten. Die Blätter des früher dem Anscheine nach von lauter Kraft strotzenden Baumes fallen ab; der Zweig, der im Rauschen des Windes am frohesten sein Lob verkündigte, verdorrt und wird klanglos; die Verzweiflung an der Möglichkeit, die Circulation des Lebenssaftes zu erhalten, und Hoffnungslosigkeit gegenüber dem Deficit greift um sich und endlich weiss sich der leitende Geist nicht anders zu helfen, als dass er die in der allgemeinen Noth leidenden oder trotz des Verfalls sich noch durch eigne Kraft erhaltenden Gewerbe dem erstarrenden Mechanismus seiner Schöpfung assimilirt und in Staatsmaschinen verwandelt, — das sind die dürftigen Scenen, in welchen das stolz begonnene Schauspiel sich seinem Schlusse nähert.

XXIII.

Die Lyrik der Nationalzeitung.

Unter den Gästen, die in ihren politischen Leistungen im Bereich der deutschen Kleinstaaten ihren Empfehlungsbrief für einen freundlichen Empfang von Seiten des preussischen Ministerpräsidenten im Anfang des Jahres 1866 zu besitzen glaubten, befand sich auch Herr von Roggenbach. Derselbe war nach seiner Ernennung zum baden'schen Minister vom Herzog von Koburg-Gotha zu dessen Schöpfung, dem deutschen Nationalverein herangezogen und darauf auch mit Bennigsen, dem damaligen Hauptagenten des Vereins in Verbindung gebracht worden. Wegen seiner amtlichen Stellung vom Verein auf den Schild gehoben, richtete dieser patriotische Staatsmann seine Augen noch höher und weiter und gedachte er bei den nahen

gegenseitigen Berührungen der beiden in Baden und Preussen gleichzeitig eröffneten neuen Ären, sich in Berlin eine ministerielle Stellung zu erobern; die Berufung Bismarck's verschloss ihm aber im September 1862 diese Aussicht und ausserdem hätte sich für seinen badenschen Liberalismus auch in dem bald darauf entbrennenden Conflict keine Stelle finden lassen. Erst im Frühjahr 1866, als die kriegerische Atmosphäre mit einem Gewitter gegen Österreich und den deutschen Bundestag drohte, somit eine liberale Wendung in Preussen verhiess, erschien er im Palais des Ministerpräsidenten. Bismarck hätte auch eine Verbindung mit Baden nicht ungern gesehen, wenn sie nur nicht in Form von Rathsertheilung und mit der Amtsmiene eines Programms aufträte; aber der süddeutsche Gast stellte im Lauf der Conversation, der er sehr bald den Ernst einer Verhandlung aufdrückte, die Bedingungen der freien Presse und parlamentarischen Initiative obenan und — ward dann nicht mehr gesehen.

Ähnlichen Überfällen von Seiten seiner eigenen parlamentarischen Mitarbeiter und Anhänger hatte Bismarck durch die Deutung der von ihm im September 1866 geforderten und ihm bewilligten Indemnität vorgebeugt. Sein College, Minister des Innern, Graf Eulenburg nannte es im preussischen Abgeordnetenhause (am 23. November 1866) ein der Aufgabe und Stellung des Ministeriums widerstreitendes Verlangen, dass es, bei dem „besten Willen, sich mit dem Parlament auf den besten Fuss zu stellen, auf einmal ganz liberal werden und die Politik der Partei treiben solle." Derselbe Minister erinnerte, als ein Deputirter sich auf das Gerücht von grossen Kämpfen im Schooss des Cabinets bei der Berathung der Indemnitäts-Forderung bezog, an die thatsächliche Situation des September, dass das Ministerium, obwohl es stark genug dazu war, mit der Volksvertretung kurzen Process zu machen, einstimmig den Augenblick damals gerade für recht geeignet hielt," der Welt zu zeigen, dass alle Mitglieder des Cabinets „es ehrlich mit der Verfassung meinen."

Das Andenken an diese, bei Königgrätz gesicherte Force des Ministeriums verliess seit der Eulenburg'schen Erklärung keinen Augenblick die Partei, die sich wegen ihrer Hingebung an das Bismarck'sche Werk den stolzen Namen der nationalen gab, demselben aber auch das Bekenntniss ihrer Treue gegen

die Ideale des Liberalismus anfügte. Als national meinte sie es mit den Schöpfungen der Jahre, der norddeutschen Bundes-, dann der deutschen Reichsverfassung so ehrlich, wie es jener Minister des Innern und seine Collegen mit der preussischen Verfassung gemeint hatten, in ihrem Glauben an das Recht des Liberalismus schrieb sie sich dagegen die Competenz zu, die von diesen Verfassungen festgesetzten Competenzen des neuen Reichs und dessen parlamentarischer Vertretung zu erweitern. Der Vorkämpfer für diese Erweiterung war Dr. Eduard Lasker. Er wollte auf parlamentarischem Wege durchsetzen, was jenem Roggenbach im Empfangszimmer Bismarck's nicht gelungen war.

Die Zeitungsreporter in den ersten Tagen des norddeutschen Bundes beschreiben sehr malerisch das Erstaunen, mit dem sich Georg von Vincke nach diesem Redner umsah. Solche Schlagfertigkeit für die parlamentarische Debatte, solche Promptheit der Antwort, solches Geschick im Zusammenfassen der Meinungen, solche Schnelligkeit im Auffinden eines Auswegs und in der Stellung eines vermittelnden Antrags war ihm noch nicht vorgekommen — ausser bei ihm selber. Allmählig blickte er mit väterlicher Zärtlichkeit auf ihn wie auf seinen parlamentarischen Sohn und Erben; aber Lasker hatte noch Etwas, was dem Helden des Vereinigten Landtags völlig fehlte, — die Einheit des Thema's in seinen Reden, den idealen Schwung, der sie beseelte, und die idealistische Färbung seiner Anträge.

Bismarck nahm den Gewinn der Lasker'schen Competenz-Erweiterungen mit Wohlgefallen hin, soweit sie ihm dazu dienten, die Einheit des norddeutschen Bundes und dann des deutschen Reichs in volkswirtkschaftlichen und bürgerlichen Verhältnissen zu befördern. Aber wenn die Anträge dieses parlamentarischen Combattanten den Geist des Roggenbach'schen Liberalismus athmeten oder durch die Forderung eines verantwortlichen Ministeriums die Souveränetät der im Bundesrath vertretenen Einzelstaaten antasteten, dann brauste er auf und kamen die Scenen, die er mit Achselzucken oder mit der simpeln Verweisung auf die thatsächlichen Verhältnisse leicht hätte vermeiden können. Die meisten der parlamentarischen Krisen, Frictionen und Auftritte sind durch die Lasker'sche Ideologie herbeigeführt worden.

Die richtigste Charakteristik seines Helfers und Störenfrieds gab der Kanzler, als derselbe ihm auf dem Gebiet der Steuer-

frage, in der Sitzung des norddeutschen Reichstags vom 21. Mai 1869, statt des verlangten Brotes einen Stein gegeben hatte. Er schilderte die hinreissende, aber gefährliche und für die Lenkung des Staatsruders übel angebrachte Macht des Rednertalents; er verglich diese Macht mit derjenigen der Musik und Improvisation, nur wollte er die Herrschaft des dichterischen Improvisators über Sprache und Gedanken wie über die Gemüther der parlamentarischen Zuhörer noch nicht als den Beweis der Staatskunst anerkennen.

Indessen hat diese musikalische und poetische Begabung Lasker's, der Erfolg, den der Improvisator in der Einübung seiner Partei und Zeitung zu gleicher künstlerischer Stimmung davontrug, dem leitenden Staatsmann doch auch manche angenehme Stimmung bereitet und, wenn er die Scenerie der äussersten Kunstleistung, kurz vor dem Zusammenbruch der Partei und ihres oratorischen Führers als ein uninteressirter Zuschauer mit Seelenruhe hätte geniessen können, so würde er sie als das Non plus ultra der Improvisation mit seinem Beifall belohnt haben.

Als die Römer ihren parlamentarischen Conflict zwischen Volksrecht und Alleinherrschaft auf den Schlachtfeldern erledigt hatten, übernahmen Horaz, Virgil und Ovid des Geschäft der Poesie und feierten den Sieger. Dem Mächtigen dagegen, der sich die ungetheilte Last der Execution auflud, blieb es überlassen, wie er mit den Nachzuckungen des Conflicts in der Mitte der versammelten Väter fertig würde.

Hundert Jahre lang sah man diesem Läuterungsprocess mit starrem Staunen zu. Nach seiner Beendigung trat an die Stelle der Arbeitstheilung die Vermischung der Geschäfte: — die Poesie zog in den Senat, das gereinigte Parlament ein. Jetzt entzückt Plinius die versammelten Väter mit der poetischen Prosa seines Panegyrikus auf Trajan, den Begründer der neuen Ära, und verräth uns in der Rührung dieses Vortrags, dass der Senat seine unschuldigen Berathungen öfters mit einem Chorgesang zu Ehren des Gebieters unterbrach.

Dem gesteigerten Geschmack unserer Zeit will aber diese Verbindung der Amtsarbeit und der poetischen Verherrlichung der Macht noch nicht genügen. Nicht zufrieden mit der Vermischung der Poesie und Prosa, — beschäftigt mit dem Zusammenwerfen der besonderen Kunstformen für das Kunstwerk

der Zukunft, hat sie es verstanden, auch die strenge Hantirung der Politik mit den Reizen der Dichtkunst auszustatten. Jener kindliche Übergang von der geschäftlichen Debatte zum Canon und Chorgesang war ihrer Combinationskraft noch zu gering. Mitten aus der politischen Verhandlung wollte sie den Sprudel der Poesie hervorbrechen sehen; selbst die Schmerzenslaute des Conflicts sollten gleich einer musikalischen Coloratur und mit der getragenen Würde eines Arioso dahinfliessen.

Obwohl frühere Leistungen Lasker's in diesem Zwittergenre nicht zu verachten sind, waren doch die Arien, die er in den Schluss der zweiten und dritten Reichstagsberathung des Tarifgesetzes, am 9. und 12. Juli 1879 einlegte, das Meisterwerk der Gattung. Er trug sie in dem Augenblicke vor, wo in ernsten Trauerspielen die Bühne sich mit Leichen bedeckt; es war wie in einer italienischen Oper, wo die Primadonna, indem sie die tödtliche Wunde empfängt, ihrem brechenden Herzen in einem Bravourstück noch einmal Luft macht.

Seit den aufregenden Percy-Auftritten des constituirenden Reichstags im Frühjahr 1867 waren die National-Liberalen Opfer und Meister dieser Kunstgattung. Den Kanzler schwärmerisch verehren und ihn vorwärts treiben, ihm dienen und immer neue Ideale zeigen, brachte ihnen Gewinn und strenge Verweise; der Mächtige seinerseits brauchte und zügelte sie, hätschelte und fuhr sie auch mit rauhen Worten an, drückte sie an's Herz und an die Wand.

Die leitenden Wendungen zu jenen Lasker'schen Arien der Julitage waren von langer Hand her in der National-Zeitung vorbereitet worden. Die Noth war dringend in jenem verhängnissvollen Augenblick, wo der Kanzler im Laufe der Reichstagsdebatte über das Socialistengesetz (vom 9. October 1878) den National-Liberalen nach dem Zank der vorhergehenden Tage das gefährliche Bild entrollte, wie sie mit den beiden conservativen Gruppen zu einer „festen, sich gegenseitig in allen Theilen trauenden Phalanx zusammenwachsen.“ Um die ausschliessliche Ehe mit dem Kanzler war es geschehen und es kam nur noch darauf an, neben den beiden andern Gruppen, die sich der Mächtige vermählt, der alten Matrone eine Art von Vorzugsrecht zu sichern. Bennigsen beeilte sich, in der Sitzung des 9. October den neuen Ehecontract zu retouchiren, schmuggelte in denselben die volle Gleichberechtigung der

liberalen und conservativen Parteien ein und malte sie mit grellen Farben zur „vollen Selbstständigkeit“ der Gruppen aus. Und wiederum Tags darauf, am 12. October, brachte die National-Zeitung als Leitartikel ein Hochzeitscarmen und feierte die Probe, welche die im Laufe eines Jahrzehnts „geschmiedete“ Verbindung zwischen Reichskanzler und National-Liberalen bestanden hatte. Auch wollte und konnte sie nichts dagegen haben, dass der Kanzler sich dazu noch die conservativen Parteien anschmiedet, nur sollte nach Bennigsen's Deutung des Ehepactes „der Weg zu den Conservativen doch immer über den Fürsten Bismarck führen.“

Die Stichworte dieses Gedichts erinnern an jene amerikanische Art von Ehe, wonach sich der Mann eine beliebige Auswahl von Genossinnen anschmieden oder ansiegeln lässt und die Auserkorenen nur durch die Ansiegelung an denselben Herrn eine eheliche Phalanx werden.

Als aber nun der Abgeordnete Richter in der Sitzung vom 14. October diese poetische Deutung der Bennigsen'schen Rede Angesichts der strengen Hausdisciplin des Eheherrn optimistisch und den Leitartikel der National-Zeitung einen überschwenglichen Dithyrambus nannte, ward das Blatt doch etwas irre. Es ging in sich, fühlte, dass die Zeit für Liebeslieder vorbei sei und wechselte das poetische Gewand. Es nannte sich nun den Chor der antiken Tragödie und wollte nach Art dieses alten Wächters des göttlichen Rechts, dem sie eine bis dahin unbekannte Blasirtheit und Gleichgültigkeit gegen den Hader der Bühnenhelden zuschrieb, sich darauf beschränken, die freisinnige Bevölkerung nur von der Thatsache des Bundes zwischen Kanzler und nationalliberaler Partei zu unterhalten. Die Partei und ihr Blatt hatten die Lust und die Kraft dazu verloren, das Ehe- und Hausgeheimniss auch nur zu erwägen und zu besprechen.

Während diese innere Öde und Blasirtheit die Partei zermürbte, kündigte sich bei Gelegenheit der Tariffrage eine neue Gefahr an. Eine durch Freundschaftsdienste und Freundschafts-Erwiderungen noch nicht ausgenutzte Gruppe, das Centrum, zeigte sich geneigt dazu, sich neben den conservativen Compagnieen dem Mächtigen „anschmieden“ zu lassen, also auch die Führung, die den geschwächten Kräften der Nationalliberalen entglitt, zu übernehmen. Jetzt blieb der National-Zeitung nur noch das Trauergewand der Elegie übrig und Young's und

Hölty's Jammertöne durchzogen ihre Leitartikel. Zwar vermischt mit Drohungen, wie sie z. B. im Osterartikel den verwegenen Olympier, der „nicht zufrieden damit, die Loose zu schütteln, in die Reihe der Kämpfenden eintritt," mit der Aussicht schrecken will, dass der Exstirpation des nationalen Gehirns „die Aushöhlung des staatlichen Gedankens" folgen müsse. Im Himmelfahrts-Artikel (vom 22. Mai 1879), wo Alles in der Politik „grau und aschenfarbig ist," bleibt selbst Männern, „die im politischen Kampf erstarkt sind," nur der tröstende Gedanke übrig, dass sie ihre Hände in Unschuld waschen können und nur „Fürst Bismarck allein mit dem gemeinsamen Ziel gebrochen hat." Die Abendnummer von dem 24., wo mit Sicherheit die Erhebung eines Centrums-Mitglieds auf den erledigten Stuhl des Vicepräsidenten zu erwarten war, gibt den Abgeordneten zu bedenken, dass „die Herabnahme der nationalliberalen Fahne von ihrem geheiligten Posten des Reichstags alle europäischen Nationen mit ernsten Betrachtungen erfüllen werde;" trotz aller Proben, welche das Blatt von der Kraft seiner Illusionen gegeben hat, ist es kaum noch anzunehmen, dass es noch an einen Erfolg dieser Drohung glaubte.

Die Klagen Lasker's in seiner Rede vom 9. Juli 1879 sind aus dem Schmerzbeutel der National-Zeitung genommen; neu sind höchstens die Wallungen der Eifersucht, welche die „Anschmiedung" des Centrums gesteigert hat, und die kühne Schilderung des Hausherrn als eine Art von parlamentarischem Zugvogel und Schmetterling.

Das Lied ist alt, — alt aber auch die ganze Geschichte und der Schmerz, welchen die Partei unter der drückenden Wucht des Meisters empfindet.

Der Schrecken jener Scene, als er am 29. März 1867 in der Positur des Shakespear'schen Percy den Ruf nach Redefreiheit der Abgeordneten mit der Vorlesung jenes Kammerherrn über Schusswunden vor dem kampfesmüden Ritter verglich, liegt ihnen noch in den Gliedern.

Noch lebt in ihnen der Eindruck des Invaliden von Königgrätz, den er ihnen am 11. März 1867 anführte und fragte, ob es ihn für den Verlust seiner Glieder trösten würde, wenn er erführe, dass die Herren Deputirten das Budgetrecht des preussischen Landtags gerettet hätten.

Seit dem März des Jahres 1867 stehen diese Erscheinungen

wie aus Erz gegossen da und versteinern noch jetzt die Parlamente. Keinem der Männer, die seither ihr Herz in Dithyramben und Elegieen erleichtert haben, fiel es in jenen Schreckenstagen des constituirenden Reichstags von 1867 ein, die Frage zu erörtern, ob es überhaupt ein Königgrätz sammt jenem Invaliden hätte geben können, wenn nicht Bennigsen und seine anderweitigen Genossen in den Mittel- und Kleinstaaten das Werk der „Untergrabung" getrieben, im Nationalverein die Arbeit der Gothaer fortgesetzt und die Auseinandersetzung eines von Preussen geeinigten Deutschlands mit Österreich zur Tagesfrage erhoben hätten. Wäre Bennigsen nicht 1860 als gefeierter Orator des Nationalvereins in Berlin eingezogen, so würde er nicht auf dem norddeutschen Reichstage von 1867 seine Triumphe geerntet haben. Ohne den Sturm der süddeutschen Kammern auf den Bundestag, ohne den Schwur zur deutschen Fahne auf dem Hambacher Schlossberg am 27. Mai 1832, ohne die Überraschung der Frankfurter Stadtwache am 3. April 1833 hätte der Bundestag noch lange in Frankfurt wirken können. Die „Signalschüsse" der dreissiger Jahre leiteten den Donner von Königgrätz ein.

Deutsche Forschung und Wissenschaft ist zwar mit den Vertretern des neuen Deutschlands in keine nahe Berührung gekommen, das Reich, für welches sie arbeiteten, hat weitere Grenzen als die Völker, die bei Königgrätz fochten, aber ohne ihre Erweiterung des allgemeinen Seelen-Horizonts wäre selbst dieser engere Kampf nicht möglich gewesen.

Bennigsen war zu bescheiden, als er seine Mühen und Arbeiten für die Zukunft jenem Königgrätzer Invaliden nicht zur Antwort entgegenhielt, und die nationalliberale Partei bewies im officiellen Stillschweigen über ihre Vorgänger eine muthlose Undankbarkeit.

Ihr Gedächtniss hat im Gedränge ihrer Tagesarbeit überhaupt gelitten. Als Lasker mit seiner Arie vom 9. Juli vom irdischen Element Abschied nahm und aus der Höhe, wie er sich ausdrückte, vor dem ganzen deutschen Volke Zeugniss ablegte, dachte er nicht daran, dass seine Partei mit dem eisernen Militäretat nur die Vorstufe zu dem eisernen Bestand der Reichseinnahme, nach dem jetzigen Tarifgesetz, gelegt und somit die Ausserdienstsetzung des Reichstags eingeleitet hatte.

Schlimm für seine Partei, dass sein Abschied von dieser Welt nur ein verzweifelter Streich der Eifersucht war, — aber auch schlimm für die Welt, dass er in seiner zweiten Arie, vom

12. Juli, auf ein baldiges Zerwürfniss zwischen dem Kanzler und dem neuen Gespons, dem Centrum, rechnete und der mächtige Gebieter selbst, am 9. Juli, die Hoffnung aussprach, er würde seine früheren Kampfgenossen doch wohl wieder zu ihm zurückkehren sehen! Demnach hätten wir also Aussicht dazu, dass das Liebes- und Zwistduett wieder von vorn anfangen, und das Wetter der politischen Welt auch noch fernerhin von dem stärkererem oder geringerem Druck jener altbekannten Spannung zwischen Kanzler und Nationalliberalen abhängen würde.

Stören wir aber nicht sofort die Hoffnung der National-Zeitung auf ein glückliches Auferstehen, lassen wir ihr den Trost, dass ihre Leidensgeschichte sich doch einmal wiederholen könne, und bewundern wir noch, wie ihr grosses Herz nicht nur für die intimsten persönlichen Angelegenheiten, sondern auch für die prosaischsten und nüchternsten Dinge Raum hat.

Immer aber arbeitet sie mit dem tiefsten Gefühl. Die Leidenschaft, mit der sie z. B. im Jahre 1876 die sächsischen Partikularisten verfolgt, beweist eine Gluth des Hasses, die dem Feuer ihrer sonstigen Liebe vollkommen entspricht. Wenn sie Verderben und Vernichtung droht, glaubt man die Königin der Nacht in der Zauberflöte zu hören. Die Läppereien aber, um die es sich handelt, machen sie zu einer Schlosswärterin, die von der herrschaftlichen Burg zu den Hintersassen läuft, in alle Töpfe guckt, die Nägel an den Wänden prüft und über Aufstand gegen die Schlossordnung zetert.

Mit der süssesten theilnehmendsten Lyrik accompagnirte sie dagegen den Verlauf der „Orient-Dinge“. Am 10. März 1877 z. B. „wird Europa nicht müde, immer und immer wieder die Taube hinauszusenden und zu spähen, ob sie wiederkehrt oder nicht, ob sie das Oelblatt des Friedens heimbringt oder dasselbe immer noch nicht hat auffinden können.“ Am 13. März sind „die diplomatischen Muskeln noch nicht erlahmt, noch spürt man in der Diplomatie, dass der Flug der grossen Tagesfrage seinen höchsten Punkt überschritten oder eine abwärtsgehende Richtung eingeschlagen hätte.“ Am 25. März „fliesst mit epischer Breite der Roman des Orients dahin. Auf und nieder wogen die Ereignisse, die Wünsche, die Hoffnungen, aber die Katastrophe will nicht kommen.“

Und diese von Europa ausgesandte Taube, — diese diplomatischen Muskeln, — dieser in Fluss befindliche Roman des

Orients, — Alles das ist in Einer Person der General Ignatieff. Der reisende und in jener Zeit allerwärts gegenwärtige Diplomat hatte unsern Parlamentariern die Vortheile eines Nothgesetzes abgesehen und auf seinem Ausflug glücklich ein Nothprotokoll zu Stande gebracht, dem er den Stempel des Ungenügens so kräftig aufgedrückt, dass seine unvermeidliche Verwerfung durch die Pforte Russland die Gelegenheit geben musste, im Manifest vom 24. April 1877 „selbständig für die Ehre Russlands einzutreten."

Lasker's Arie vom 9. Juli war in der That ein Lied des Abschieds von dieser Welt und darum sollte auch des Reichskanzlers Weissagung, dass er seine alten Waffengefährten bald wieder an seiner Seite sehen würde, in Erfüllung gehen, denn die Partei konnte nach den Schmerzensschreien jenes Tages nicht darauf rechnen, dass das Publikum sich ewig an ihrem Liebes- und Ehejammer erbauen werde.

Sie hätte es längst gern gesehen, wenn einer der Ihrigen auf die Ministerbank berufen würde, aber Lasker stand der Erfüllung dieses Wunsches im Wege. Die Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit, mit der er nach den Gefechten bei der ersten und zweiten Lesung einer Ministervorlage im dritten und entscheidenden Augenblick den Degen senkte, sprach zwar für sein praktisches Geschick, während das Feuer seines idealen Anlaufs in den beiden ersten Aufzügen eines parlamentarischen Spectakelstücks bewies, auf welcher Seite seine Seele stand. Seine leitende und dominirende Kraft, mit der er im ersten und zweiten Treffen die Partei an seine Seite kettete, erlaubte es nicht, ihn für den Fall, dass ein Ministerportefeuille winkte, zu übersehen, oder seinen Widerspruch gegen die Bedingung, die an die Berufung eines Parteigenossen auf den Ministersessel geknüpft wurde, gering zu schätzen. Die Varziner Verhandlungen mit Bennigsen um die Weihnachtszeit von 1878 blieben daher erfolglos, weil eine Ministerpromotion ohne Lasker unmöglich und sein Widerspruch gegen das Tabaksmonopol, dieses Heilmittel für die Deficitsleiden, gewiss und für jetzt noch unbezwinglich sei. Ein geflügeltes Wort des Reichskanzlers, dass Lasker dem Bennigsen die Suppe versalzen habe, soll nach den Zeitungsberichten noch stärker gelautet haben.

Die Lösung dieser Schwierigkeit lieferte endlich die bittre Thatsache, dass das Personal der Partei allmählig zusammen-

schmolz. Die 150 Genossen, welche die Wahlen zur zweiten Periode des deutschen Reichstags zusammenbrachten, zerbröckelten in den folgenden Wahlen auf 86. Die gewerbliche Noth und der allgemeine Vermögensverfall machte das Bürgerthum gegen ideale Grundsätze gleichgültig; am wenigsten war man dazu geneigt, noch fernerhin sich für den Liebeszwist zwischen dem Kanzler und seinem nationalliberalen Gespons zu erwärmen, und die Abneigung der Wähler gegen eine grundsätzliche Opposition liess Lasker bei den letzten Wahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus sogar fallen. Jetzt sah Bennigsen seine Zeit gekommen; nach seinem Varziner Missgeschick verstimmt und zum Rückzug entschlossen, stellte er sich zur Wahl und als siegreicher Vertreter einer „praktischen" Politik nahm er die Leitung der Partei in Besitz.

Das einzig historisch Richtige in dem Schreiben, mit welchem Lasker den Meininger Wählern (in der Mitte des März 1880) seinen nun nothwendig gewordenen Austritt aus der nationalliberalen Fraction des Reichstags anzeigt, ist die Motivirung dieses Schritts durch den „andern Sinn, der in die Leitung derselben gelangt ist", und durch ihr sichtbares Streben, „die Bildung einer klerikal-conservativen Mehrheit durch eine liberal-conservative zu verhindern." Er vergisst aber, dass die Partei von Anfang an schon unter seiner Leitung denselben conservativen Ausgang aus den Collisionen und Frictionen mit der Regierung immer gefunden hatte, und seine Klage über die Last, welche die Wirthschafts- und Steuerpolitik der Regierung den „untern Erwerbsklassen" aufgelegt habe, kann nur dürftig genannt werden, nachdem er selbst durch seine eifrige Mitwirkung für den eisernen Militäretat die steigende Anspannung der Steuerkraft nothwendig gemacht hatte.

Mit seiner Lyrik und musikalischen Virtuosität ist es nun vorbei und er selbst kann sich aus der Ferne an dem, für das Publikum sehr uninteressanten Schauspiel ergötzen, wie Bennigsen's Suppe durch die Ersatzmänner, die mit ihm in Dienstbarkeit wetteifern, immer noch versalzen werden mag.

XXIV.

Minister Hobrecht und Coccejus Nerva, Kanzler des Tiberius.

Die Armuth der neuen Ära an produktiver Kraft zeigt sich nicht nur in den Gebieten des bürgerlichen Gewerbes, der Wissenschaft und in dem reissend schnellen Verfall der Parteien und der wenigen Talente, mit denen sie wirthschaftete, sondern auch in der Regulirung der Steuererhebung. Sie hat trotz des Deficits welches ihr bereits in den Tagen des norddeutschen Bundes entgegengähnte, keine einzige Leistung im Fach der Steuergesetzgebung aufzuweisen.

Die Überweisung der wenigen Mark, welche die Einzelstaaten an Spielkarten-Stempelsteuer von ihren Angehörigen erhoben, an das Reich ist die einzige That, deren sie sich rühmen kann. Nur die Einnahmen aus dem französischen Krieg konnten den Ausfall der Mittel für die Deckung der Reichsbedürfnisse nothdürftig verstecken, dann half man sich mit Anleihen, Veräusserung von Dominialbesitz oder das preussische Abgeordnetenhaus führte eine idyllische Familienscene auf, wenn die Opposition den finanziellen Hausvater an kleine Reste des früheren aus dem Auslande bezogenen Reichthums in dem Versteck irgend eines Faches seines eisernen Schrankes erinnerte. Ein selbstzufriedenes Lächeln der Opposition über ihre Spürkraft, des Finanzministers Camphausen über seinen verborgenen Reichthum half für einen Augenblick über die Noth der Lage hinweg. Ein Steuergesetz, welches auf der Berechnung der Volkskraft beruhte, aus dem Leben des Verkehrs und aus der Übertragung der Werthe schöpfte, auf einem Ausgleich zwischen den Interessen des Staats und der Gemeinde, zwischen Grundbesitz und Gewerbe beruhte, wurde niemals ernstlich versucht.

Bismarck selbst glaubte in den indirecten Steuern den sichersten und nie versiegenden Schatz für die Erhaltung seiner Schöpfung gefunden zu haben, und entwickelte in den Verhandlungen des norddeutschen Reichstags vom 26. April bis zum 22. Mai 1869 das Programm seiner ganzen Finanzgebahrung. „Genussmittel, die massenhaft genug verbraucht werden, um

einen finanziellen Ertrag zu geben, und die sich Einer augenblicklich einmal versagen kann, wenn ihm seine Cassenfonds dieselben nicht zugänglich machen, sind ihm die Grundlage einer Steuer in dem heutigen civilisirten Staat.“ Er zählte sofort einen Theil dieser für das neue Reich so nützlichen Gegenstände auf: Bier, Branntwein, Tabak, Thee, Kaffee, und nahm auch, als sein Finanzminister für die Besteuerung dieser Genussmittel die Rechnung hinhielt, die damalige Bezeichnung der langen Liste als eines Platzregens oder Bouquets mit einem sauern Lächeln hin, aber weder das Bouquet, noch einzelne Blumen des Strausses fanden damals Beifall, noch wollte es ihm bis in die neuere Zeit gelingen, für einzelne Zierden des von der Heydt'schen Bouquets bei den späteren Gesetzgebungen Abnehmer zu finden.

In einer jener Maireden des norddeutschen Bundes wies er zwar darauf hin, dass er die Absichten der Mehrheit des Reichstags bei ihrem Widerstreben gegen den Kauf sehr wohl kenne: für sie sei die Bewilligung eine Machtfrage; für den Dienst, den sie der Regierung leiste, wolle sie von dieser auch einen Dienst, — die Steuerfrage sei für sie eine Machtfrage; sie wolle den Daumen auf dem Beutel, also die Macht und die Finanzkontrolle haben. Aber, fügt er hinzu, „ist es wirklich nöthig, ist es nützlich, dass Sie mehr Macht haben, als Sie jetzt besitzen, ist es dem Volke und dem Lande nützlich?“

An der Machtfrage scheiterte damals, scheiterte auch später unter der Verfassung des deutschen Reichs jeder Versuch der Steuergesetzgebung.

Dann erst, als die Angst der Industrie und der Landwirthschaft vor der Concurrenz des Auslandes ihm erlaubten, durch einen Grenzzoll sich grössere Finanzeinnahmen zu verschaffen und in dieses Bouquet auch reine Finanzzölle wie auf den Tabak einzufügen, schien das Räthsel der vorhergehenden zwölf Jahre gelöst zu sein. Allein Ruhe und das Gefühl der inneren Sicherheit war damit noch nicht in die lange gequälten Gemüther eingekehrt. Grenzzoll und Finanzzoll gaben noch kein auf die innere Leistungskraft gegründetes Steuersystem. Von dem leitenden Staatsmann ausdrücklich als Kampfzölle empfohlen, waren sie je nach dem Wechsel der politischen Conjuncturen und der Beziehungen zu den Nachbarstaaten der Veränderung ausgesetzt und konnten sie sich, sobald das deutsche Bürgerthum seinen Glauben an die Wohlthaten der Grenzsperre als eine Täuschung

erkannte, keine Dauer versprechen. Die Zukunft blieb unsicher wie vorher; es lastete auf den Gemüthern ein durchsichtiges Geheimniss, nur wollte man davon nicht sprechen.

Ein öffentliches Geheimniss, welches über einer politischen Situation schwebt, kann weltbekannt sein und gleichwohl wird das lösende Wort, zur rechten Zeit, im Augenblick der grössten Spannung und in hoher entscheidender Stellung gesprochen, nicht verfehlen Eindruck zu machen. Es wird sogar einen epochemachenden Abschnitt bezeichnen, und der Geschichte angehören.

Die folgenden Zeilen werden zwei solcher Erklärungen über einen beängstigenden Alp besprechen; beide gehören der Zeit an, in welcher ein neues Reich mit den Schwierigkeiten seiner Organisation zu kämpfen hatte, und die Frage seines Fortbestandes an der Tagesordnung war. Die eine traf das schwärmerische Zukunftsbild, welches der leitende Staatsmann von der finanziellen Bereicherung des deutschen Reichs entworfen hatte; die andere malte die Verzweiflung, mit welcher der einzige Minister des römischen Imperators die Schöpfung der Cäsaren betrachtete und die Hoffnung auf eine Schlichtung des innern Zwiespalts als ein Traumbild schwinden liess. Der preussische Finanzminister, der Vertreter der Gegenwart in dieser Parallele, trat am Regierungstisch des deutschen Reichstags der geflügelten Phantasie des Kanzlers frank und frei entgegen und pflanzte gegen dessen glänzende Ausstattung der Reichsidee offen die prosaische Fahne des preussischen Partikularismus auf. Der römische Minister verschloss zwar seine Erklärung der Lage in seiner Brust und nahm sie mit in den Tod, welchen er aus freiem Entschluss gewählt hatte; aber seinem Herrn, der am Lager des Sterbenden denselben um sein Bleiben und um ein einziges erklärendes Wort beschwor, war dies Schweigen des Dieners beredter als jede Auseinandersetzung.

Das deutsche Reich wird in der Zeichnung des Fürsten Kanzlers (nach seiner Reichstagsrede vom 2. Mai 1879) vom Zuge der Liebe zusammengehalten. Die Theilnahme der Bürger für die finanzielle Blüthe des Ganzen erleichtert und versüsst jedem Einzelnen die Entsagung auf eigenen Genuss und auf die flotte Ausfuhr seiner Waaren und Fabrikate nach dem Ausland. Während er sich einschränkt, erhebt sich sein Herz bei dem Anblick der Goldströme, die in Folge des Tarifgesetzes zur

Ernährung des Reichs herbeiströmen und auch noch, nach der Deckung des Defizits der Einzelstaaten, denselben etwas übrig lassen, um den Gemeinden die vom Staat bezogenen Antheile an den direkten Steuern wie an der Klassensteuer zuzuweisen oder ganz zu erlassen. Dort hingegen wo Coccejus Nerva aus den Conflicten des Tages sich in die schweigsame Nacht des Todes flüchtete, waltete das strenge Scepter der Gerechtigkeit und er selbst hatte neun Jahre hindurch dem Cäsar zur Seite gestanden und ihm geholfen, den Stolz der alten Privilegien an die neue Gleichberechtigung der Reichsangehörigen zu gewöhnen oder die starren Herzen, wenn sie sich nicht fügen wollten, zu brechen.

Ehe der frühere Oberbürgermeister von Berlin seinen städtischen Posten mit dem Sitz vor dem Schach- und Zählbrett des preussischen Finanzministers vertauschte, waren eine Reihe von Namen, die in den letzten Jahren unserer neuesten heimischen Ära gefeiert wurden, erloschen; ihre Träger waren alle krank geworden und begründeten ihr Gesuch um Entlassung mit dem Verfall ihres Gesundheitszustandes. Nur Hobrecht verhielt sich während seiner zwar nur kurzen, aber aufregenden und wenig genussreichen Amtsthätigeit bei voller Leibeskraft, und sein Rücktritt war von keiner Klage über Zerrüttung seines Befindens begleitet.

Delbrück wurde im Frühsommer des Jahres 1876 krank, Camphausen im Frühjahr 1878 bedenklich leidend. Das Gewitter der letzten Tage kündigte sich damals an. Der Präsident des Reichskanzleramts, ein nützlicher Anwalt der Regierung, wenn es galt, einen eisernen Militäretat durchzubringen oder mit Zusätzen zu beschweren, ein gewandter Berechner des Vortheils, welchen Gemeinwesen und Private aus dem unbeschränkten Güteraustausch ziehen können, kam aus dem Concept, als das preussische Abgeordnetenhaus mit der Idee des Ankaufs der Eisenbahnen durch das Reich befasst wurde. Zugleich hörte man davon, dass der Reichskanzler zum Schutzzoll neige und inmitten der Calamität und gedrückten Lage aller industriellen Völker das Heil des deutschen Reichs in der Verwandlung zu einem geschlossenen Handelsstaat erblicke. Camphausen wurde aus dem Irrthum erweckt, dass er in der Milliardenzeit einen reichen Staat geschaffen habe und bekam dann zu hören, dass es neben seiner leichten Kunst, mit den

Resten jenes Segens ein permanentes Defizit zu verdecken, ein verarmendes Volk gebe.

Hobrecht begab sich als ein „Mann ohne Vorurtheil" in das Gewitter, welchem sein Vorgänger auswich, und schloss sich der Idee des leitenden Staatsmanns an, das Reich mit einem neuen Goldstrom anzufrischen und dabei zugleich die Einzelstaaten und ihre Gemeinden zu bereichern. Und er kam aus dem Gewitter heil und gesund zurück.

Frei von den Vorurtheilen der Parteien, litt er auch nicht an der Verstimmung, an welcher bei dem allmähligen Heraufziehen des Gewitters die nationalliberalen Kreise krankten. Forckenbeck ermahnte seine Freunde, Ende des Juli 1877 in der Ansprache an einen Breslauer Verein, zum „Stillstand", um dem Volke für das Einleben in die neuen Verhältnisse Zeit zu lassen und die allgemeine Stimmung für die „Revision und Correctur einer übereilten Arbeit" vorzubereiten. Die „Nationalliberale Correspondenz" vom 8. Dezember 1877 klagte über die allgemeine Verstimmung, die auch das Abgeordnetenhaus ergriffen und seine „Lust und Freudigkeit und Fähigkeit zu produciren gelähmt habe." Und gleichzeitig fand jene „politische Correspondenz", das Organ der höheren Regionen in den drei Kaiserreichen des Ostens, „die Verstimmung der nationalliberalen Partei insofern erklärlich, als die preussische Regierung an der Hand der praktischen Erfahrung sich genöthigt sehe, dem Lauf der überstürzten Reformgesetzgebung der letzten Jahre ein langsameres Tempo zu geben."

Im Gegentheil hatte Hobrecht neben der Betheiligung an der Tarifreform noch Zeit und Muth dazu, die Budgetkommission des preussischen Abgeordnetenhauses, am 21. Januar 1879, mit dem Zugeständniss einer Quotisirung der Einnahmen zu erfreuen. Jeder andere, weniger vorurtheilslose Beamte hätte die genügsame Freude, mit welcher die Nationalliberalen dieses Geschenk begrüssten, dazu benutzt, das Füllhorn seiner Gaben zu schliessen. Er verschmähte es aber, sich an dem Triumph zu weiden, dass die Nationalliberalen z. B. die „Nationalzeitung" vom 25. Januar seine Bedingungen unterschrieben und weder auf dem Namen der Quotisirung bestanden, noch eine gesetzliche Ordnung derselben verlangten. Vielmehr liess es ihm keine Ruhe, bis er dem Abgeordnetenhause selbst, am 14. Februar, auf Grund einer Kabinetsordre und im Namen der Staatsregierung die Zusicherung

geben konnte, dass für den Fall eines disponiblen Zuflusses aus Reichseinnahmen derselbe zur Verminderung der Klassen- und Einkommensteuer verwandt und ein Gesetzentwurf über die Quotisirung derselben dem Hause vorgelegt werden solle.

Und dennoch liess dieser muthige Arbeiter sein Amt im Stich, denn sein Auftreten gegen das Zukunftsbild des Reichskanzlers kann nicht anders denn als sein freiwilliger Rücktritt gedeutet werden.

Sein Vorgänger Camphausen war in der Sitzung des Reichstags vom 23. Januar 1878 schon krank und klammerte sich gleichwohl, unter zärtlichem Gefühlsaustausch mit dem leitenden Staatsmann an seinen Ministersessel. Man debattirte gerade über die Tabakssteuer und mit Erlaubniss des Reichskanzlers holte er eine Denkschrift vom Februar 1877 aus der Tasche, welche das Gerücht von seiner persönlichen Eingenommenheit gegen das Tabaksmonopol widerlegte. Thränen standen in den Augen des Finanzmannes, während ihm der Fürst gerührt nach seinem Vortrage die Hand drückte.

Frohen Muths erklärte dagegen Hobrecht dem Reichskanzler den Krieg. Hatte der Fürst am 2. Mai ausdrücklich hervorgehoben, dass sein ideales Ziel von ihm allein und ohne Vereinbarung mit dem preussischen Staatsministerium oder mit dem preussischen Finanzminister entworfen sei, so erwiderte der letztere Tags darauf, dass er auch in der That den vom Kanzler gezogenen Wechsel auf die umfassendsten Steuererlasse nicht acceptiren könne. Hobrecht wartete nicht einmal bis auf den in seiner Rede vom 3. Mai gestellten Termin, wo die vom Tarifgesetz erwartete Summe sich einfinden und mit der vom Kanzler verheissenen Steuerreform messen würde. Schon vor dieser thatsächlichen Kritik der fürstlichen „Zukunftsmusik" verzweifelte er daran, dass die Überschüsse der neuen Reichssteuern auch nur für seine mässige Herabminderung der preussischen Klassen- und Einkommensteuer ausreichen würden. Dazu eröffnete sich ihm noch eine Reihe düsterer Aussichten auf die Übel, die ihm als Folgen des fürstlichen Zukunftsdrangs unvermeidlich schienen.

Es ging ihm genau so wie jenem Kanzler des römischen Imperators, nur dass sein Ende heiterer und zufriedener war als der Schlussakt des cäsarischen Staatsmanns.

Coccejus Nerva, der Grossvater jenes gleichnamigen,

milden und civilen Kaisers, stammte aus einer Familie, die sich nach Kreta verpflanzt hatte und, aus der stillen, von den hauptstädtischen Zerwürfnissen verschonten Provinz nach Rom zurückgekehrt, unter Augustus zum Amtsadel aufgestiegen war. Er selbst hatte das Consulat verwaltet, als er (im Jahre 24 n. Chr.) Oberpfleger der römischen Wasserwerke ward, — ein Amt, welches die Kaiser nur den bewährtesten Feldherren und Staatsmännern anvertrauten.

Tacitus, sonst schwarzsichtig für die persönlichen Schwächen der kaiserlichen Diener, Grübler und Dichter, wenn es gilt, sie wegen selbstischer Motive der Missachtung preiszugeben, hat an ihm keine Handhabe für ein Wort des Tadels gefunden. Er sagt von ihm nur (Annal. 6, 26), dass er ein unwandelbarer und der Person des Fürsten immer nahe stehender Freund des Tiberius und gründlicher Kenner alles göttlichen und menschlichen Rechts war. Der Kaiser schätzte ihn hoch und erkannte in ihm den Mann, der ihm in der Consolidirung des Reichs gegen die Nachwehen der Bürgerkriege zur Seite stehen könne. So ward er Kanzler oder vielmehr alleiniger Minister und seine Rathschläge leiteten den Fürsten in der Lösung der grossen Katastrophen, in denen die feindlichen Vertreter des julischen Hauses und die Regungen der alten Geschlechter die Reichsordnung erschütterten. Er allein folgte auch dem Kaiser, als dieser (26 n. Chr.) sich auf dem Felseneiland Capri der persönlichen Berührung mit dem unruhigen Adel entzog.

Bis zum Jahr 33 beobachteten Fürst und Kanzler von jener einsamen Warte aus das Hin- und Herwogen der hauptstädtischen Elemente und die langsame, abwartende Natur des Ersteren ward von dem ruhigen Abwägen des Rathgebers unterstützt. Bald jedoch, nachdem Agrippina, der Rachegeist des julischen Hauses durch ihre Unruhe selbst ihren Sturz vollendet hatte, fasste Nerva, im Besitz einer ungeschwächten Körperkraft und bei unversehrtem Glücksstande, den Entschluss, durch Enthaltung von Speise und Trank aus dem Leben zu scheiden. Als Tiberius das erfuhr, wich er kaum von seinem Lager. Vergebens fragte er nach der Ursache dieses Entschlusses; vergebens bat er ihn, von dem Vorhaben abzustehen; endlich stellte er ihm vor, es würde drückend für sein Gewissen, eine schwere Gefahr für seinen Ruhm sein, wenn der nächste seiner Freunde, ohne allen Grund zum Sterben, sich dem Tod in die Arme

werfe. Der Kanzler liess sich durch die Bitten des Fürsten, der, zu jener Zeit 73 Jahre alt, gebeugt vom Alter, vor seinem Lager sass, nicht rühren und wehrte jede Erörterung ab.

Tacitus sagt, Männer, die seine Gedanken kannten, hätten behauptet, je näher er den Leiden des Gemeinwesens stand, umsomehr habe er, von Ingrimm (ira) und Furcht bewogen, während Leben und Ruhe noch unversehrt waren, mit Anstand enden wollen.

Die Gewährsmänner des Annalisten sind jedoch ebenso unzuverlässig wie er selbst, wenn er sich mit eigenen Mitteln auf dem Felde des historischen Pragmatismus versucht. Vor der Furcht bewahrte den Kanzler sein Gewissen. Und Ingrimm gegen sein Geschäft oder gegen die Lage des Reichs, welche ihm das Amt des obersten, rechtlichen Regulators aufgeladen hatte, — wie hätte er dieser Empfindung zugänglich sein können? Im Namen alles göttlichen und moralischen Rechts hatte er das Amt übernommen und die damit verbundenen Pflichten erfüllt. Er hatte das neue allgemeine Recht der Reichsangehörigen vom Ufer des Atlantischen Oceans bis zum Euphrat, von Friesland bis zu den Quellen des Nil gegen die Adelskaste des alten Rom vertheidigt. Im Interesse dieser hohen Aufgabe hatte er dem Kaiser beigestanden, die Provinzen der Ausbeutung durch die Erben der alten Eroberer und Plünderer zu entziehen, er hatte den Staatsschatz den Gesuchen der herabgekommenen Verschwender um eine neue Ausstattung zu senatorischem Glanze entrückt. Neben der allgemeinen Freiheit und Sicherheit hatte er endlich die Ruhe des Reichs gegen die Umtriebe der müssigen Aristokratie und gegen ihre Lust zur Erneuerung der Bürgerkriege bewacht.

Aber, (und daher kam sein Entschluss, mit Anstand abzuscheiden), nach jeder Befestigung der Reichs-Ordnung sah er neue Störungen kommen und die Nothwendigkeit von wiederholten Schlichtungen, die ebensowenig wie frühere Friedenswerke einen dauerhaften Zustand versprachen. Das Endlose dieser Aussicht bewog ihn, im Tode endlich die gewisse Ruhe zu suchen. Cato starb, weil er seine Standesehre nicht dem Dictator Cäsar opfern wollte, — Coccejus Nerva, weil er an der friedlichen Gestaltung des Reichs unter den Nachwirkungen des alten Standesgeistes verzweifelte. Milde und Civilität konnten erst sein Enkel und dessen Nachfolger bis auf Marc Aurel üben,

als die ständischen Streiter von den Nachfolgern des Tiberius zermürbt waren.

So war es auch das Endlose der Aussicht auf die Verlegenheiten und Qualen der Zukunft, was Hobrecht bestimmte, das Zählbrett des Finanzministers wieder zurückzugeben. Die Zahlen wuchsen ihm auf dieser Schiefertafel ins Unberechenbare. Seinem Unglauben an einen genügenden Ertrag des Zolltarifs entsprang die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Tabaksmonopols und von der Überführung der Eisenbahnen in die Verwaltung und den Besitz des Reichs. Neben der Wucht der Armeecorps, zu denen die Reichsbeamten der Zollstuben, Monopole und Eisenbahnen anwuchsen, thürmten sich die Steuern auf, welche die Zinsen für die Milliarden der Ankaufssummen decken mussten. Muthig und als der Mann ohne Vorurtheil ins Amt getreten, verzweifelte er sowohl am Ertrag der zukünftigen Reichsanstalten, wie an der Leistungsfähigkeit der Reichsangehörigen zu jener Verzinsung, und so von düstern Zukunftsbildern umgeben, zog er es vor, wie jener cäsarische Staatsmann, wenn nicht zu sterben, doch „sine ira et metu" von dem trostlosen Posten zu scheiden.

Allein er liess sich doch dazu verleiten, als sein eigener Epigone wieder an die Öffentlichkeit zu treten. Eine kurze Herbstreise, die er nach seinem Rücktritt unternahm, führte ihn zu seinem Damaskus. Er glaubte jetzt an die zukünftige Verwendung der Überschüsse aus den Zollerträgen nach Deckung der Reichsbedürfnisse für einen Erlass der Klassen- und Einkommensteuer in den Einzelstaaten, — glaubte auch, dass die Entlastung der Einzelstaaten von ihren Matrikularbeiträgen die Überweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Gemeinden möglich machen werde. Nachdem ihn, den alten Römer, wie seinen Urkönig, den Romulus, der Volkstumult einer Breslauer Wahlversammlung (im October 1879) in den Olymp, das heisst in den Götterkreis des preussischen Abgeordnetenhauses emporgehoben hatte, trat er in der Sitzung desselben vom 17. Februar 1880 als Bekenner seines Glaubens auf. Es wurde über die Verwendung der aus dem Ertrage der Reichssteuern an Preussen zu überweisenden Geldsummen verhandelt. Der Stolz seines Lebens stand auf dem Spiel. Das von ihm im Anfang des vorhergehenden Jahres im Sinn der Quotisirung in die directen Steuern gebrachte mobile Element, die Theilnahme des Landtags

an der Festsetzung des Steuerquotums, das Bewusstsein des Steuerzahlers von dem Zusammenhang der allgemeinen Wirthschaftslage mit einem augenblicklichen Erlasse, — alles das ging verloren, wenn diese Erlasse nicht nach dem Antrag der Commission durch den Staatshaushalt festgestellt, sondern erst den Ausgleichungsberechnungen der Regierung (nach deren Gesetzvorlage) im nächsten Jahre überlassen würden. Er berief sich ausdrücklich auf das ihm von der Regierung im vorhergehenden Jahr gegebene Versprechen, auf die „Vereinbarung“ dieser Zeit. Allein die Erklärung des Regierungscommissärs, dass der Wortlaut der Cabinetsordre vom 14. Februar 1879 die Deutung des damaligen Finanzministers nicht nothwendig fordere und dass die Regierung alle in jener Vereinbarung geleisteten Bürgschaften geben konnte, ohne dem Landtage ein neues Steuerbewilligungsrecht einzuräumen, machten auf unsern Römer den tiefsten Eindruck. Er versicherte, dass seine Äusserungen zu den aus ihnen gezogenen Consequenzen keinen Anlass geben konnten, wollte auch das Recht zu einer authentischen Interpretation für sich nicht beansprucht haben. Dem Commissär der Regierung, dem Generalsteuerdirector Burghart machte er endlich das Compliment, dass derselbe nach seiner ganzen Vergangenheit berufen und befähigt sei, über den Sinn der damaligen Erklärungen Auskunft zu geben, und seinen eignen Rückzug deckte er mit der Versicherung, dass zwischen seinen eignen Ausführungen und denjenigen dieses Kenners kein principieller Gegensatz stattfinde.

So zehrt die neue Ära Jeden, der in sie eintritt, zum Schatten aus und der frühere Consul Berlin's war unwiderruflich Bürger dieses Schattenreichs, als er zu glauben anfing.

XXV.

Treitschke und Victor Hugo.

Weder den Freunden des deutschen Einheitlers und seines neuesten Werks, der „deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert,“ noch den Verehrern des französischen Dichters wird ein besonderer Gefallen geschehen, wenn sie aus obiger Überschrift erfahren, dass beide Grössen vor den Augen der

Leser die Revue passiren sollen. Sie werden einstimmig und mit demselben gekränkten Stolz im Namen ihrer Meister gegen das Attentat einer solchen Zusammenstellung Einspruch erheben. Den Ersteren wird es anstössig sein, dass deutsche Biederkeit und nationale Strammheit mit dem Weltbürgersinn des Galliers in Verbindung gebracht werden; die Andern halten den Vergleich eines Dichters von notorischem Gedanken- und Formenreichthum mit einem Historiker ohne namhafte Originalität in Auffassung und Gestaltung überhaupt für unmöglich.

Ich werde zunächst den Unwillen beider unzufriedenen Gruppen etwas besänftigen und für mein Gleichniss nicht den anmaassenden Anspruch erheben, dass es überhaupt nicht hinke. Eine Parallele kann auch stattfinden, wenn die eine Seite mit der andern nur in einem Punkte zusammentrifft. Freilich muss das ein Lebenspunkt sein und mit einem solchen werde ich mich auch in der zweiten Hälfte dieses Aufsatzes beschäftigen. Aber neben dieser intimen Annäherung können zahlreiche Berührungen und Stösse stattfinden, die dann allerdings zu Zwiespalt führen werden; dazu bleibt in vorliegendem Fall sogar die Möglichkeit übrig, dass der Franzose über geübtere Truppen gebietet und den andern Gewappneten umzingelt und niederwirft.

Die Freunde Victor Hugo's werde ich aber von vornherein versöhnen, wenn ich ihnen zugestehe, dass einzelnen seiner Gedichte wie z. B. seinen Versen vom Wurm, der den Schöpfungen des Weltalls überlegen ist, seiner Schilderung des Pan, der, in den Götterkreis des Olymp eingetreten, sich zum All-Eins der Natur erweitert, auch der Naivität seiner Kinderlieder die neuere deutsche Litteratur kaum etwas nur entfernt Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Einzelne seiner prosaischen Werke, wie der dem Schauspieler Lemaitre, bei dessen Begräbnisse gewidmete Nachruf mit der kurzen Schilderung von dessen künstlerischer Persönlichkeit und seiner Erfassung und Darstellung des „König-Volks“ stehen in ihrer Art einzig da. Möge man es uns daher, ohne Anstoss zu nehmen, erlauben, den grossen Abstand zwischen dem Deutschen und dem Franzosen selbst in den Augenblicken zu schildern, wo die Form ihrer Darstellung sich einander zu nähern scheint.

Ja, die Beiden sind gewaltig von einander unterschieden, obwohl der Strom ihrer Suade mit gleicher unaufhaltbarer Kraft daher fährt: — während uns der Deutsche ermattet und sehr

bald öde lässt, regt uns der Gallier auf, scheut sich auch nicht uns aufzubringen und zurückzustossen und wird uns am Ende immer gewinnen und fesseln.

Beide lieben den Gang ihrer Sätze mit Zinken- und Trommellärm zu befeuern, — Schlachten machen ihnen Freude, wenn sie auch nur der Franzose zu schildern versteht. Letzterer ist jedoch darin einzig, dass er uns aus dem Getöse wieder zu beruhigendem Sinnen geleitet, indessen der Deutsche immer von dem Unglück verfolgt wird, dass ihm die Diplomaten das Werk seines Säbels verderben.

Der Sturzbach der Phrasen und hohen Worte, mit dem uns der Franzose überfüllt, entzückt mit den Silberblicken, die uns im Katarakt die Bilder der Zukunft zeigen. Eine scheinbar zerfahrene Vielheit und Mannigfaltigkeit jagt er an uns vorüber und allmählig blickt etwas Ganzes, — ein Volk, die Menschheit aus den sprühenden Funken heraus. Der Deutsche hört inmitten seiner aufgeblähten Worte und Phrasen nicht auf, den Verdriesslichen zu spielen und die Welt anzuklagen, die ihm niemals recht thun will.

Die Gestalten des Franzosen sind fest und streng gegliedert und aus ihrer irdischen Masse erheben sich die Regungen der Liebe, Theilnahme und Sympathie. Im Lärm der Zinken und Trommeln spricht das Mitleid für die Gefallenen sein Wort und bewährt sich die Liebe als Erbarmen gegen die Gefangenen. Der Deutsche rächt sich sogar an den Kampfgenossen, den Mitarbeitern an der Befreiung, ja, den Vorgängern in dem löblichen Werk der Erhebung, England, Russland, Österreich, mit Vorwürfen für die Unthat, dass sie ihm die Taschen nicht zum Platzen vollgestopft haben.

Wenn Victor Hugo das Revolutionsjahr „93" schildert und sich im Zwiespalt der Blauen und Weissen, der Chouans der Vendée und der Pariser Terroristen bewegt, so stellt er in seiner Theilnahme für alle Schattirungen der Parteifarben die Einigkeit und Harmonie jener erhabenen Zukunft dar, in der sich die feindlichen Brüder erkennen und umarmen. In seinem „Schreckensjahr" („l'année terrible," dem Pariser Prüfungsjahr 1871) rechnet er ganz Frankreich zu den Mitschuldigen, welche die Heimsuchung der Hauptstadt (in der Commune) herbeigeführt haben. In Allem, was er studirt, schildert und charakterisirt, sieht er nur die Hindernisse, die sich immer höheren Einigungen des

Menschengeschlechts entgegenstellen, und indem er sie malt, lässt er sie sich als Mittel für diese Einigungen auflösen.

Unser Norddeutscher kommt dagegen im Getöse seines Buchs aus der Verdriesslichkeit über den verstockten Sinn der Welt nicht heraus. Ebenso hartherzig als widerhistorisch ist seine Wiederholung der Häusser'schen und Sybel'schen Litanei gegen Österreich, mag es nun bei der polnischen oder deutschen Theilung neben Preussen als Mitbewerber oder als entscheidender Factor in der Aufrichtung des deutschen Bundes auftreten. Die viermaligen Erhebungen des Kaiserstaats zur Vertheidigung des deutschen Reichs begleitet der Jünger des Gothaerthums mit Gehässigkeiten gegen die leitenden Männer der Kaiserstadt. Jene kaiserlichen Aufrufe nach dem Rastadter Congress, die, wenn sie auch die Herzen der damaligen verkümmerten Reichsfürsten nicht zu entzünden vormochten, noch jetzt in einem Deutschen Sympathie erwecken, rühren ihm von „Lohnschreibern her, die den herausfordernden Ton Ferdinandeischen Hochmuths“ wieder einmal anschlugen. Im Jahre 1808 war es die „enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz, die für einen überschwenglichen Stein'schen Entwurf zur plötzlichen Erhebung der deutschen Mächte keinen Sinn hatte,“ und Österreich erhob sich doch 1809 mit einer für Napoleon sehr fühlbaren Kraft, die noch jetzt in der deutschen Erinnerung erweckend wirkt.

Kaiser Franz ist und bleibt auch 1813 der „verlogene Biedermann,“ — sein Minister Metternich „der Adonis der Salons und der vielgewandte Meister aller kleinen Mittel und Schliche,“ und Beide trugen es vielmehr im Frühsommer jenes Jahres Preussen nicht nach, dass Österreich von ihm 1805 und 1809 in Stich gelassen war; Beide waren bereit, gegen Napoleon zu kämpfen, und führten als Vermittler und Unterhändler die Angelegenheit zur Klarheit und Entscheidung.

Victor Hugo ist so grosssinnig, dass er auch den Gegnern seiner Nation Gerechtigkeit wiederfahren lässt. Sein Gemälde von der Schlacht bei Waterloo, in dem später zu besprechenden Roman, wie die Willenskraft Bonaparte's und seiner Getreuen mit der moralischen Concentration Wellington's und dessen heroischen Gefolges ringt, kann sogar erhaben genannt werden, und doch liegt der Schlag, der aus dem Ringen dieser schweren Wolken auf Frankreich fuhr, ihm wie seiner Nation noch in den

Gliedern. Der edle Norddeutsche kann dagegen Preussens Verbündete nicht nennen, ohne ihnen die gesuchtesten Streiche zu versetzen; England, Russland, Österreich haben bei diesem modernen Homer ihr stehendes und schmückendes Beiwort; uns fehlt jedoch der Raum, um diese Gehässigkeiten zusammenzustellen.

Der patriotische Declamator hätte auch von dem französischen Sänger Manches über den Einzug der Revolution lernen können, die schon damals ihren Marsch antrat, als der Rückzug der Alliirten aus der Champagne 1792 die Wege nach Deutschland öffnete. Beim Poeten konnte er das ärmliche Stümpfchen Licht, mit dem er sich von der deutschen Theilung der napoleonischen Zeit an bis zur Gegenwart zurecht zu tasten sucht, etwas anfachen. Gentz'ens bekannte Ausführungen über die absolutistische Nivellirung in den deutschen Schöpfungen des Luneviller Friedens genügen nicht mehr nach den Erfahrungen unserer Tage. Die früheren Klagen der Reaction über das Schwinden der ständischen Corporationen in den Fürstenthümern der Jahre 1803 und 1805 machen auf die abgehärtete Haut der Gegenwart keinen Eindruck. Treitschke's Wiederholungen dieser veralteten Wendungen können so wenig als Mittel der Geschichtsschreibung gelten wie seine Erneuerung der alten Klagen über „Meilen- und Saatenschacher, welfische Habgier nach Quadratmeilen" und Arithmetik der Arrondirungen. Ein naives Geständniss über die Methode der Hardenberg'schen Gesetzgebung nach den Jenaer Tagen ist von ihm selbst nicht einmal zur Orientirung über die Neugestaltung Deutschlands benutzt worden. Während bei ihm Preussen inmitten des Anschwemmens von Länderstücken eine Insel der Seligen bleibt, kann er endlich nicht umhin, zu erzählen, dass Hardenberg nach 1806 seine Verwaltungsentwürfe dem Königreich Westphalen, Jerome's Musterstaat, für die Übertragung der französischen Conventsgesetze auf deutsche Verhältnisse entlehnte. Aber nach diesem flüchtigen Lichtblick steht er wieder in dichter Finsterniss, und als die Protokollisirung der süddeutschen Mittelstaaten im Laufe der zwanziger und dreissiger Jahre erfolgte, kann er sich Preussens Unterschriften unter dies angeblich rein österreichische Werk nur aus der zarten Rücksicht des Berliner Cabinets auf den „theuren Bundesgenossen" erklären. Preussen schwieg auch aus Edelmuth, als jene Protokolle übel wirkten, machte aus

seiner Unschuld ein Geheimniss und theilte aus Schonung für Österreich die Verantwortlichkeit für dessen „Sünden.“

Die Theilnahme unsers historischen Nachtwandlers für die protokollisirten Süddeutschen lässt sein Stümpfchen wieder etwas aufsprühen und er bemerkt, dass in dem Brausen, welches Österreich und Preussen bei denselben dämpfen wollten, der „leidenschaftliche Hass der freiesten, edelsten Männer gegen den künstlichen Particularismus“ sich regte. Sofort aber verglimmt ihm wieder der sprühende Docht und er bemerkt nicht, dass Preussen ein Doppelwesen war, — nicht nur ein Gross-, sondern auch ein particularer, aus Bruchstücken der deutschen Theilung zusammengesetzter und wie die Kleinen und Mittleren des Südens seit Hardenberg mit dem Nachlass des französischen Convents gestärkter Staat. Diese Doppelnatur Preussens musste er vor Allem kennen, dann brauchte er sich nur noch bei Victor Hugo die Leuchte für die Wege der Convents-Grundsätze zu holen und endlich hätte er gut daran gethan, wenn er sich in der Schule des alten Griechenlands darüber unterrichtete, dass die Kleinstaaten mit ihren zusammengepressten Kämpfen immer die ersten Sitze der Neuerung und Revolution sind. Nach diesen Studien würde er es begreiflich gefunden haben, dass Preussen als Grossstaat sich mit Österreich gegen die Unruhigen des deutschen Südens verband, dann aber, da es als particularer Territorialstaat doch auch sich als freies, edles Wesen fühlte und wie die kleinen Südlichen gleichfalls „freieste, edelste Männer“ in seinem Schoosse barg, über seine Grenzen, nach Königgrätz, getrieben wurde.

Nun können wir zu jenem Lebenspunkte übergehen, wo die Parallele zwischen dem Franzosen und dem Neudeutschen derber und dauerhafter ist. Diese schwache Seite bietet Victor Hugo in seinem Roman vom „Elend“ (les misérables). Hier huldigt der Dichter dem Chauvinismus und sucht nach Trostgründen für die Thatsache, dass es mit der grossen Weltpolitik Frankreichs nach aussen hin ein Ende hat. Wie Napoleon auf der Rückkehr von Moskau, tief in Pelzwerk versteckt, bei seinem Geschäftsträger in Warschau mit den Worten eintrat: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt,“ so gesteht jetzt der Dichter, dass das Abenteuer, die Welt zu romanisiren, für immer von der Weltbühne verwiesen ist. Victor Hugo concentrirte sich daher später auf den Fernblick in die

Friedenszukunft der Menschheit und auf die Vorarbeiten seiner Nation für dieses tausendjährige Reich der Humanität; jener Roman bildet den Übergang zu dieser höheren Leistung. In ihm nimmt er vom Bonapartismus Abschied, malt ihn im Augenblick, wo seine militärische Rüstung gebrochen und Frankreich frei wird, noch einmal zauberisch aus und schmückt ihn wie ein Opfer, das zum Heil der Welt hingegeben wird.

Die Umwendung der Dinge bei Waterloo ist nicht nur eine Episode des Gedichts, bildet vielmehr den Grundaccord der Symphonie, zu welcher die Seelenstimmungen der handelnden und unterliegenden Romanhelden zusammenklingen. Sie liefert die Stimmungsfarbe des grossen Gemäldes und wiederholt sich im Teint der einzelnen Personen; nach der Charaktermaske Bonaparte's sind die „Elenden", die Heroen der Aufopferung und Willenskraft geformt; — das Ganze ist eine Variation des Ereignisses von Mont St. Jean. Cambronne's Wort („merde"), mit dem er die angebliche Aufforderung an die Garde, sich zu ergeben, beantwortet haben soll, wird als der mächtigste Protest gegen die Gewaltacte der Geschichte geschildert; der Freiknabe der Strasse (der Gamin), der ewige Cambronne, ist der eigentliche Sieger von Waterloo und speit dem Erfolg der Thatsachen in's Gesicht, Frankreich hat in seinem glänzenden Sturz, welcher den Lärm der Trommel zum Schweigen brachte, Europa die Quinterne der Friedensära zugeworfen.

Unser deutscher Chauvin trat mit seinem Geschichtsbuch gerade zur rechten Zeit auf, denn der Chauvinismus eröffnet seine Bude für Wunderkuren erst dann, wenn sein nationales Ideal erbleicht und verwittert. Während Treitschke die „neue Ära" feiert, fahren ihre Elemente, auch im Reichstag, knarrend auseinander; dem Goldregen der ersten siebziger Jahre ist Knapphans in der Reichs- und Hauswirthschaft gefolgt; die Hilflosigkeit und Verzweiflung der Massen hat die Verbrechen vermehrt.

Nach unserer obigen Darstellung ist es erklärlich, dass der diesseitige Chauvin für Zukunftsgebilde, wie sie der Franzose schafft, keine Ader besitzt. Nur die kleinlichste Schwäche, zu der sich einmal Victor Hugo in seinem „Elends"-Roman vom Chauvinismus hinreissen liess, findet beim Deutschen ihr Gegenbild. Wir meinen des Dichters Übereilung und Billigung des Wohlgefallens, welches der royalistische Grossonkel des passiven

Helden vom Elends-Roman an der „ausgesuchtesten Unverschämtheit“ fand, mit welcher der soeben erst gerettete Ludwig XVIII. den Besuch eines seiner Retter, des Grafen von Ruppin (d. h. des Königs von Preussen) aufnahm. „Könige, die nicht Könige von Frankreich sind, sagte jener Royalist, sind Provinzialkönige.“ Und Victor Hugo vergass sich so weit, in dieser Unverschämtheit eines Geretteten „einen Witzfunken vom alten Schlage“ zu finden.

Unser Historiker treibt diese Unverschämtheit in's Grosse. Kaiser, Könige, Völker, die doch auch für die Befreiung Deutschlands gekämpft haben, sind in seinen Augen Wesen, die der Zufall, wie er sich über die Leistung Österreichs vom Jahr 1813 ausdrückt, auf die grosse Bühne gebracht hat. Die Völker Österreichs lässt er nach der Erhebung vom Jahr 1809 „in Blut und Koth versinken und dem Leben der deutschen Nation noch unzugänglicher als je zuvor gegenüber stehen.“ Für ihn existirt also nicht jene reiche Biographieen- und Memoiren-Litteratur, die uns entzückende Bilder von der hohen Bildung, deutschen Gütigkeit und Menschenfreundlichkeit der Wiener edlen Kreise während der Jahrzehnte vor und nach dem Jahr 1800 entrollen. Er kennt nicht den Zusammenhang, welcher die Vollender der deutschen Musik mit diesen Kreisen verband, weiss auch Nichts davon, dass das Metternich'sche Regime durch den Mann glänzend illustrirt wird, dessen Genius durch die Einführung des Humors in das Drama unter den Deutschen einzig dasteht. Es war Ferdinand Raymund.

Möge der Bewunderer Berlins, ehe er im fernerem Verlauf seiner Arbeit wieder über deutsche Kulturstätten so absprechend urtheilt, sich die Resultate der Zählung von 1871, der letzten, über die wir einen eingehenden Bericht besitzen, sich genau ansehen und er wird finden, dass der Zuzug zu den 360,101 in der Hauptstadt Geborenen, ebenso wie vor dem Jahr 1866 aus der alten Bezugsquelle, dem halb-slavischen Oder- und Elbgebiet kam, denn Hamburg und Nordalbingien hatten ihre spröde Stellung behauptet, und die Gebiete des Rheins und der Donau nicht an Gravitation gewonnen. Zu den 393,616 nicht in Berlin geborenen, sondern aus den alten Provinzen der Monarchie zugezogenen Einwohnern lieferten Schlesien mit seinem slavischen Niederschlesien 64,946, Preussen mit seinem halbpolnischen Westpreussen 32,095, Posen endlich 29,217 Einwohner, so dass zu

dem alten slavischen nationalen Untergrund der Bevölkerungen von Pommern und der Mark Brandenburg und deren Beiträgen zur Bevölkerung der Hauptstadt, jene drei Provinzen Berlin beständig mit einer Anfrischung des slavischen Bluts versorgten.

Zahlreiche Ergötzlichkeiten des Treitschke'schen Buchs beweisen, dass es aus Universitätsvorträgen hervorgegangen ist. Zu den Lustigkeiten, mit denen Professoren um die lachende Zustimmung ihrer Zuhörer buhlen, gehören z. B. der „märkische Bauernspott über die französischen Katzköppe“ (d. h. die Chasseurs der Rheincampagne von 1793 und 1794), — der Spott der Bayern, als sie sich 1805 jubelnd mit Napoleon's Armee vereinigen liessen, über die „kaiserlichen (österreichischen) Kostbeutel“, — „die verfluchten französischen Aasvögel“, welche beim Einzug Tettenborn's in Hamburg (im März 1813) das dortige Volk von den Mauern riss. Welcher Decadence müssen aber die Universitätskreise verfallen sein, wenn neben Treitschke'schen Ernsthaftigkeiten auch noch solche „Delicen und Amönitäten“ geboten werden können!

Lustiges Ergötzen an dem Spott früherer Generationen über die Gegner Preussens, Hochmuth gegen den französischen Widersacher wie gegen die eigenen Bundesgenossen und einförmige Bewunderung der Einzigkeit, in der ihm Macht und Wachsthum Preussens erscheint, — das sind die Empfindungen, mit welchen unser Geschichtsschreiber die wechselnden Bilder seit der ersten Berührung der deutschen Mächte mit der französischen Revolution bis zu den Arbeiten des Wiener Congresses begleitet. Nur mit dem erhabenen Gegensatz Preussens gegen Österreich, Russland und die deutschen Mittelstaaten beschäftigt, sieht er nicht den Grund der Veränderung, die mit allen diesen Theilnehmern an dem Kampf eines Vierteljahrhunderts vorgeht, — wie sie sich Alle mit den Kräften der endlich auf französischem Boden bezwungenen Revolution erfüllen und als militärisch, finanziell und administrativ centralisirte Mächte zu einem spätern Streit unter einander heranwachsen. Was er an den Nebenbuhlern Preussens hasst und verfolgt, ist ihre Erstarkung und Vorbereitung zu dem Streit über die Frage, wer das Centrum sein soll, um welches sich die Kinder der Revolution und die gegen einander neidischen Geschwister zu bewegen haben.

Nur oberflächlich erwähnt er hin und wieder einmal die deutsche Philosophie, ohne zu ahnen, dass in ihren alge-

braischen Gleichungen die harte Schaale sich ausbildet, in welcher der Kern, die deutsche Kritik, ihre letzte Reife gewinnt. Daher war er auch im Stande, in seinem früheren, kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Werke, die „Zehn Jahre deutscher Kämpfe von 1865 bis 1874" zu beschreiben, ohne der neueren Kritik zu gedenken. Bei ihm erscheint die „neue Ära" mit ihrem Aufräumen unter den Ordnungen und Instituten der Vergangenheit ohne den Befreier, der die Kerker des Alten gebrochen und die Mysterien der Völker als Schöpfungen und Thaten des Selbstbewusstseins erklärt hat. Seine neue Ära tritt somit als eine Reihe zufälliger Erscheinungen ohne den tragenden und treibenden geistigen Boden auf und ist ein Bildniss ohne Seele. Allerdings sind die von ihm bewunderten Werke der neuen Ära flüchtige, von ihren Urhebern unaufhörlich revidirte Entwürfe, der Culturkampf z. B., an dem er sich mit kräftigem Poltern selbst betheiligt hat, ein Fehlgriff; aber selbst dieses oft übereilte Eingreifen in eine Menge sonst hochverehrter Institute wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die Kritik unter den Alterthümern der früheren Verehrung aufgeräumt hätte. Wenn unser Einheitler die Wege der Kritik seit ihrem Ausgang von England, Holland und Frankreich bis zur Gegenwart verfolgt hätte, so würde er den Versuchen der neuen Ära die gerechte Theilnahme haben widmen können, aber auch die Missgriffe derselben und den unausbleiblichen Zerfall erkannt haben, aus welchem die befreiende Seele sich zu neuen Thaten zusammenfasst. Unbekannt mit dem Ursprung seiner Ära hat er als Geschichtsschreiber auch keine Ahnung von der Zukunft, die sich im Verfall seines angestammten Ideals ihre Bahn bricht.

Für eine neue Auflage seiner Schriften möchten wir ihm aber noch das Studium der Werke Friedrich Nietzsche's empfehlen. Dieser deutsche Montaigne, Pascal und Diderot wird ihm in das Geschichtsleben, in die Charaktere der Völker und in die Seele der alten und neuen Litteraturen Blicke eröffnen, die ihn über die Beengtheit seiner particularistischen Ekstasen erheben könnten. Möge er z. B. mit der Schrift des genannten Denkers über „David Strauss den Bekenner und den Schriftsteller" den Anfang machen. Vielleicht wird er durch die schönen Erörterungen Nietzsche's über die auch von Strauss getheilte Anbetung des Erfolges und über den „Irrthum der öffentlichen Meinung, dass (nicht nur die Armee, sondern) auch die

deutsche Cultur (im Krieg des Jahres 1870) gesiegt habe", an seiner eignen Befangenheit irre und ahnet er etwas von der Wahrheit des Nietzsche'schen Satzes, jener Irrthum sei „im Stande, den Sieg (der Waffen) in eine völlige Niederlage zu verwandeln: — in eine Niederlage, ja, Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des deutschen Reichs."

Möge er durch die ferneren Ausführungen Nietzsche's, dass von einem Siege der deutschen Cultur „aus den einfachsten Gründen nicht die Rede sein könne, weil (auch nach jenem Erfolg der militärischen Waffe) die französische Cultur fortbesteht wie vorher und wir von ihr abhängen wie vorher", sich zu einem gründlicheren Studium der nationalen Culturen anreizen lassen und für die Fortsetzung seiner historischen Arbeiten über das neue Deutschthum sich von einem seiner schädlichsten Irrthümer befreien.

XXVI.

Volkswirthschaftliche Einwirkung Nordamerika's auf das westliche Europa.

Der Westen unseres Festlandes, vom Atlantischen Ocean bis zu den russischen Grenzpfählen, bemerkte im Herbst des vorigen Jahres auf einmal, dass mit ihm eine grosse Veränderung vor sich gegangen war. Es war ihm, als ob der Boden unter den Füssen seiner Millionen von Ansässigen kleiner wurde; das Land schrumpfte ein und die Grenzen der einzelnen Staaten rückten näher an einander zusammen.

Man war damals in Folge eines allgemeinen Ernteausfalls von dem Elend einer Hungersnoth geängstigt und im Augenblick der dringendsten Gefahr lud Nordamerika den Reichthum seiner Ernte und Getreidespeicher in den westlichen Häfen unseres Welttheiles aus. Von dieser ausserordentlichen Entwicklung des überseeischen Ackerbaues hatte man im Publikum Nichts geahnt; man war überrascht und staunte noch mehr, als man hörte, dass Amerika das von Europa gelieferte Gold zur Erweiterung seiner inneren Kultur verwendete. Es kaufte die in England und in

den Rheinischen Bergwerksbezirken aufgehäuften Eisenvorräthe auf, war bei sich selbst zu Hause mit Errichtung von neuen Eisenwerken beschäftigt und legte sofort die Bahnen an, welche ihm den Zugang zu ferneren fruchtbaren Landstrichen öffnen und das Übergewicht in der Getreideproduktion über die alte Welt sichern sollten. Dazu hörte man, dass es die gleiche Arbeitskraft in der Industrie und im Fabrikwesen entwickelte und sich für die Concurrenz in diesen Fächern mit Europa stärkte.

Als die amerikanischen Retter aus der Noth in den europäischen Häfen eintrafen und das Abströmen des diesseitigen Goldes nach der neuen Welt begann, war man bei uns in Deutschland gerade damit beschäftigt, durch Schutzzölle und Erhöhung der Tarife das Volk glücklich zu machen, den Ackerbau zu heben und Gewerk und Industrie gegen die Gefahren der Concurrenz sicher zu stellen. Die überraschende amerikanische Intervention, dieses plötzliche Auftreten eines Deus ex machina hätte den Blick über den Fehlgriff jener legislativen Aushilfe zu den wachsenden internationalen Beziehungen hinauslenken müssen; allein die Erweiterung des Blicks reichte nur so weit, dass man die nächsten Nachbarn, die an demselben Leiden wie der deutsche Reichsbürger krankten und in der gleichen Absperrung die Heilung suchten, ins Auge fasste und in der Vereinigung aller dieser Patienten zu einem industriellen und schutzzöllnerischen Bunde das Heil der Zukunft erblickte.

Die deutschen Blätter brachten im October vorigen Jahres die Nachricht, dass ein umfassender Zollverein mit Inbegriff Frankreichs und der umliegenden kleineren Staaten für ganz Centraleuropa das goldene Zeitalter des Glücks und des Wohlstandes eröffnen solle. Man sprach schon von Unterhandlungen der Regierungen; das einzig Reelle und Gediegene an der Idee war aber nur das Gefühl und die Anerkennung, dass die anscheinend grossen Staaten des Festlandes in der That sehr klein geworden sind und anfangen einzuschwinden.

Abgesehen davon, dass sie trotz der Mahnung an die Verringerung ihres inneren Gehalts vom gegenseitigen Neid nicht ablassen können und sich mit Schutzzöllen untereinander bekriegen, werden sie von Jahr zu Jahr durch die Bedürfnisse einer stätig wachsenden Bevölkerung an den unzureichenden Umfang ihres eigenen Bodens erinnert. Kein Zoll kann sie aus der Abhängig-

keit vom amerikanischen Ackerbau herausziehen, höchstens wird eine vermehrte Erschwerung der fremden Zufuhr die Noth des inländischen Consumenten steigern. Es reicht hin, dass der Ertrag einer Getreidekammer wie Ungarns im Jahr 1879 wiederum zur Ausfuhr nicht auslangt oder sogar, wie in demselben Jahr, die Scheuern Russlands, welches bisher mit Amerika in der Versorgung des westlichen Europa concurrirte, nicht nach dem Ausland überfliessen, um die Lage unseres Welttheils in seiner ganzen Bedenklichkeit erscheinen zu lassen. Den Schrecken, dass ähnlich wie der Missernte des Jahres 1816 nach den napoleonischen Kriegen noch zwei Fehljahre folgten, Europa wieder einmal von einer mehrjährigen Noth heimgesucht werden kann, wollen wir nicht einmal citiren.

Die ernsteste Mahnung an das Schicksal unseres westlichen und centralen Continents liefert uns England, welches doch bisher den musterhaftesten Ackerbau aufzuweisen hatte. Auch vor dem Ernteausfall des vorigen Jahres war der dortige Landbau durch den billigen amerikanischen Getreideimport, zu welchem neben dem massenhaften Zufluss von Frucht- und Gemüse-Conserven noch die Fleischzufuhr kommt, in eine bedrängte Lage versetzt. Der letzte zehnjährige Census der Vereinigten Staaten wies noch eine bedenkliche Zusammendrängung der Einwohner nach den Städten und die Überfüllung der Industrie und der Handelscomptoire nach; aber die Elasticität der Bevölkerung half sich bald nach jenem Census durch die Wanderung nach dem fernen Westen und durch den Anbau eines jungfräulichen Bodens. Der Erfolg dieser Selbsthilfe zeigte sich in der wachsenden Zufuhr des amerikanischen Getreides in England und in der Herabdrückung der dortigen Preise. Obwohl demzufolge die Grossgrundbesitzer den Pachtpreis ermässigten, so blieben doch zahlreiche Farmen unbesetzt, und die Pächter zogen es vor, ihr Kapital über das Meer zu tragen und in dem Reiche, welches den Markt der alten Welt beherrscht, die Zahl der Landbauer zu vermehren. Während diese Auswanderer für ihre Erzeugnisse aus Europa die Mittel zum Wohlstand und Aufsteigen beziehen, sahen sich ihre früheren Pachtherren gezwungen, ihren fruchtbaren Boden in Weideland zu verwandeln, das Ackerland zu verkürzen und die fremde Concurrenz noch zu verstärken.

Dieselbe Schwungkraft, welche Amerika nach den Bürgerkriegen entwickelte, indem es zwischen seinen beiden Oceanen

über kaum erforschte wüste Landstrecken und über Schneegebirge eine Eisenbahn zog und der Unternehmungslust seiner eigenen Cultur-Pioniere neue Bahnen öffnete, zeigte es auch in der Anwendung des Goldstroms, der ihm seit dem vorigen Herbst für sein Getreide aus Europa zufloss, für neue Culturbauten. Es erweiterte sein Eisenbahnnetz und füllte es aus; für die künftige Versorgung Europa's mit Frucht, Fleisch und Korn errichtete es colossale Gebäude zur Concentration, Anhäufung und Versendung. Da ihm seine eigene Eisenproduktion für alle diese Grossbauten nicht ausreichte, nahm es England und unserm Festlande ihre übermässigen und ruhenden Vorräthe von Roheisen ab, bestellte zum Bau der neuen Bahnen und zum Ersatz der abgenutzten Schienen Stahlschienen, auch alte zum Umschmelzen. Die heimischen amerikanischen Eisenwerke waren mit Aufträgen so bestürmt, dass sie den Schutzzoll für Eiseneinfuhr nicht fürchteten, ausserdem hatte in der damaligen Hitze des Bedarfs die Unionsregierung zur Erleichterung des Imports den Eingangszoll für Stahlblöcke herabgesetzt. Die Preise stiegen in der alten Welt; in England und Deutschland wurden die ausgeblasenen Hochöfen wieder entflammt.

Als der Herr der neuen Welt baute, hatten die Arbeiter der alten zu thun.

Aber auch in der Hitze des jetzigen Eisenfiebers setzte Amerika seine Ausrüstung zum Wettkampf mit der alten Welt auf dem Gebiet der Industrie fort. Es wollte über die Drei, die im Lauf der letzten drei Jahrhunderte den Geschmack auf diesem Gebiet beherrscht hatten, den Sieg davon tragen.

In Bezug auf Hausgeräth, Kunsttischlerei, Verfertigung alles dessen, was zum grossen Ameublement gehört, besassen Nürnberg und Augsburg bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts das Monopol und die Führung im Geschmack. Seit der Zeit Ludwig XV. siegte jedoch in diesem Fach Frankreich, welches mit seinem leicht und zart gearbeiteten und in vollgeschweiften Formen ausgeführten Geräth einen neuen Geschmack verbreitete; über Frankreich kam dann die englische Arbeit empor, welche Simplicität zeigte und auf das Zweckmässige ausging. Nürnberg behauptete zwar immer noch den Ruhm der eigenen, fleissigen und genauen Arbeit und warf dazu noch den Vorzug der Wohlfeilheit ins Gewicht. Aber man hat auch, wie Nikolai in seiner trefflichen Reisebeschreibung erzählt, — also um das Jahr 1780,

— sehr wohl bemerkt, dass die Nürnbergischen Gewerke, nebst den dazu gehörigen Handgriffen, nur bis auf einen gewissen Punkt gebracht wurden und dabei stehen blieben. Es gab damals, wie sich Nikolai ausdrückt, kaum noch eine Stadt, wo so viel und so mancherlei Art von Industrie vereinigt und doch seit langer Zeit fast keine Veränderung der Fabrikation aufgekommen war. Den Contrast z. B. zwischen der Entwicklung und Beweglichkeit der Eisen- und Messingindustrie Birminghams und Nürnbergs fand man in dieser Beziehung auffallend.

Neuerlich mussten indessen England und Frankreich, die industriellen Sieger über Deutschland, plötzlich bemerken, dass auch über sie ein Gewappneter gekommen. Es ist Nord-Amerika. Bis jetzt wusste der deutsche Tischler und Bronceur, wenn er hörte, dass einer seiner Kunden nach Paris zu einer Ausstellung gereist war, er könne auf den Verlust eines Auftraggebers rechnen. Nun aber braucht der Kunde eines deutschen Meisters nicht erst nach New-York zu reisen, denn der Riese der neuen Welt beginnt schon, seine Gewerbs-Erzeugnisse auf den Markt unsrer alten Welt zu werfen; er fängt wie Birmingham mit dem Handlichen, Nützlichen, für den Hausgebrauch Zweckmässigen an und rüstet sich bereits dazu, es auch in dem feinen Geschmack mit Paris aufzunehmen. Nicht nur ein Mitglied der englischen Commission, welches 1876 die Ausstellung zu Philadelphia studirte, schrieb damals an die „Times“, dass Amerika, Dank seiner eignen Betriebsamkeit, Eisen- und Baumwollen-Fabrikate bald auf den englischen Markt werfen werde, sondern auch ein französischer Berichterstatter beklagt das „traurige Schauspiel“, welches ihm die Ausstellung der Quäkerstadt gegeben hat. Er sieht daselbst Luxusartikel, die bisher Frankreich eigen waren; „wir geben nicht mehr den Ton an,“ ruft er aus, „die Andern überholen uns“. „Man glaubte bisher in Frankreich, dass die Porzellan-Commissäre die amerikanischen Bestellungen Sachsen zuwenden; dem ist aber nicht so: die Amerikaner beziehen nicht mehr Porzellan aus Deutschland denn von uns; ihre Bestellungen haben abgenommen, weil sie selbst fabriciren und die Produktion zu vervollkommen suchen.“ Was den französischen Beobachter am meisten betrübte, war der Aufschwung, den selbst die Seiden-Fabrikation, das bisherige Monopol Frankreichs, in Amerika, zunächst mit Hülfe französischer Einwanderer, genommen hat.

In der That liefern die grossartigen Seidenfabriken in Connecticut, New-Jersey und Massachussets einen so vorzüglichen Stoff, dass sie jeden Import verdrängt haben und bereits exportiren. Die „Association der Seidenmanufacturisten der Vereinigten Staaten" verpflichtet sich in ihren Statuten, die reinsten Farben, die besten und stärksten Faden zu gebrauchen, den Glanz ihrer Zeuge nicht durch Mittel herzustellen, welche das Gewebe schädigen, und die Schwere des Stoffes nicht auf künstliche Weise durch Chemikalien, Mineralien oder Oele zu bewirken. Die Summe ihrer Politik ist „Honesty".

England, dessen Manufacturgrösse nicht weniger wie die Industrie unsers Continents durch das Wachsthum des überseeischen Riesen bedroht wird, ist trotzdem, dass in seinem Reich die Sonne nicht untergeht, von dem Gefühl des Einschwindens nicht verschont geblieben. Bernard de Mandeville, der englische, in Holland geborene Autor, verglich in den (1723 erschienenen) Erklärungen zu seiner „Bienen-Fabel" das schiffreiche Holland in seinem Verhältniss zu dem zugleich landbegüterten England mit einem Fuhrherrn, der, arm an Bodenbesitz und Ertrag, eine Menge Fuhrwerk hält und die Waaren der Welt hin und her kutschirt, während der Engländer als grosser Landlord in eigner Carosse fährt. Holland war damals, als Mandeville schrieb, zweimal unter der Last seiner Anstrengungen, Schulden, Abgaben und Steuern sehr leidend gewesen. Zuerst hatte es sich im achtzigjährigen Kampf mit Spanien erschöpft und bald darauf wieder seine Kräfte anspannen müssen, um die colossalen Flotten zum Kampf mit Cromwell und Karl II. aufzustellen. Seit der Seit Mandeville's fing der Handel seinen Rückzug aus dem mit Steuern und Abgaben beladenen Lande an und zogen Hamburg und Bremen einen Theil dieses Verkehrs in ihre Häfen. Jetzt ist für England die Zeit gekommen, wo es fühlt, dass sein Land- und Bodenreichthum der Ausbreitung seiner Colonieen und politischen Macht nicht mehr hinreichend entspricht, und aus der Anwandlung dieser Ahnung von der ungenügenden Grösse seiner Basis sind die Schwankungen seiner neueren Politik zu erklären.

Der Aufschwung, welcher seit dem Eisenbedarf Amerika's im Herbst des vorigen Jahres die Eisenwerke Englands und unsers Festlandes belebte, hat wieder nachgelassen, seitdem die Rührigkeit der eignen Etablissements zur Befriedigung der Be-

dürfnisse genügte. Im Anfang des April dieses Jahres fing die Panik am Eisenmarkt Glasgow's an und pflanzte sich auf die Börsen Deutschlands fort; damit war das Zeichen gegeben, dass das westliche Europa wieder auf seine eignen Kräfte und Verlegenheiten angewiesen war.

XXVII.

Das Haftpflichtgesetz und die Staatswerkstätten.

Die Reform des deutschen Gewerbes ist nun seit vierzig Jahren das Thema des bürgerlichen Gesprächs, der Zeitungen und eigens dem Interesse der Innungen gewidmeten Blätter und die Angelegenheit ist nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Nichts hindert die Mitglieder der Gewerke, sich zu Verbindungen, Vereinen, selbst Innungen zusammenzuthun, wenn sie nur nicht nach polizeilicher Gewalt über ihre engeren Genossen und andere Brüderschaften Anspruch erheben. Der Trieb der Selbsterhaltung nöthigt sie von selbst, ihr Geschäft dem fabrikmässigen Betrieb zu nähern; Arbeit, Fleiss und Gewissenhaftigkeit der Ausführung, welche vor Jahrhunderten das deutsche Handwerk auszeichneten, können immer auf Lohn und Anerkennung rechnen; aber man hörte Nichts von neuen Innungsverbänden, die sich von ihrem Zusammentritt befriedigt fühlten und zur Nachahmung ihres Schrittes anlocken könnten. Das Stichwort des Tages rollte unruhig weiter und machte durch Wahlversammlungen, christlich-sociale Vereine und durch die Verhandlungen zwischen den Trümmern der alten Innungen und den städtischen Magistraten die Runde, ohne zu einem Abschluss zu gelangen. Nur vor zwei grossen Erscheinungen verstummte es.

Die Kunde von dem Aufschwung Nordamerika's, wo der Pionnier mit Spaten und Pflug neue Gebiete der Cultur erwirbt und die Industrie sich zum Wettkampf mit der alten Welt rüstet, rührte die Leidtragenden der Innungen nicht; es war als ob dieses Ereigniss, welches den mächtigen Staaten des westlichen und centralen Europa's durch die Seele schnitt, das bürgerliche Gewerbe Nichts anginge.

Aber auch das gleichzeitige, näher liegende Ereigniss,

welches die Zukunft des Gewerbes und der Industrie bedrohte und beiden einen neuen Concurrenten bescheerte, die im December des vorigen Jahres begonnene Verstaatlichung der preussischen Eisenbahnen, rief die rhetorischen Vertheidiger der Innungen nicht in's Feld; nicht einmal in den Verhandlungen des preussischen Landtags wurde diese Bedeutung der Tagesordnung berührt.

Unter allgemeiner Stille der Betroffenen und Betheiligten nahm der Staat als der mächtigste Industrielle und Handwerker das grosse Erwerbsfeld in Besitz. Vor der Wucht, mit welcher der riesige Staatshammer auf den Ambos niederfiel, hörte man nichts von dem bescheidenen Hämmern des Handwerkers und vom Getöse der Industriewerkstätten.

Jede Centralisation hat in sich selbst eine so unaufhaltsame Trieb- und Schwungkraft, dass sie, einmal in Bewegung gesetzt, sofort weiter greift und mit wachsenden Fangarmen eines der Gebiete, die bisher selbständig arbeiteten, nach dem andern in ihren Bereich zieht. Im vorliegenden Fall ist der Anfang aber so grossartig, dass er selbst schon unwillkürlich wirken und mit reissender Schnelligkeit wachsen wird. Bloss die Werkstätten, die der Staat mit den erworbenen Bahnen übernimmt, werden in Verbindung mit den Ateliers seiner eigenen, in Betrieb stehenden Linien ihn verlocken, als Grossindustrieller zu glänzen und unter dem verführerischen Reiz der Sparsamkeit sich die Materialien seines Geschäfts selbst zu beschaffen und fertig zu stellen. Er wird Maurer, Tischler, Wagenbauer, Schmiedemeister, Hochöfener, Eisenindustrieller und die Concurrenz der deutschen Cockeril's, der Krupps aus dem Felde schlagen, wenn sie sich nicht selbst in seine Hände begeben und abdanken. Neben dem kolossalen Umfange dieser Staatsindustrie würde das vor zehn Jahren von dem Neid Brasiliens und der La Plata-Staaten sequestrirte und zur Liquidation gebrachte Handels- und Fabrik-Comptoir Paraguay als ein schwacher Versuch erscheinen und um etwas ihr Ebenbürtiges uns vorzustellen, müssten wir zu dem Reich der Pharaonen zurückgehen, welche die Arbeitskraft, Weisheit und industrielle Begabung einer ganzen policirten Nation zur Verfügung hatten und zu ihren colossalen Unternehmungen verwandten.

Keiner der Deputirten, welche dieses Wachsthum der industriellen Macht bewilligten oder bekämpften, erinnerten an

die hohe Verantwortlichkeit, welche der Staat gegenüber dem Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 übernahm, — noch weniger erinnerte auch nur ein Einziger an die Nothrufe, die schon seit Jahren über die ungenügende Fassung dieses Gesetzes erhoben waren und denen abzuhelfen die Regierung um so verpflichteter war, als sie bei der Übernahme einer Reihe der bedeutendsten Privatbahnen ein paar Armeecorps von Bahn- und Fabrik-Arbeitern in ihre Obhut nahm.

Man hat es bisher unzureichend und für die Beschädigten oder deren hinterbliebenen Angehörigen in vielen Fällen illusorisch gefunden, dass nach jenem Gesetz bei Tödtung oder Verletzung eines Solchen, der beim Betrieb einer Eisenbahn von diesem Unglück betroffen ist, der Betriebs-Unternehmer haftbar ist, falls er nicht beweist, dass der Unfall durch höhere Gewalt (Naturereignisse) oder durch eigenes Verschulden des Beschädigten herbeigeführt ist, — dagegen im Fall von Beschädigungen beim Betrieb von Bergwerken und Fabriken der Verletzte, im Fall der Tödtung die Hinterbliebenen den Beweis zu führen haben, dass der Unternehmer, Vertreter oder Aufseher durch Verschulden in Ausführung der Dienstvorrichtungen den Tod oder die Beschädigung herbeigeführt hat.

Das Gesetz hat zwar den Richtern Freiheit gelassen, über die Wahrheit der thatsächlichen Behauptungen unter Berücksichtigung des gesammten Inhalts der Verhandlungen nach freier Überzeugung zu entscheiden, — kurz, durch eine den Arbeitern günstige Auslegung des Gesetzes Remedur eintreten zu lassen. Allein die Intention des Richters ist ein so zweideutiges Rechtsmittel, dass man sie lieber beseitigt und unangerufen sehen möchte; ausserdem kann der Richter an der verschiedenen Stellung, welche das Gesetz den Unternehmern und deren Vertretern bei Eisenbahn- und bei Fabriks-Unfällen zuweist, nicht rütteln.

Bei uns sind die Fabriks-Inspectoren verpflichtet, sich von allen in Fabriken vorkommenden Unglücksfällen in Kenntniss zu setzen und darüber bei den Behörden Anzeige zu machen. Während aber nach dem Schweizerischen Gesetze vom März 1877 die Fabrikbesitzer dafür haftbar sind, wenn ihre Vertreter oder Aufseher durch ihr Verschulden im Dienst die Beschädigung eines Angestellten oder Arbeiters herbeiführen, — während dieselben die Pflicht haben, einen solchen Vorfall bei

der competenten Localbehörde anzuzeigen, klagen bei uns die Fabriks-Inspectoren, dass sie trotz ihrer Bemühung von einer Menge von Unglücksfällen, selbst von vielen Fällen mit tödtlichem Ausgange in Unkenntniss bleiben. Der Fabriksherr, lautet es im Bericht eines solchen Inspectors, hat keine Verpflichtung zur Anzeige, wohl aber ein Interesse, den Unglücksfall zu verheimlichen, und selbst mit Hülfe der Behörden war es jenen verdienstvollen Männern nicht möglich, sich von den inneren Vorfällen in den Fabriken in Kenntniss zu erhalten.

Als ein Blatt sich die bescheidene Anfrage erlaubte, welchen Zugang zu einer Menge von Werkstätten und Fabriken jene Inspectoren haben werden, wenn dieselben zu Staatsanstalten geworden sind, kam die Antwort von oben. Eine Verfügung des Ministers, welchem die Oberleitung der indessen in die Hand des Staats übergegangenen Werkstätten zusteht, wies die Gewerberäthe an, die Staatsanstalten keiner förmlichen Revision zu unterwerfen, sondern sich nach vorgängiger Anzeige und Verständigung mit den Leitern derselben von der Ausführung der vorgeschriebenen Maassregeln zu überzeugen. Die Verfügung nannte zugleich die Intervention der Fabrik-Inspectoren in socialer Beziehung bedenklich und aus dem Grunde gesetzlich nicht zulässig, weil das Gesetz zwischen Staats- und Privat-Anstalten keinen Unterschied macht, während man im Gegentheil meinen sollte, dass bei der gesetzlichen Gleichheit beider Arten von Anstalten, der zur Inspection, Revision und Prüfung vom Gesetze bestellte Beamte im eminentesten Grade zum Eintritt in die Staatsanstalten befugt ist.

In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 8. Januar des jetzigen Jahres kam zwar jene epochemachende ministerielle Verfügung durch den Abgeordneten Franz zur Sprache, dessen Versuch, für die staatliche Organisation des Gewerbe- und Fabrikbetriebs die Autorität des Gesetzes zur Geltung zu bringen, führte aber nur zur Verstärkung und Einführung jener Verfügung in den Rechtscodex der Staatswerkstätten:

Der Minister Hofmann stellte neben dem Fabrik-Inspector die Polizeibehörde als gleichfalls verwendbar auf; sie kann nach seiner Angabe mit dem Geschäft der Revision beauftragt werden, sie ist ferner von der Gewerbe-Ordnung nicht ausgeschlossen, der Fabrikinspector nicht ausdrücklich allein zur

Ausführung der gesetzlichen Vorschriften berufen. Ausserdem machte der Minister darauf aufmerksam, dass die Leiter der Staatsanstalten als Staatsdiener den Vorschriften der Gewerbe-Ordnung nachzukommen haben und man sich hüten müsse, die Fabrik-Inspectoren mit dem Schein zu bekleiden, als ob sie gegenüber jenen Vorstehern der officiellen Staats-Ateliers überhaupt ein anderes Interesse, also etwa in besonders hohem Grade das der Arbeiter und ihrer Familien zu vertreten hätten.

Unter dem Stillschweigen des Abgeordnetenhauses, welches sonst bei den unbedeutendsten Fragen, z. B. über das kirchliche Glockengeläute, sich in feindliche Heereshaufen spaltet und betäubende Schlachtrufe erhebt, konnte der Minister die Fabrik-Inspectoren von einem grossen Theil ihrer, durch die Verschwiegenheit der Privatfabriken schon genugsam erleichterten Amtslast befreien und ihren gesetzlichen Dienst darauf beschränken, dass sie sich nur von Zeit zu Zeit bei den Leitern der Staatswerkstätten melden und sich mit diesen über die Zeitgemässheit ihres Besuchs verständigen.

Zahlreiche Fractionen des Hauses, vor Allem das Centrum, haben im Interesse der Arbeiter für die Mängel des Haftpflichtgesetzes nach Abhülfe gerufen, und sie liessen das Zwiegespräch zwischen dem Minister und dem Abgeordneten Franz in die Klage des Letzteren verklingen, dass die Leiter der Staatswerkstätten und -Anstalten, als Vertreter des fiscalischen Interesses für die Wachsamkeit der Fabrikinspectoren keinen genügenden Ersatz bieten.

Es hat ganz den Anschein, als ob nach der Bereitwilligkeit, mit welcher eine Mischung von conservativen und conservativliberalen Gruppen des preussischen Landtags die rühmlichsten Schöpfungen der Privatindustrie zur Verstaatlichung hingab, dieser schwache parlamentarische Versuch zur Erhaltung der gesetzlich bestellten Hüter des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter die letzte Flamme einer Reaction gegen die staatliche Centralisation gewesen ist. Man wird zugeben müssen, dass eine allgemeine Ermattung und Desperation der privaten Unternehmungslust der Regierung bei ihrer leichten Eroberung entgegengekommen ist, und es bleibt uns höchstens die schwache Hoffnung, dass auf dem immer schneller einschrumpfenden Terrain

für die Privat-Initiative die Reste derselben sich um so mehr anstrengen werden, ihre Fähigkeit zu eigener Production zu beweisen.

Um das Bild dieser Verzweiflung an persönlicher Production zu vollenden, haben wir nur noch darauf hinzuweisen, wie Berliner Geistliche, während die Parlamentarier die Hauptwerke der Privatindustrie dahingaben, in Flugschriften und „christlich-sozialen" Vereinsversammlungen demselben Prozess ihre Weihe gaben und das Schicksal, welches soeben die Eisenbahnen traf, auch für das Gas und Wasser und für ein bedeutungsvolles „Und so weiter" in Aussicht stellten. Wir erinnern uns wohl, wie einstens der Erzbischof von Mainz als ständiger Erzkanzler des römischen Reichs deutscher Nation über die Rechte und Ehren seiner Mitstände wachte, wie später die protestantischen Geistlichen als Kriegsminister ihrer Landesherren in den Fragen über Krieg und Frieden entschieden und in ihrem Barett die Würfel des Kriegs schüttelten, — wie dann die aufgeklärten Prediger des vorigen Jahrhunderts von der Kanzel aus in das Denken und in die Wirthschaftseinrichtung des gemeinen Mannes eingriffen und die Vortheile der Stallfütterung, den Segen des Kartoffelbaues und die Wohlthat von Jenner's Erfindung priesen. Aber die Vollendung dieser Vermischung des Geistlichen und Weltlichen haben jene Berliner Redner erreicht, als sie der Auflösung des Privatgewerks in National-Werkstätten die Weihe ertheilten.

XXVIII.

Der Cäsarismus des Russenthums.

Wäre der russische Nihilismus, wie die Freunde der neuen deutschen Ära meinen, nur das Erzeugniss einer aus der Enttäuschung des letzten Türkenkriegs hervorgegangenen Missstimmung unserer nordischen Nachbarn, welche unter dem Druck des Absolutismus ihre für die russische Gesellschaft und Regierung bedrohliche Höhe erreicht hat, so hätten sie mit Behagen einer ihren Wünschen und Ansichten entgegenkommenden Erscheinung und deren zerstörendem Toben zuschauen können.

Sie, die Bewunderer Bismarck's, malen dem Publikum das idyllische Bild der Ruhe aus, in welcher das deutsche Reich die Frucht seiner Siege über Dänemark, Österreich und Frankreich geniessen könnte, wenn Russland nicht wäre und die Kreise unseres deutschen Baumeisters störte. Russland, klagen die Sprecher der erneuerten und gekräftigten deutschen Nation, facht mit seiner Sucht nach Eroberungen und Annexionen die schwache, aus ein Paar brennenden Hütten der Herzegowina züngelnde Flamme zum Brand des Türkenkrieges an; es wirbt um Frankreichs Theilnahme an einer grossen Action in Mitteleuropa und wiederholt ihm von Jahr zu Jahr den Zuspruch, es möge nur stark, recht stark werden; wo, wie in Italien, sich nach dreimaliger Arrondirung Missmuth über die eigene Kleinheit und Verlangen nach Erweiterung regt, findet es Bundesgenossen. Noch neulich erst beschwerten sich die officiösesten Blätter Berlins über die angebliche Zusammenhäufung des grössten Theils der activen Armee Russlands dicht vor den Grenzpfählen des deutschen Reichs und erklärten aus dieser feindlichen Concentration die Nothwendigkeit, in welche sich die diesseitige Reichsregierung gedrängt sehe, die eigene militärische Rüstung zu vervollkommnen. Russland verschuldet die unaufhörliche Vergrösserung der deutschen Kriegsmacht und die nicht enden wollenden Anforderungen an die Steuerkraft der Nation. Welche Genugthuung mussten daher die Parlamentarier und Publicisten aus dem Treiben einer Partei schöpfen, die so fanatisch wie die nihilistische die gegenwärtige Ordnung Russlands in die Luft zu sprengen droht, also auch wenigstens die Schwächung der bestehenden Staatsgewalt zur Folge haben und die Besorgniss der Nachbarn vor der unermüdlichen Diplomatie für eine geraume Zeit beschwichtigen würde!

Zum Theil hatten die Wortführer des deutschen Reichs aus den Schreckensscenen, welche Russland während der letzten Jahre entsetzten und lähmten, diesen Trost für den Hausgebrauch entlehnt, allein derselbe diente ihnen nur zur Bestärkung der alten Überzeugung, dass der Koloss dieses gewaltigen Reichs auf thönernen Füssen ruhe. Das war jedoch eine sehr schwache und trügerische Combination: — erstlich konnten sie die Thatsache, dass das angeblich schlecht gegründete Reich auf seinen gebrechlichen Füssen zur Mitte von Centraleuropa und in das Innere Centralasiens vorgeschritten ist und Fuss gefasst hat,

nicht aus der Welt schaffen und sodann übersahen sie die andere Thatsache, dass Alles, was an den Nihilisten Entsetzen erregt, Glaube an die eigne Mission, Grausamkeit der Consequenz, Unerschrockenheit der Nivellisirungssucht die Actionsmittel der Kaiser waren, welche das neuere Russland schufen. Die Frage des Tages war nur die, ob die Actionsmittel der russischen Politik, nachdem die Massen dieselbe in die Hand genommen haben, ein stärkeres und gewaltigeres Russland schaffen und sich zuletzt in einer Person verkörpern werden.

Wie der Nihilist gleich einem Gott der Oper oder der alten Tragödie aus dem Geheimniss des Dunkels hervortritt und der Nation den Schrecken seiner Offenbarung ankündigt, so kamen auch die Satzungen, nach denen die Iwan's, Boris Godunow's und deren Nachfolger die Masse ihrer Unterthanen zu einer gleichförmigen Masse herabdrückten, aus dem Brüten ihres Hauptes. Der Unterschied von Hoch und Niedrig verschwindet dem Nihilisten vor dem Ideal seiner neuen Gesellschaft und es geschieht nach seinem absoluten Willen, wenn bei den Explosionen seiner Vernichtungslust die Spitzen der alten Gesellschaft sammt den Massen, auf deren Schultern sie sich zur Höhe emporhoben, in die Luft fliegen. So war auch das Schreckbild, welches Iwan den Vierten während seiner Regierung von 1545 bis 1584 plagte, die Furcht, dass sich in den Unterthanen noch eine Spur von eigenem Willen regte, und durch seine Leibwache, die von ihm geschaffenen Strelitzen, liess er unter den Verdächtigen so lange aufräumen, bis am Schluss seiner Regierung Alles zu den Füssen des Thrones regungslos darniederlag. Boris Godunow, der Mörder vom letzten Nachkommen Iwan's, somit vom letzten Zweig des Rurik-Stammes, Herr des Reichs von 1598—1605 vollendete das System der Unterwerfung und der Nivellirung, indem er es in die untersten Stufen des Volks einführte. Er war es, der um den Adel für seine Usurpation zu gewinnen, die Leibeigenschaft in's Leben rief und die Person des Ackerbauers an die Scholle fesselte. Peter der Grosse handelte nach demselben System der absolutistischen Impromptus, als er seinen Russen gebot, sich nach dem Vorbild der Europäer zu reformiren, und seine Erziehungsdictatur bis zum Verbot der langen Bärte und Kaftans durchführte.

Alle diese Staatenbilder handelten so, als ob dem Volke keine innere Seele innewohnte, in welcher Keime der Cultur

lägen. Von Iwan IV. an rühmten sie sich der Gottähnlichkeit und einer Offenbarung von oben. Jener Schreckliche erschien unter dem Volk mit der Miene des von oben Begeisterten und machte sich selbst zum Gott; „ich bin euer Gott, rief er seinen Untergebenen zu, wie Gott der meinige ist.“ Peter der Grosse erhob diese Verbindung mit dem Himmel zum System und in wildem Ungestüm schlug er, als die von ihm, nach der Aufhebung des Patriarchats, eingesetzte Regierungsbehörde nach der Wiederherstellung jener geistlichen Spitze verlangte, mit dem Schwerte auf den Tisch und rief den Entsetzten zu: Das ist euer Patriarch.“ Der unglückliche Paul I. steigerte seinen Glauben an die eigne Allmacht zu der Überzeugung jener römischen Kaiser, die sich für die irdischen Mitregenten des „Jupiter optimus maximus“ hielten. Wenn die Nihilisten sich unter Blitz und Donner als die Missionäre einer neuen Heilsordnung ankündigen, unterscheiden sie sich von diesen Verbündeten und Eingeweihten des Himmels nur dadurch, dass sie den Glauben an ihre Mission aus dem Glauben an sich selbst schöpfen.

Die innere Geschichte dieser Secte der Gegenwart erzählt von zahlreichen Opfern, welche die Furcht der Häupter vor Verräthern und untreuen Mitgliedern verlangte. Der gleiche Argwohn innerhalb der Zarenfamilien zerrüttete die Ruhe derselben und hat Kaisern und Thronerben das Leben gekostet. Iwan IV. ward vom Wahnsinn des Argwohns, der in den getreuesten Bojaren Verräther witterte, zu dem Äussersten fortgerissen, dass er selbst seinen einzigen fähigen Thronerben für einen Mitschuldigen des geheimen Bundes hielt und ihn eigenhändig mit dem Spiess durchbohrte. Boris Godunow bahnte sich durch die Beseitigung des schwachen Demetrius den Weg zum Alleinbesitz des Throns; Peter der Grosse brachte in dem gewaltsamen Tod seines Sohnes Alexeij der Reform, die er durch denselben bedroht sah, ein Opfer. Peter III., der erste Kaiser aus dem Hause Holstein Gottorp, ward dem alten Russenthum wegen seiner Verehrung des Preussenkönigs und des preussischen Heerwesens widerwärtig und im Augenblick, da er seine Gemahlin Katharina in einem Gefängniss unschädlich machen wollte, durch eine Militärrevolution beseitigt. Der umnachtete Geist Paul's I. ward vom Argwohn gemartert, dass seine eigene Gemahlin und die beiden ältesten Grossfürsten in eine Ver-

schwörung der unzufriedenen Grossen verwickelt seien, und im Widerstand gegen die Pahlen's und Bennigsen's, die ihm die Annahme des Thronerben zum Mitregenten abzwingen wollten, ermordet.

Und doch ist diese gefügige und durch blutige Katastrophen im Schooss der herrschenden Familie erschreckte Masse von Unterthanen die Trägerin eines mächtigen Reichs geworden. Iwan IV., der im Wahnsinn seines Herrscherrausches das Volk zum Fussschemel seines Throns herabdrückte, vollendete das Werk seines Grossvaters, vernichtete den Freistaat Nowgorod und die Chanate Kasan und Astrachan und stürmte gegen die Ostseelande, die ihm den Weg zum Meer versperrten. Boris Godunow, der Gründer der Leibeigenschaft und Mörder des Demetrius, führte eine glänzende Politik durch, befestigte Smolensk, erbaute Archangel, drängte die Schweden von Narwa zurück und knüpfte mit den europäischen Staaten bis nach England diplomatische Verbindungen an. Und Peter der Grosse, welcher die Cultur seiner Leute mit dem Krieg gegen ihre Bärte und Kaftans anfangen musste, erwarb mit ihren Schaaren die Grundlagen für Russlands neuere europäische Position.

Es liegt etwas Cäsarisches in der Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Acteure der russischen Hoftragödien seit den Zeiten Iwan's des Schrecklichen zu Werke gingen. Wie die römischen Imperatoren des Julisch-Claudischen Hauses mit der Macht eines unwillkürlichen Naturwillens Alles, was ihrer Einzigkeit entgegenstand, niederwarfen, so kannten auch die Urheber jener russischen Palast-Scenen weder religiöse, noch moralische Bedenken, wenn es darauf ankam, die gefährdete Macht des Reichs zu retten. Allgemeine Gesichtspunkte, ideale Motive, denen die germanischen und keltischen Völker des Abendlandes in ihren Unternehmungen und Umwälzungen folgen, erscheinen bei den Russen in der Wuth und Erregtheit über ein Hinderniss, welches sich der Machtübung ihres Landes entgegenstellt, und dieses innere Kochen und unheimliche dämonische Gähren macht sich dann mit der Kraft eines Blitzes Luft, ohne auch nur einen Augenblick von Bedenken beunruhigt zu werden.

Aber auch dem Volke selbst kann ein gewisser cäsarischer Charakter nicht abgesprochen werden; wenn es sich vor dem schrecklichen Iwan und dessen Vorgänger, Iwan III., beugte, so unterwarf es sich dem, was ihm als das Höchste und Werth-

vollste auf Erden gilt, dem Unbezwinglichen und Gewaltigen und tröstete sich mit dem Gedanken, dass es unter der Führung des Grossen selbst unbezwinglich ist und gewaltig werden wird. Auf zahlreichen Schlachtfeldern, von Pultawa an bis Zorndorf, Praga, Novi, Smolensk und Borodim, hat es bewiesen, dass es im Sturm, wie in der Dauerhaftigkeit des Feststehens sich mit der dämonischen Kraft seiner Grossen messen kann.

Russland trat sogleich, als Iwan III. in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das Joch einer zweihundertjährigen Herrschaft abwarf, in der Form eines cäsarischen Reiches auf. Es hat sich weder durch die Wirren der Feudalität mit eigner Kraft hindurchzuschlagen brauchen, noch den Glanz eines absoluten Königthums, welches die feudalen Barone in die zierende Umgebung seines Throns verwandelt, genossen. Jene Mühe hatten ihm die Mongolen abgenommen und diesen Glanz die Grosschane der asiatischen Horde sich selber vorbehalten. Die fremden Eroberer machten den Fehden der Theilfürsten ein Ende, die Grossfürsten sahen ruhig und zufrieden zu, als die Mongolen den Selbständigkeitstrieb der normännischen Einzelfürsten niederschlugen und ein geordnetes Unterthanenverhältniss wiederherstellten. Während die Eroberer die, in der Zeit der Theilfürstenherrschaft wehrlos gewordene russische Nationalität gegen Litthauen, Polen, die deutschen Ritter der Ostseeküste und gegen Ungarn retteten, musste auf ihr Gebot Alexander Newski selbst das Bollwerk bürgerlicher Freiheit, Nowgorod, für dessen Steuerverweigerung bestrafen und niederwerfen. Als das einige Russland geschaffen war, hatten die Asiaten ihre Herrschaft selbst unterhöhlt; die Grossfürsten brauchten nur noch, nachdem sie die ihnen zugefallene Kraft des Landes gegen die Eroberer gerichtet hatten, das, von dem tartarischen Oberherrn selbst schon sorgfältig geschonte und gehegte byzantinische Kreuz auf das mongolische Werk zu setzen, und das neue Cäsarenthum stand fertig da.

Schon Iwan der Schreckliche hatte fremde Künstler und Baumeister zur Ausschmückung seines Cäsarensitzes herbeigerufen, Peter der Grosse zur Stärkung des Cäsarenthums Russland in eine Kolonie von Deutschen, Franzosen, Engländern und Holländern verwandelt; jetzt aber, seit fünfzig Jahren, war ein neues Element eingedrungen, welches dem Volk zu Gute kommen und in ihm auch einmal die Kraft des Gewaltigen und Unbe-

zwinglichen, deren Regungen es schon immer gefühlt hatte, zum Durchbruch bringen sollte.

Gleichzeitig war von zwei verschiedenen Punkten eine grosse Veränderung mit der Hegel'schen Philosophie in Gang gekommen, — in Deutschland und in Moskau. Dort hatte sich im Lauf der dreissiger Jahre und im Kampf mit Hegel's Reduction der Welt und der Geschichte auf die Bewegung und Selbstdarstellung der Idee die Kritik entwickelt und für ihre späteren Ausführungen vorbereitet, dass das Unerforschliche und Unbegreifliche des Glaubens das Werk und die That des Selbstbewusstseins ist. Hier, in Moskau, an dessen Universität die Hegel'sche Philosophie seit 1826 Eingang gefunden hatte, begeisterte sich ein Kreis junger Männer für die geheime Kraft, welche in der mystischen Algebra ihrer Formeln wohne. Alexander Herzen brachte in dem Disput der philosophirenden Freunde die Einigung mit seiner Entdeckung zu Stande, dass die Weisheit des Berliner Meisters mit dem französischen Socialismus zusammentreffe und keinen Stein der alten überlebten Welt auf dem andern lasse. Michael Bakunin imponirte dann mit der Kraft seiner Dialektik und mit der Kühnheit seiner Schlussfolgerungen und scheute vor einer Vernichtung des Bestehenden nicht zurück; die beiden andern Genossen, Michael Katkow und Absakow sogen aus den geheimnissvollen Hegel'schen Formeln die Begeisterung für ein neues Russland.

Die Richtungen beider von demselben System ausgehenden Kreise waren entgegengesetzten Welten zugewandt. Die deutsche Kritik, welche das Selbstbewusstsein als den Lebensquell der Geschichte in das eigne Hausrecht wiedereinsetzt, gravitirt natürlicher Weise nach Amerika, wo die freie Vereinbarung die wirthschaftliche Einrichtung und Verbindung regelt; der Moskauer Kreis dagegen behält sein Auge auf Russland gerichtet, um daselbst zerstörend und reformirend einzugreifen. Bakunin entwirft auf seinen Rundreisen über die Barikaden des westlichen Europa das Bild eines grossen Slavenreichs, welches sich vom Ural bis nach Böhmen, Agram und Lemberg erstreckt oder verkündigt von London aus die zukünftige Grösse der Romanows, wenn sie nach seinem Programm sich in Bauern-Zaren und Russlands Grund und Boden in Collectivbesitz verwandeln. Herzen sucht, während er in seiner „Glocke" als Straf-

richter das jetzige Russland geisselt, das Centrum, wo die Slaven sich sammeln und ihr Banner entfalten sollen. Auf seiner Suche lenkt er den Blick zuerst auf das von Slaven umringte Wien, aber es ist ihm nur ein „deutsches Rococo“, Petersburg verwirft er als „modern deutsch“, Warschau als katholisch, — Moskau als „ausschliesslich russisch.“ Alle diese Städte haben für ihn nur Werth als Provinzialstädte des vereinigten Slavenreichs, als dessen Hauptstadt er allein Constantinopel anerkennen will. Es ist ihm das Rom des Ostens, heilige Stadt der orientalischen Kirche und zugleich Gravitationspunkt für die Griechen und zersplitterten Bekenner derselben Kirche.

Erst spät erreichten die beiden andern Genossen des Moskauer Philosophen-Kreises den höchsten Punkt ihrer Wirksamkeit. Als Herzen und Bakunin sich 1863 durch ihr Eintreten für den polnischen Aufstand für Russland ruinirten, entflammte Katkow in seiner „Moskauer Zeitung“ die aufgeregte Jugend zum Fanatismus gegen die Polen und dictirte den leitenden Staatsmännern die Maassregeln, welche dem unglücklichen Lande, nachdem es sich in den Ausschweifungen des Aufstandes verblutet hatte, die letzten Lebensadern unterbanden.

Der Vierte des Bundes, Absakow, griff endlich als Vorsitzender des Moskauer Slaven-Comités, während der Jahre 1877 und 1878 in den höchsten Paroxysmus ein, zu welchem sich die panslavistische Tendenz der russischen Nationalität in diesem Jahrhundert erhoben hatte. Er organisirte die Verbindung mit den südlichen slavischen Stämmen, setzte den grossen Kreuzzug nach Stambul in Bewegung, trieb die Armee über den Balkan nach der Stadt der Sophienkirche vorwärts und schrie dann über den Verrath der heimischen Diplomatie, als dieselbe sich auf dem Berliner Congress ausser Stande sah, Europa zu bezwingen.

Das gellende Toben Absakow's über die Zweitheilung Bulgariens und die Auslieferung Bosniens und der Herzegowina an Oesterreich, während die russische Armee binnen Jahresfrist die Balkanhalbinsel räumen und die verwandten Slavenstämme derselben sich selbst überlassen sollte, gab nur dem Missmuth Ausdruck, welcher die russischen Panslavisten nach dem Scheitern des nationalen Programms ergriffen hatte. Im weiteren Grübeln entlud sich der Sturm der Leidenschaften gegen das Deutschthum des Hofes und die Freunde der deutschen Allianz; man

schwelgte, während die Unzufriedenheit mit dem Abbruch des Kriegs und mit dem Zurückweichen der Diplomatie die Autorität des Zaren und der Regierung untergrub, in Zukunftsbildern, in welcher Genugthuung und Rache an Deutschland als Hauptursache der Enttäuschung im Vordergrunde stand.

Keiner Partei brachte diese Missstimmung der Nationalen und Abschwächung des kaiserlichen Ansehns mehr Gewinn als den Nihilisten. Sie konnten sich rühmen, dass sie auch etwas von den Arbeiten jenes Moskauer Philosophenkreises der dreissiger Jahre profitirt hatten. Absakow hatte Herzen's Sturm auf das Rom des Ostens, wenn derselbe auch vor den Thoren der heiligen Stadt ins Stocken gerathen war, durchgesetzt; er und Katkow hatten Herzen's und Bakunin's Ingrimm gegen das Eindringen des Deutschthums in Russland und deren stolzes Herabsehen auf das veraltete Europa bei sich zu Hause populär gemacht und einen Krieg gegen den Westen zu einem Glaubensartikel für die Zukunft erhoben. Aber die Nihilisten hatten sich aus Bakunin's Kriegserklärung gegen das Bestehende und gegen allen Regierungs-Nimbus ein eignes Evangelium geschaffen und gingen, als ihnen Absakow's Toben einen politischen Bankerott des alten Russenthums ankündigte und der Unglaube an das Bestehende bis in die obersten Klassen um sich griff, mit erhöhter Sicherheit an ihr Vernichtungswerk.

Hatte nun Bismarck die Zeichen der Zeit richtig gedeutet, als er im Herbst des vorigen Jahres einen Krieg der verbündeten Macht Russlands und Frankreichs erwartete, durch seine gläubigen Anhänger die Nähe dieses Kriegs in den Zeitungen ankündigen liess und auf seiner Wiener Reise sich die Bundesgenossenschaft Oesterreichs sicherte?

Was eigentlich während des Septembers 1879 in Wien geschehen ist, erfahren wir aus sicherster Quelle. Der preussische Cultusminister von Puttkammer bezog sich auf einem Festdiner zu Essen, am 23. September, in einer Tischrede auf eine Berliner Nachricht der „Kölnischen" Zeitung und bestätigte es, dass der deutsche Kaiser „es über sich gebracht hat, seine Herzenswünsche", das heisst, wie die genannte Zeitung sich ausdrückte, seine „innigste Freundschaft mit dem russischen Hofe" dem „Wohl seines Volkes zum Opfer zu bringen." Er hatte dem von Bismarck mit Oesterreich getroffenen Abkommen, für dessen Nichtgenehmigung das Entlassungsgesuch des Reichskanzlers

schon vorlag, nach langem Bedenken seine Zustimmung und Unterschrift ertheilt.

Endlich am 15. Januar des jetzigen Jahres sah sich auch der gemeinsame Minister des Auswärtigen für Oesterreich-Ungarn, Freiherr von Haymerle, im Stande, der österreichischen Delegation zu eröffnen, dass die Verständigung zwischen Oesterreich und Deutschland „gegen alle Tendenzen geht, deren Vorhandensein den Glauben der Völker an den Frieden nicht aufkommen lässt und die von drei Seiten, vom Osten, vom Westen und vom Süden her gegen die beiden Mächte zusammentreffen.“

Somit hatte man sich in dem Wiener Abkommen auch gegen Italien vorgesehen und es ist Thatsache, dass diese Macht die leere Hand, mit der ihr Vertreter vom Berliner Congress zurückgekehrt war, nicht vergessen kann und diesen Ausfall durch einen Gewinn an der österreichischen und türkischen Küste des adriatischen Meers durchaus wieder gut machen will.

Dass Frankreich daran denkt, für das Jahr 1870 Rache zu nehmen, ist nicht zu bezweifeln, aber eben so fest steht die Thatsache, dass die beiden Schläge, welche seinen zweimaligen imperatorischen Aufschwung, bei Waterloo und Sedan, zu Falle brachten, in seinen Gliedern, wie im Gemüth noch nachwirken und dass die Gelegenheit, die ihm Genugthuung verspricht, sehr sicher sein muss.

Diese Sicherheit, welche die deutschen Blätter mit den Farben der Kriegsartikel vom April des Jahres 1875 ausmalten, war ihm zur Zeit, als Bismarck das Bündniss mit Oesterreich aufsuchte, nicht geboten.

Die französische Regierung brauchte das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit nicht besonders zu befragen, um auf die diplomatische Freundlichkeit und Zuvorkommenheit des russischen Botschafters, Fürst Orloff, kein grosses politisches Gebäude zu gründen. Die Zärtlichkeit aber, welche Fürst Gortschakoff im Gespräch mit einem pariser Journalisten (im September 1879) zu Baden-Baden für die Erhaltung Frankreichs und Stärkung seiner militärischen Kraft an den Tag legte, war nicht einmal an einen Angehörigen der regierenden Partei, sondern an einen Diener der orleanistischen Fraction gerichtet und konnte daher auf die Regierung selbst keinen Einfluss üben. Erinnern wir uns, dass der ermunternde Zuruf des russischen Kanzlers an den französischen Botschafter im April 1875, Frankreich müsse stark

sein, in die Zeit fiel, als Russland auf dem Kanzler-Congress zu Berlin die züngelnde Flamme der Herzegowina für einen künftigen Krieg nähren wollte, so werden wir nicht fehlgreifen, wenn wir in seiner Theilnahme für Frankreich nur die Vorbereitung eines Schaugepränges erblicken, mit dem er gegenüber dem deutschen Reichskanzler bei dessen bekannter Abneigung gegen ein grosses orientalisches Abenteuer Staat machen wollte. Noch leerer war das Schaugepränge, welches er im September 1879 zu Baden-Baden aufführte, als es ihm darauf ankam, dem Berliner Rivalen zu zeigen, dass Russland noch da war, obwohl seine Truppen den gebotenen Rückzug aus der Balkanhalbinsel angetreten hatten und Oesterreich in das Innere Bosniens eingezogen war, und dass es nöthigenfalls, wenn es seine Zwecke in dem getheilten Bulgarien verfolgte, einer Rückendeckung nicht entbehrte.

Das war kein Zeichen einer wirksamen Annäherung zwischen Frankreich und Russland, eher bei dem mühsam gesuchten Anlass der Beweis vom Gegentheil und in der That ist auch der Gedanke an einen Bruch zwischen Russland und dem deutschen Reich allmälig verflogen. Bismarck selbst hat die Beruhigung auch dieses Kriegstroubles anerkannt, als er das Telegramm des deutschen Kaisers an den Kaiser Alexander vom 22. Februar dieses Jahres und dessen Ausdruck der Freude über die Bewährung der altbewährten Freundschaft zwischen den beiderseitigen Reichen contrasignirte. Die Erklärung, welche ein dem deutschen Reichskanzler zugethanes Wochenblatt, „die Grenzboten“ vierzehn Tage später von den Bemühungen desselben um das Einverständniss mit Oesterreich mittheilte, er habe sich nach der drohenden Sprache Russlands gegen Deutschland zu dem Verdacht berechtigt geglaubt, dass zwischen Russland und dem Donaureich ein geheimes Einverständniss bestehe oder doch im Werke sei, beweist nur die Verlegenheit des Augenblicks und was die officiöse Presse dem deutschen Publikum bieten zu können glaubt.

Italiens unruhige Politik und die Verwirrung, welche Gladstone's Wahlreden gegen Oesterreich auf der Balkanhalbinsel anstiften werden, können nicht verfehlen, für neue Kriegsstoffe zu sorgen, aber die ernsteste Kriegsgefahr bereitet sich in Russland vor. Von der augenblicklichen Dictatur in das Dunkel ihrer Verstecke, sei es in Hütten oder in Palästen, zurückgedrängt,

haben die Nihilisten schon Miene gemacht, sich mit den nationalen Parolen zu befreunden. Ihre Einigung mit den Absakow's würde so viel bedeuten wie die Stärkung der Zarenmacht mit ihrer eignen cäsarischen Force. Die Revolution führt endlich immer zur gesteigerten militärischen Centralisation. Hat Deutschland die Burschenschafter und deren Nachfolger in Diener des deutschen Reichs umgewandelt, so wird Russland bei seiner leidenschaftlicheren Energie seine Freiheitshelden noch eher verdauen und aus dieser Speise eine höhere Kraft ziehen. Wenn die Schüler des früheren Moskauer Philosophen-Vereins sich zusammenthun, dann erst wird das Schauspiel, gegen dessen Ueberraschungen Bismarck im vorigen Herbst Vorsorge traf, beginnen und die Kräfte Russlands und Deutschlands sich mit einander messen.

Schluss.

Bismarck und das deutsche Volk.

Hervorragende Männer, die den Stempel ihres eigenen Charakters der Gegenwart aufdrücken, haben nicht nur Augenblicke, wo sie nach dem populären Bild des Dichters „dem Weltgeist“ näher als sonst stehen; es kommen ihnen auch Anwandlungen des Zweifels und Seelenschmerzes, wo sie in ihrem Innern Musterung halten und sich von der Ueberspanntheit ihres Willens und Unternehmens gedrückt fühlen. So klagte Fürst Bismarck an einem der Varziner Abende, über die uns Dr. Moritz Busch in seinen „Tagebuchsblättern“ berichtet, nachdem er eine Weile lang vor sich hingesehen, dass er von seiner politischen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. „Niemand, sagte er, liebe ihn deshalb; er habe Niemand damit glücklich gemacht, sich selbst nicht, auch Andere nicht, — wohl aber Viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei grosse Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen und Eltern, Brüder, Schwestern und Wittwen trauerten nicht. Das habe ich indessen, fuhr er fort, mit Gott ausgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von Allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruss, Sorge und Mühe.“

Ähnlich äusserte sich Napoleon auf der Höhe seines Glücks, 1808, aber nach der Warnung der blutigen Schneefelder von Eylau, dahin, dass es für Frankreich vielleicht besser gewesen wäre und ihm den Hass Europa's erspart hätte, wenn er nicht geboren wäre.

Nur wenige Reichsgründer haben das glückliche Temperament gehabt und es so glücklich mit dem Friedens- und Einheitsbedürfniss ihrer Zeit getroffen wie Cäsar, der hochherzig und edelmüthig den Besiegten die Hand reichte, wie Augustus, als er nach dem Tage von Actium seine Härte in Milde verwandelte, endlich wie der zweite römische Reichsgründer, Vespasian, welcher die Reichsbürger mit froher Laune zur Friedensarbeit vereinigte.

Auf germanischem Boden sind die ansehnlichsten Reichsgründungen vom Geist der Vereinbarung und Verständigung umgeben und behütet. Cromwell sagte zu Georg Fox, dem Quäkerhäuptling, späterem überlegenen Sieger und Gründer einer neuen Welt, als derselbe ihn um eine Audienz ersucht hatte: „wir müssen öfter zusammenkommen und werden uns schon verständigen.“ Eine der malerischsten Schilderungen von Georg Washington's Walten hat uns Irving in seinem „Lincoln“ gegeben, als er die Verwirrung des englischen Lagers und die Ordnung und Sicherheit in den Bewegungen der Aufständischen schilderte, ohne den Oberfeldherrn, dessen ruhige Zuversicht den Seinigen voran leuchtete, als die belebende und strahlende Sonne persönlich auftreten zu lassen. Der grösste Nachfolger Washington's war Lincoln, der zum Lenker eines Kampfes von einer Million Bajonette aufgestiegene Holzhacker; den Gleichmuth und die überzeugende, den Sieg verbürgende Ruhe seiner Haltung gegenüber den gefährlichsten Katastrophen schmückte er noch mit seinem Humor und hob mit dieser glücklichen Laune Schwierigkeiten, Frictionen und Cabalen des Bureau- und Lagerdienstes, welche Georg Washington mit der unerschöpflichen Geduld seiner Diplomatie entwaffnete.

„Mit Verlaub“ — (und nach meiner Deutung der alten Cäsarencharaktere wird man mir, hoffe ich, die folgende Verweisung auf die römischen Vorbilder gestatten,) erinnere ich zur Erklärung von Bismarck's Haltung, persönlichem Missgeschick, Seelen- und Weltschmerz an die Cäsaren der beiden ersten christlichen Jahrhunderte. In seinem harten Staatsdienst, in der

steigenden Anspannung der Centralisation und in der täglichen Beobachtung der wechselnden Parteistimmungen steht er Tiberius am nächsten, der auch sein Varzin in der Einsiedelei seines Capri aufsuchte und von dieser Warte aus für das Wohlbefinden des Staats zu wirken glaubte, indem er das Uhrwerk des Parteigetriebes regulirte. Aber neben dieser Anstrengung, welche die Kraft eines Mannes schon für sich allein in Anspruch nahm, wollte Bismarck in den Calcul seines Hauptes auch alle Arbeiten zusammenfassen, für welche die Cäsaren, bis Caracalla jeden Angehörigen des Reichs vom atlantischen Meer bis zum Euphrat mit dem römischen Bürgerrecht ausstattete, zwei Jahrhunderte lang brauchten. Gerichtsordnung und bürgerliches Gesetz, das allmälige Werk der Kaiser und der römischen Rechtsschulen, — die Steuerordnung, für deren Ausgleichung mit den Bedürfnissen des Kaiserreichs die Cäsaren wiederum Jahrhunderte nöthig hatten, wollte er mit einem Schlage umgestalten. Die Bemühungen genialer Imperatoren, Abendland und Morgenland zu versöhnen, und die gründlichen Arbeiten hochstehender Geister für die innerliche Verschmelzung beider Welten, fasste er auf seinem weit beschränkterem Gebiete in die dictatorische Forderung der Reichsfreundschaft zusammen. Selbst die Überspanntheit einiger hoch angelegten Naturen unter den Cäsaren, welche göttliches und menschliches Recht ihrem Gebot unterordnen wollten, schien ihm nicht zu hoch und in seinem Eifer für das Staatsinteresse hielt er es für geboten, auch das Geheimniss des religiösen Gewissens mit demselben in Einklang zu setzen.

Bei solchen Vorsätzen und Plänen musste der Gebieter, der ihre Ausführung in schneller Folge vor Augen haben wollte, sich allerdings überarbeiten und aufreiben. Seine Diener und Minister fanden bei der übereilten Ausarbeitung seiner Entwürfe weder in sich selbst Genüge, noch bei dem Meister, den keine Ausführung im Vergleich mit seinem Ideal zufriedenstellen konnte, Anerkennung; sie äscherten sich ab, wurden von ihm krank befunden und traten bei Seite; seine parlamentarischen Compagnieen verloren bei dem Sturm der wechselnden Forderungen, mit denen er sie überraschte, die Fühlung unter einander und mit dem Herrn und brachen ermattet und verstimmt zusammen. Am schlimmsten erging es den Liberalen, denn noch im Augenblicke, wo sie im allgemeinen Chaos versinken, versperren sie sich der Einsicht und Anerkennung, dass sie mit den Ruthen,

den Ausnahmegesetzen, die sie für die Züchtigung der katholischen Partei und ihres Gewissenstrotzes gebunden hatten, für ihren eigenen Rücken und für sämmtliche parlamentarischen Compagnieschaften jenen bekannten Skorpionen des Königs Rehabeam zubereitet haben. Nur das katholische Centrum steht mitten in diesem Lazareth von Kranken und Erschöpften noch einigermaassen heil und lebensfähig da, denn der Ausweg, welcher nach dem jetzigen Stand der Dinge die preussische Regierung mehr für sich selbst, als für ihre bisherigen Gegner öffnen möchte, — ihr Anerbieten, jene Strafgesetze nur nach ihrem discretionärem Ermessen anzurufen, gibt den Unbesiegten wenigstens die Anerkennung ihrer ungeschwächten Kriegstüchtigkeit.

Zu der kranken und leidenden Umgebung des Reichskanzlers gehört aber auch das deutsche Volk. Es hat alle jene Versuche, die Arbeiten von Jahrhunderten in wenige Jahre, ja Monate zusammenzufassen, an seinem Leibe ertragen müssen und, während es noch vergeblich auf eine geregelte Steuerordnung harrt, muss es noch dazu die Kosten der stürmischen Organisation nach eben so stürmisch geschaffenen finanziellen Nothgesetzen aufbringen.

Das deutsche Volk und seine Fürsten befanden sich noch leidlich wohl, als sich im Jahr 1784 im Fürstenbund Friedrich's II. der Streit Preussens und Österreichs um die Hegemonie in Deutschland ankündigte. Sechzehn Jahre vorher beschrieb und feierte noch Justus Möser im Vorwort zur ersten Ausgabe seiner „Osnabrück'schen Geschichte“ den letzten Ruhepunkt vor diesem bis zum Tage von Königgrätz andauerndem Sturm. „Nachdem, schreibt er, Karl's des Grossen Heerbanns-Commissarien in ihrer Fortbildung die Deutschen mit reisenden und plündernden Paschas, lebenslängliche Statthalter das Volk mit Reichs-Generalpächtern beschenkt hätten, nachdem sich ferner die deutschen Schultern zu schwach erwiesen hatten, ein aus dem Bund der Handelsstädte Ober- und Niederdeutschlands hervorgegangenes Ober- und Unterhaus mit dessen Bewilligungsrecht für das ganze Reichs-, Kriegs- und Steuerwesen zu tragen, — nachdem ohnehin die dazu nöthige Handlung durch die ganze Welt den Deutschen versagt blieb, so sei die letzte Möglichkeit noch immer die beste gewesen.“ Dieses „Pis aller“, die Aushilfe im Nothfall des einmal unwiderstehlich vordringenden Finanzstaats ist dem grossen

Osnabrück'schen Patrioten das Landesfürstenthum, in dem der Fürst „die ihm anvertrauten Reichsgemeinen als die seinigen betrachtet, sein Glück in dem ihrigen findet und wenigstens seinem Hause zu Gefallen nicht Alles auf einmal verzehrt, allenfalls aber an dem allerhöchsten Reichsoberhaupte noch einigen Widerstand hat."

Der 1794 verstorbene Justus Möser erlebte es nicht mehr, wie Napoleon's Rheinbund die Souveränetät dieser Landesfürsten ausdrücklich gegen Preussen und Österreich stärkte, und konnte noch weniger ahnen, dass diese Souveränetät der Landesherren sich späterhin gegen die eigenen Unterthanen und deren gefürchtete Hinneigung zu einem dieser mächtigen Bewerber um die Herrschaft in Deutschland verhärtete.

Unter dem milden Scepter einiger jener früheren noch nicht von Argwohn und Verdacht gequälten Landesfürsten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und innerhalb der Ringmauern der Reichsstädte ist aus dem deutschen Blut eine kurze Blüthe der deutschen Litteratur hervorgegangen. Während die Franzosen seit dem Wiedererwachen der weltlichen Wissenschaften und Künste eine, die Welt beherrschende und entzückende Litteratur schufen und jetzt noch die neuen Abdrücke von Montaigne und Charron, von Rabelais und Clément Marot an in ihre Hausbibliotheken aufnehmen und aus den Schätzen von mehr als drei Jahrhunderten Stärkung für ihre Tagesarbeit schöpfen, ist die deutsche Litteratur der letzten drei Jahrzehnte vom vorigen Jahrhundert so gut wie vergessen. Sie war von vornherein ein nicht ausgewachsenes Kind und ist unvollendet geblieben. Nur wenige Leute erfrischen sich noch in den Werken jener siebziger und achtziger Jahre, an ihrem körnigen Ausdruck und an ihren, die Spuren des Wetteifers mit den französischen und englischen Meistern noch an sich tragenden Wendungen. Die Meisterwerke der Sprache und Composition, wie die ersten Bände von Moritz'ens, „Anton Reiser," desgleichen die ersten Theile von Jung-Stillings Leben, beide Werke hoch über ihrem sprachlichen und Stimmungsvorbild, Goethe's Werther, stehend, oder auch wie die nächsten Nachblüthen, Ernst Moritz Arndt's Schilderung des pariser Lebens in der Directorialzeit und Friedrich Schulz'ens Gemälde von Warschau im Jahr vor der zweiten Theilung Polens, — Alles Werke, die den Stempel der Jugendblüthe und der Vollendung an sich tragen, sind bei-

nahe ganz unbekannt geworden. Die Hauptmasse der sogenannten classischen Litteratur der Deutschen ist mit Ausnahme einiger störrigen Originale, wie Jean Paul Friedrich Richter's Schmelzle's und Fixlein's in den Citatenschatz des deutschen Volks herabgesickert und von Georg Büchmann in seine „geflügelten Worte" zusammengetragen.

Als die Landesfürsten sich gegen die Unzufriedenheit der Unterthanen mit ihrer territorialen Einfriedigung mit Argwohn und Härte bewaffneten, war es mit der deutschen Litteratur vorbei and ward die deutsche Natur auf die Probe gestellt, ob sie sich mit einer Macht vertragen könne, die ihr zwar den Ausgang aus den lästig gewordenen engern Landesgrenzen öffnete, aber sie doch wieder in eine neue, wenn auch weitere Einfriedigung einschloss.

Diese Frage kam an das deutsche Wesen, als die norddeutsche Macht Österreich von der Einmischung in die innerlich entzweiten Landesfürstenthümer ausschloss, aber sie ist noch fern von der Lösung, reibt Bismarck's Nerven auf, zerbröckelt die politischen und parlamentarischen Parteien und bringt das Gefüge des neuen deutschen Reichs zum Knarren.

So wenig, wie die deutsche Litteratur zur Reife gelangt ist und am liebsten wie in den angeführten Werken Jung-Stilling's und des Berliner Sonderlings, Moritz, sich an dem musikalischen Reiz des Aneinanderklingens vom Rückzug in die Geheimnisse der Seele und vom Widerstreit mit der Aussenwelt ergötzt, so wenig hat das deutsche Blut eine nationale Geschichte erzeugt. Immer bewegte es sich im Wechsel des Gegensatzes gegen die Fremde und des Landschaftsgefühls. Heinrich der Löwe, der dem Sturm des deutschen Bluts nach aussen Halt gebot, um auf eigenem Sitz sich zu verschliessen, und die Römerzüge der Kaiser mit ihrer imperatorischen Nichtachtung der Gemeinfreiheit sind die Typen der ganzen deutschen Geschichte. Eine eigene Fahne, eigene Farben und eine nationale politische Parole hat der Deutsche nicht geschaffen.

Nun aber, nach dem Tage von Königgrätz, sollte er sich mit dem Erzeugniss einer jahrhundertlangen, ausserhalb seiner Ursitze durchgeführten Geschichte ausgleichen.

Es gibt kein preussisches, kein österreichisches Blut. Das preussische, das österreichische Wesen sind gemacht und Erzeugnisse der Historie. Mit der Wucht alles dessen, was sie

im Lauf der Geschichte zusammengebracht haben, sind sie ein Dogma, im Glauben ihrer Angehörigen, ein Bekenntniss, eine Confession; darum sagt z. B. ein gläubiger Bekenner: „ich bin ein Preusse, kennt ihr meine Farben?“ Das politische Dogma und Bekenntniss konnte sich nur in einer Position ausserhalb der deutschen Staatengruppen ausbilden, somit in einem kriegerischen Lager, wo es die Freiheit hatte, in die Angelegenheiten der auswärtigen Nachbarn einzugreifen und die eigne Macht und Bedeutung zu gründen. In diesem Lagerleben rühmten sich die beiden rivalisirenden deutschen Grossmächte ihres europäischen Berufs; als sie ihren letzten Zwist mit einander ausfochten, nahmen sie für sich den deutschen Beruf in Anspruch.

Im Frankfurter Parlament versuchte es zwar das deutsche Blut, sich eine seiner Natur entsprechende, auf der Gemeinfreiheit beruhende Verfassung zu geben; allein die Mehrheit der in der Mainstadt versammelten Volksvertreter traute in jenem Sinne, wie Justus Möser in seinem Urtheil über eine mittelalterliche Situation sich ausdrückt, den Schultern der Nation nicht die Kraft zu, ihr constitutionelles Gebäude zu tragen, und berief an die Spitze der neuen Centralgewalt den König von Preussen als kaiserliches Reichsoberhaupt und als ersten Träger der in seinem Hause erblichen Kaiserwürde. Hatte schon dieser Schritt die sprechendste Analogie in dem Beschluss jenes achäischen Bundes der griechischen Freistaaten, der sich unter das militärische Protectorat des gräcisirten Macedoniens stellte, so bildeten die gläubigen Gothaer zu Erfurt die Frankfurter Idee noch weiter ins Militärische aus, bis endlich die im Militärconflict der sechziger Jahre zum Glauben bekehrten Nationalliberalen 1866 und 1867 das militärisch-diplomatische Präsidium definitiv festsetzten.

Gibt es nun im Triebwerk der, auf den national-liberalen Horizont berechneten Schöpfung noch deutsches Blut? Kann es sich in derselben noch behaupten? Trotz der Abschwächung, die es nach unserer Darstellung auf den Gebieten der bürgerlichen Arbeit, der Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung erlitten hat, kann es mit den Resten seines Selbstgefühls noch wichtige Dienste leisten, vor Allem die Hast und Überstürzung der legislativen Arbeit mässigen und die Centralisation eine Weile lang zu einem schonenden Vorgehen bewegen. Aber nur auf

eine Weile lang, denn wenn es nur laviren und die Macht auch nur zum Laviren nöthigen kann, so kann es seiner schliesslichen Aufzehrung durch eine vielleicht langsamer, aber doch sicher fortschreitende Centralisation nicht entgehen.

Wenn es nicht in eigenen Productionen zeigt, dass es etwas Originales in sich hat, was ihm das Recht zur Existenz gibt, so ist es verloren.

Es muss von unten an wieder anfangen, zeigen, ob es seine, in mehreren Abschnitten der vorliegenden Bogen geschilderte Verdrossenheit und Neigung zur Verstimmtheit bezwingen kann. Es möge den Ruf der deutschen industriellen Arbeit wieder zu Ehren bringen, — vor Allem dämpfe es seine Lust an der eigenen Verherrlichung und seine Selbstüberhebung.

Wenn es sich in den letzten Jahren durch einen militärischen Erfolg verleiten liess, sich vor der Welt als die Auswahl der Völker zu brüsten, so war es ein Act der äussersten Noth, dass Fichte 1808 in den „Reden an die deutsche Nation" das deutsche Blut durch ein Gemälde, in welchem sein Idiom als die einzige Ursprache, seine Diction in Poesie und Prosa als die höchste Sprachleistung und sein Gemüth als die vollendetste Erscheinung in der Geschichte strahlte, zur Ermannung und Erhebung aufrufen wollte. Bei alledem ist es kein vortheilhaftes Zeugniss für die Neigung der Deutschen zur nationalen Selbsterkenntniss, dass Jean Paul Friedrich Richter's gründliche Beurtheilung dieses Werks (in den Heidelberger Jahrbüchern, siehe desselben sämmtliche Werke, Berlin, Band 44) so gut wie unbeachtet, wenigstens ohne Wirkung vorüberging.

Hier, im Fach der Selbsterkenntniss, ist ein Gebiet, auf welchem das deutsche Blut noch Vieles nachzuholen hat, und vielleicht gelingt es ihm in diesem Capitel, auch den Selbsttäuschungen und Beklemmungen des ganzen europäischen Wesens ein passendes Wort zu widmen.*)

*) Geschlossen den 8. Mai 1880.

Namen- und Sachverzeichniss.

Druck von Richard Oschatz in Chemnitz.

Druckfehler-Berichtigung.

p. 1, Zeile 11 v. u. statt Tribunals — lies: Tribunats.
p. 3, Zeile 4 v. u. statt Tacidus — lies: Tacitus.
p. 110, Zeile 20 v. u, statt Capponi — lies: Copponi.
p. 293, Zeile 13 v. u. statt Seit der Seit — lies: Seit der Zeit.
p. 301, Zeile 2 v. u. statt Staatenbilder — lies: Staatenbildner.
p. 313, Zeile 4 v. o. statt jenen — lies: jene.
p. 317, Zeile 2 v. u. statt Wesens — lies: Westens.



In den Jahren 1873 bis 1876 veröffentlichte Nietzsche unter dem Titel:

Unzeitgemässe Betrachtungen

vier Bücher, die sich die Aufgabe stellen, das in obigem Werk angeregte Problem der Kultur, speziell der deutschen Kultur, nach allen Richtungen zu durchforschen, die Prärogativen und Mängel unserer jetzigen sowohl, als auch die Ziele der künftigen Kultur zu bezeichnen und vor Allem jeden berufenen Einzelnen auf das, was ihm nach der wahren Erkenntniss des Wesens der Kultur selber noth thut, aufmerksam zu machen.

Erstes Stück:

David Strauss, der Bekenner u. der Schriftsteller.

Preis 3 Mark.

Inhalt: I. Vom angeblichen Sieg der deutschen Bildung und Kultur über Frankreich. (Was ist Kultur?) II. Wer hiervon gesprochen: der Bildungsphilister. Seine Entstehung, sein Wesen und sein Verhältniss zu den Problemen und Menschen der Kultur. III. Strauss als Fürsprecher der Bildungsphilister. IV. und V. Wie sich der Neugläubige seinen Himmel denkt. VI. und VII. Wie weit der Muth reicht, den die neue Religion ihren Gläubigen verleiht. VIII. Wie der Neugläubige seine Bücher schreibt. Der „klassische Schriftsteller" Strauss. IX. und X. Der Voltaire-Lessing-Strauss. XI. Charakteristik der Darstellungsweise Straussens. XII. Stilistische Unbeholfenheiten.

In der einleitenden Schilderung der deutschen Bildung und Kultur nach dem 70er Kriege wird der reine Begriff der Kultur, der in Deutschland verloren gegangen scheint, festgestellt und erwiesen. Als Schädiger der wahren Kultur müssen u. A. auch die erkannt werden, die in Straussens Werk „der alte und der neue Glaube" ihre Ansichten ausgesprochen finden. Die eingehendere Kritik dieses Buches giebt Nietzschen Gelegenheit seinen hohen Standpunkt in der Frage der Kultur deutlich zu machen, sodass diese erste unzeitgemässe Betrachtung die rudimentalen Anschauungen enthält, die zum Verständniss der folgenden erforderlich sind. Unter den zahlreichen Besprechungen dieser Schrift sei hier nur auf die ernsteste in Karl Hillebrand's „Zeiten, Völker und Menschen" Bd. II. pag. 291—310 hingewiesen. Siehe auch „Bruno Bauer, zur Orientirung über die Bismarck'sche Ära" p. 287, 288.

Zweites Stück:

Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben.

Preis 3 Mark.

Inhalt: Vorwort. I. Verständigung über das Thema. II. Das Leben braucht den Dienst der Historie. Dem Thätigen und Strebenden gehört die monumentalische Historie; III. dem Bewahrenden und Verehrenden die antiquarische, dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen die kritische. IV. Blick auf die Gegenwart: das Uebermaass der Historie erzeugt einen Zwiespalt zwischen

Innerlich und Aeusserlich. V. Schwäche der modernen Persönlichkeit. VI. „Historische Gerechtigkeit.“ VII. Zerstörende Macht der Historie. VIII. Der Glaube, Epigone zu sein. IX. Durch Historie erzeugte Ironie und Cynismus. Ed. v. Hartmann. X. Protest gegen die historische Jugenderziehung des modernen Menschen.

Wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich, wendet hier Nietzsche sein Augenmerk hauptsächlich der Verderblichkeit der modernen historischen Bildung zu. Er weist nach, warum „Belehrung ohne Belebung, warum Wissen, bei dem die Thätigkeit erschlafft, warum Historie als kostbarer Erkenntniss-Ueberfluss und Luxus uns ernstlich verhasst sein muss, — deshalb, weil es uns noch am Nothwendigsten fehlt, und weil das Ueberflüssige der Feind des Nothwendigen ist“. — Eine derartige Betrachtung gab es noch nicht, weder in unserer noch in auswärtiger Litteratur. Ihre ausführliche Schätzung erfährt sie ebenfalls in Karl Hillebrand's „Zeiten, Völker und Menschen“ Bd. II. pag. 311—338.

Drittes Stück:

Schopenhauer als Erzieher.

Preis 3 Mark.

Inhalt: I. Das Wesen des Menschen unerziehbar: Erzieher sind nur Befreier. II. Schopenhauer als Erzieher durch seinen Charakter; III. durch die Art, wie er seine Gefahren übersteht; IV. durch sein Vorbild als Mensch. Der Mensch Rousseau's, Goethe's und Schopenhauer's. Heroischer Lebenslauf. V. Pflichten aus dem Ideal des Schopenhauer'schen Menschen erwachsend. Der Grundgedanke aller Kultur. VI. Bewusstes Wollen der Kultur: deren Ziel Erzeugung des Genius. Wodurch diese verhindert wird. VII. Bedingungen zur Entstehung des philosophischen Genius. VIII. Verhalten des heutigen Staates zu Philosophie und Philosophen. Forderung, der Philosophie jede staatliche und akademische Anerkennung zu entziehen.

Dieses Werk bringt, bei Anlass der Würdigung Schopenhauers als eines der grössten Erzieher, alle jene Elemente zur Sprache, welche das Moralische der wahren Kultur ausmachen. Es enthält sozusagen die Ethik, den Lebenskanon aller Hochgesinnten und ist mithin selber ein Buch von höchster erzieherischer Richtung, dergleichen keines zuvor existirte. — Auch diesem Buche widmet Karl Hillebrand einen Essay in seinen „Zeiten, Völker und Menschen.“ Bd. II. pag. 353—366.

Viertes Stück:

Richard Wagner in Bayreuth.

I. und II. Aufl. Preis 3 Mark.

Inhalt: I. Gesinnung der Theilnehmer am bayreuther Ereigniss. II. Das Dramatische im Werden Wagner's. III. Seine Treue gegen sein höheres Selbst. IV. Wagner als Kulturgewalt. Tragische Gesinnung. V. Die von Wagner gefundene Beziehung zwischen Musik und Leben. VI. Bedeutung der Wagner'schen Kunst für unsere Kultur. VII. Der dithyrambische Dramatiker Wagner. VIII. Wie Wagner zum Dithyrambiker wurde. Das „Volk.“ Schöpferische Vereinsamung,

Die Freunde und Bayreuth. Absicht auf Stil-Ueberlieferung. IX. Was Wagner, der Künstler, ist. Sein Dichterisches und seine Sprache. Wagner als gymnastischer Bildner und als Musiker. Als Künstler im Ganzen. X. Begründung einer Stil-Tradition für die Zukunft: durch Beispielgeben, durch schriftstellerisches Mittheilen. Menschen der Zukunft. XI. Uebereinstimmung der Willensrichtung dieser Menschen mit jener der Personen in Wagner's Dramen. Ausblick in die Zukunft.

Als Festschrift gelegentlich der Bayreuther Spiele geschrieben, sucht diese Betrachtung das Gesammtbild von Wagner's Individualität und ihrer Aeusserungen und Wirkungen verständlich zu machen. Bereits in der „Geburt der Tragödie etc.“ wies Nietzsche auf Wagner's Bedeutung als Kulturgewalt hin; in vorliegendem Buch wendet er diesem sublimen Thema ein noch eingehenderes Interesse zu. Dem künftigen Biographen Wagner's wird dies Dokument der Gesinnung eines bedeutenden Zeitgenossen unentbehrlich und eine Quelle von höchstem kulturhistorischen Werthe sein.

Von letzterer Schrift liess die Verlagshandlung eine durch den Verfasser autorisirte französische Uebersetzung erscheinen, betitelt:

Richard Wagner à Bayreuth

par **Frédéric Nietzsche.**

Traduit en français par Marie Baumgartner.

Preis 2,70 Mark.

In solcher Gestalt empfiehlt sich das Buch der Theilnahme des Auslandes. Die Uebersetzung trifft, nach dem Urtheil deutsch verstehender Franzosen, den Ton des Originals so gut es die französische Sprache ermöglicht. Den Abweichungen vom deutschen Text liegen die Angaben des Autors selbst zu Grunde.

Es folgte im Jahre 1878 Nietzsche's umfassendstes Werk:

Menschliches, Allzumenschliches.

Ein Buch für freie Geister.

Dem Andenken Voltaire's geweiht zur Gedächtnissfeier seines Todestages, des 30. Mai 1778.

24 Bogen gross Oktav

brosch. 10 Mark; geb. 11,50 Mark.

Dieses überaus anregende Buch, das **in Russland verboten** ist, enthält 638 grössere und kleinere Aphorismen und Sentenzen, die sich nach folgenden Ueberschriften in neun Hauptstücke ordnen:

Inhalt: I. Von den ersten und letzten Dingen. II. Zur Geschichte der moralischen Empfindungen. III. Das religiöse Leben. IV. Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller. V. Anzeichen höherer und niederer Kultur. VI. Der Mensch im Verkehr. VII. Weib und Kind. VIII. Ein Blick auf den Staat. IX. Der Mensch mit sich allein.

Hierzu publizirte der Verfasser im Frühjahr 1879 einen 2. Band:

Menschliches, Allzumenschliches.

Anhang: **Vermischte Meinungen und Sprüche** (408 Aphorismen).

Preis 5 Mark.

Beide Bände zusammen bilden ein Ganzes. Der Gesichtskreis der unzeitgemässen Betrachtungen, der nur die Frage der deutschen Kultur betraf, hat sich hier zum Ueberblick über die Kultur des gesammten Menschengeschlechts erweitert. Ausser in der früheren Art seines Auftretens zeigt sich Nietzsche noch als wissenschaftlicher Erörterer der Grundfragen der Philosophie, als Moralist und Politiker. Als Ersterer dringt er — gegenüber der Metaphysischen Philosophie, die das Metaphysische selber durch ihre modernsten Vertreter zum Spott der Wissenschaft werden lässt — auf das historische Philosophiren, welches die Welt, wie es einzig möglich, aus ihrem Werden, nicht aber aus ihrem dem Erkennen unzugänglichen Sein erklärt. Als Moralist kommt Nietzsche an der Hand der historischen Betrachtungsart zu den folgenreichsten Aufschlüssen; u. A. muss hiernach die Begründung der Moral aus der Metaphysik, wie sie Schopenhauer liefert, für unhaltbar befunden werden, insofern nämlich der historischen Philosophie eine natürliche Entstehungsgeschichte der Moral bereits gelungen ist: in dem später angeführten Werke Paul Rée's: „Der Ursprung der moralischen Empfindungen," als dessen Erweiterer und Fortsetzer Nietzsche sich hier bekundet. — Als Politiker urtheilt N., wie durchgängig im Buche, vom parteilosen Standpunkte des Freigeistes aus und vermag durch seine erwähnte Betrachtungsart bedeutende Einblicke in das Wesen z. B. des Sozialismus, der Beziehung zwischen Staat und Religion, der Unentbehrlichkeit der Kriege u. s. w. zu geben. Es ist unmöglich den reichen Inhalt beider Bände in einer kurzen Uebersicht anzudeuten; als Denkmälern der Freigeisterei unseres Zeitalters sichert ihnen nicht nur ihre Gedankenfülle, sondern auch ihre meisterhafte Form einen dauernden Werth in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Weihnacht 1879 erschien Friedrich Nietzsche's neuestes Werk:

Der Wanderer und sein Schatten.

Eine Gedankensammlung (350 Aphorismen und 2 Dialoge).

gr. 8. Preis 6 Mark.

In diesem Buche setzt Nietzsche seine Meditationen, wie sie in „Menschliches, Allzumenschliches" vorliegen, mit immer resultatreicherem Gelingen fort. Indem er die Konsequenzen der genannten

Sache. VIII. Zusammenkunft mit Rob. Mayer. IX. Nach der Zusammenkunft bis zum Tode. X. Nach dem Tode. XI. Einzigkeit und Ueberlegenheit der Mayer'schen Schöpfung.

Robert Mayer, der deutsche Galilei, der zweite Begründer der Physik, hat durch seine Entdeckung des mechanischen Kraftwerthes der Wärme und seine darauf basirende universale Entwickelung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft die höhere Naturwissenschaft in eine neue Phase gehoben, indem er sie um ein Grundprinzip von unabsehbarster Folgenwichtigkeit bereicherte. Er zeigte, dass die Ursache der Wärmeerscheinungen neben der Fallkraft und der Bewegung eine dritte Form der mechanischen Kraft sei, und dass sich Wärme in mechanische Kraft und diese sich wiederum in Wärme umsetzen lasse, wobei gemäss dem Grundsatze causa aequat effectum (die Ursache ist gleich der Wirkung, erhält sich in der Wirkung) ein bestimmtes Grössenverhältniss zwischen Wärme und mechanischer Kraft existire und eine bestimmte Menge Wärme eines Gewichtstheiles einer bestimmten Menge mechanischer Kraft desselben Gewichtstheiles äquivalent sei, dass also unter aller Formverwandlung die Kraft in ihrer Quantität unvermindert erhalten bleibe. Aber nicht nur durch diese Entdeckung, sondern auch durch deren originale Anwendung auf Physiologie und kosmische Physik erscheint Rob. Mayer als einer der genialsten Forscher aller Zeiten und seinem Vorgänger Galilei durchaus ebenbürtig. — In obigem Buche schildert Dühring die fundamentale, epochemachende Bedeutung dieses unsterblichen Verdienstes in jeder Hinsicht, sodann die Schicksale, welche Robert Mayer schmachvoll dafür zu erleiden hatte, mit jener freimüthigen Beredsamkeit, derentwegen man Dühring's Entfernung von der berliner Universität für gut befinden und ihn in den Verruf eines „Sozialdemokraten“ bringen zu müssen glaubte. Der berühmte Gelehrte hat seinen Gegenstand mit Wärme und in fesselndster Weise behandelt. Seine meisterhaften Darstellungen sind durchaus populär gehalten, sodass das Buch als ein Volksbuch im edelsten Sinne jedem Gebildeten empfohlen werden kann.

Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie.

Streit- und Friedensschrift.

Von Prof. Dr. **Franz Overbeck.**

Preis 3 Mark.

Inhalt: Vorwort. I. Verhältniss d. Theologie zum Christenthum überhaupt. Das Christenth. wurde den Alexandrinern ein wissenschaftl. Problem, d. h. sie stellten es als Religion in Frage: Entstehung der christl. Theologie. Antike u. moderne, allegor. u. histor. Interpretation der Mythen u. Dogmen. Naturwissenschaft u. Glaube bei jetzigen Theologen. — II. Die apologetische Theologie der Gegenwart, hinsichtl. ihrer Welt- u. Lebensbetrachtung; ihr histor. u. naturhistor. Beweis für's Christenth. Sünde, Elend, Tod, Hölle u. Himmel in ihrer Auffassung. Der Wunderbeweis. Ihre Meinung über Beziehung v. Christenth. zu Bildung u. Politik. Ihre kritischen Maassstäbe. Wirkungslosigkeit

der ganzen Richtung. Ihre Unchristlichkeit. — III. Die liberale Theologie der Gegenwart. Ihr „Christenth. Christi." Dessen angebl. Akkommodationsfähigkeit. Verkennung der Weltvereinung. Christus bei den Liberalen als Kulturfreund. Vernichtung des Christenth. durch Unterschieben weltbejahender Tendenz. Popularisirung der lib. Theologie: ihr äusserster Exzess die „Protestantenbibel." — IV. Die kritische Theologie u. ihr positives Verhältniss zum Christenth. in der Gegenwart. Ohne sich selbst mit der christl. Lebensbetrachtung zu identifiziren, nimmt die krit. Theologie sie doch gegen Verkennung in Schutz: sowohl gegen die apologet. u. lib. Theologie, als auch gegen Versuche, sie völlig zu vernichten (das Straussische Bekenntniss). — V. Möglichkeit einer krit. Theologie in protestant. Kirchen. Paul de Lagarde. Forderung, den Eid theolog. Lehrer, die Methoden u. Resultate ihrer Arbeiten betr., aufzuheben, die Ordinationsgelöbnisse abzuändern u. den esoter Standpunkt des Geistlichen neben seinem erforderlichen exoter. anzuerkennen. Schluss.

Die Irreligiosität jeder Theologie, sofern sie Glauben und Wissen in Berührung bringt, des Besondern aber die Unchristlichkeit der verschiedenen christlichen Theologien, kennzeichnet der Autor erschöpfend und mit Superiorität in prägnanten Zügen. Als gründlichster Kenner der Kirchengeschichte über allen Parteien stehend, muss er doch der kritischen Theologie die Aufgabe zusprechen, das Christenthum gegen alle die Theologien zu vertheidigen, welche es zu vertreten meinen indem sie es der Welt akkommodiren und, durch Gleichgültigkeit gegen seine Lebensbetrachtung, entweder zu einer todten Orthodoxie ausdörren oder zur Weltlichkeit herabziehen, d. h. es auf beide Weisen vernichten. Das Ganze schliesst mit einer Reihe praktischer Vorschläge über die Auswege aus den Schwierigkeiten der Stellung unsrer heutigen Theologie. Neben Paul de Lagarde's „Verhältniss des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion", ist vorliegende Schrift die hervorragendste Anleitung, Nicht-Theologen über Tendenz und Werth der bestehenden theologischen Parteien zu orientiren, somit in eine öffentliche Angelegenheit Licht zu bringen, deren gedeihliche Lösung allzugrosse Verwirrung und Unklarheit gefährden.

Studien zur Geschichte der alten Kirche.

Von Prof. Dr. **Franz Overbeck.**

Heft I. gr. 8. S. VIII. 230. Preis 6 Mark.

Inhalt: I. Ueber den pseudojustinischen Brief an Diognet. — II. Ueber die Gesetze der römischen Kaiser von Trajan bis Marc Aurel gegen die Christen und ihre Auffassung bei den Kirchenschriftstellern. — III. Ueber das Verhältniss der alten Kirche zur Sclaverei im römischen Reiche.

Von diesen drei eminent gelehrten Aufsätzen, welche die Beziehung der alten Kirche zur griechisch-römischen Aussenwelt betreffen, zieht No. 1 die Aechtheit eines bis jetzt ohne Widerspruch ins 2. Jahrhundert gesetzten und stets besonders gepriesenen apologetischen Schriftstückes in Frage. Anscheinlich ist es dem Verfasser weniger um dieses seiner Meinung nach weit überschätzte Schriftstück zu thun, als darum, einige Beiträge zur Charakteristik der Apologetik

der alten Kirche zu liefern und den Zustand der Unreife zu konstatiren, in welchem sich die litterarhistorische Kritik der Theologie noch befindet. — No. 2 behandelt die kaiserliche Strafgesetzgebung gegen die Christen im 2. Jahrhundert und die Meinungen darüber in der christlichen Tradition, wobei sich lehrreiche Einblicke in die frühesten Schwierigkeiten und Komplikationen des Verhältnisses der Kirche zum Staate ergeben. — No. 3 sucht ein sehr zähes und charakteristisches modernes Vorurtheil gegen die altkirchliche Auffassung der Sklaverei im römischen Reiche aus dem Wege zu räumen, indem nachgewiesen wird, dass man über das eigentliche Interesse dieser Kirche, soweit sie sich mit der antiken Sklaverei befasst, völlig in die Irre geht, wenn man es in der Erschütterung der politischen Institution als solcher findet. —

Das zweite Heft dieser „Studien" soll binnen Jahresfrist erscheinen.

Fritze, Ludw. Bd. 3. Mricchakatika oder das irdene Wägelchen . . . . M. 4. 50.

— — Meghaduta, das ist der Wolkenbote. Ein Gedicht von Kalidasa. In das Deutsche metrisch übersetzt brosch. M. 1. 50. eleg. gebd. M. 2. —.

Pischel, Rich. Assalâyanasuttam . . . . M. 2. 25.

Sainte-Beuve, Menschen des 18. Jahrhunderts. Nach den Causeries du Lundi in das Deutsche übersetzt (unter der Presse).

Widemann, Paul. Ueber die Bedingungen der Uebereinstimmung des discursiven Erkennens mit dem intuitiven. Eine Untersuchung des Ursprungs der Formen und Gesetze des Denkens . . . M. 1. 20.

Marr, Wilh. Antisemitische Hefte.

Heft 1. Der Judenkrieg, seine Fehler und wie er zu organisiren ist . . . . M. —. 60.

„ 2. Goldene Ratten und rothe Mäuse . M. —. 60.

„ 3. Oeffnet die Augen, Ihr deutschen Zeitungsleser . . . . M. —. 60.

(wird fortgesetzt.)

1880.



